

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Hebels rheinländischer Hausfreund

1904

[urn:nbn:de:bsz:31-262170](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-262170)

Hebel's

Rheinländischer Hausfreund

für das Jahr

1904.

VI
345

Bad. AB. Nr. 3445

VI 3155

K

98 B 82974, 1904



Hebel's

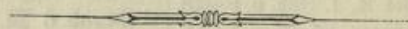
Rheinländischer Hausfreund

(Zeit der Gründung durch J. V. Hebel 100 Jahre)

für

das Jahr

1904.



Karlsruhe

J. Lang's Verlagsbuchhandlung.

Januar oder Wintermonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- Sant.	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres	
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.		
1 Freitag	Neujahr	Neujahr	☾	8 ²⁰	4 ⁴⁴	3 ²⁹	5 ⁵¹	1/366	
2 Samst.	Gordius	Makarius	☾	8 ²⁰	4 ⁴⁵	4 ²⁷	6 ⁵⁴	2/365	
1. Proteft. I : Der vom Himmel kommt. Joh. 3, 27-36. B : Die Kraft des Glaubens. Hebr. 11, 17-26. Kathol.: Nachdem Herodes gestorben war; Matth. 2, 19-23.				Tageslänge: 8 Stund. 26 M.					
3 Sonnt.	S. n. Neuj.	S. n. Neuj.	☾	8 ²⁰	4 ⁴⁶	5 ³³	7 ⁵³	3/364	
4 Mont.	Isabella	Titus	☾	8 ²⁰	4 ⁴⁷	6 ⁴⁶	8 ⁴⁵	4/363	
5 Dienst.	Simon	Telesph. Sev.	☾	8 ²⁰	4 ⁴⁸	8 2	9 ²⁹	5/362	
6 Mittw.	Ersh. Gh.	Bl. 3 Könige	☾	8 ¹⁹	4 ⁴⁹	9 ¹⁸	10 7	6/361	
7 Donnst.	Raimund	Valentin	☾	8 ¹⁹	4 ⁵⁰	10 ³³	10 ⁴¹	7/360	
8 Freitag	Erhard	Erhard	☾	8 ¹⁹	4 ⁵²	11 ⁴⁶	11 ¹³	8/359	
9 Samst.	Marzell.	Julian M.	☾	8 ¹⁹	4 ⁵³	Ncht.	11 ⁴³	9/358	
2. Proteft. I : Die Taufe Jesu. Matth. 3, 13-17. B : Das Bad der Wiedergeburt. Tit. 3, 1-8. Kathol.: Als Jesus 12 Jahre alt war. Lut. 2, 42-52.				Tageslänge: 8 Stund. 36 M.					
10 Sonnt.	1. S. n. Ep.	1. S. n. Ep.	☾	8 ¹⁸	4 ⁵⁴	12 ⁵⁸	12 ¹⁴	10/357	
11 Mont.	Mathilde	Hyginus	☾	8 ¹⁸	4 ⁵⁶	2 6	12 ⁴⁵	11/356	
12 Dienst.	Reinhold	Ernst	☾	8 ¹⁸	4 ⁵⁷	3 ¹²	1 ²⁰	12/355	
13 Mittw.	Hilarius	Beronika	☾	8 ¹⁸	4 ⁵⁸	4 ¹⁴	1 ⁵⁹	13/354	
14 Donnst.	Felix	Felix	☾	8 ¹⁷	4 ⁵⁹	5 ¹²	2 ⁴²	14/353	
15 Freitag	Maurus	Maurus	☾	8 ¹⁷	5 0	6 6	3 ²⁸	15/352	
16 Samst.	Heinrich	Marcellus P.	☾	8 ¹⁶	5 2	6 ⁵⁴	4 ²⁰	16/351	
3. Proteft. I : Gott ist Geist. Joh. 4, 5-26. B : Die Gemeinde der r. 2. Kor. 6, 14-7, 1. Kathol.: Von der Hochzeit zu Kanä. Joh. 2, 1-11.				Tageslänge: 8 Stund. 49 M.					
17 Sonnt.	2. S. n. Ep.	2. S. n. Ep.	☾	8 ¹⁵	5 4	7 ²⁶	5 ¹⁴	17/350	
18 Mont.	Prisca	Pet. Stf. z. R.	☾	8 ¹⁴	5 5	8 ¹³	6 ¹²	18/349	
19 Dienst.	Sarah	Kanut, Mar.	☾	8 ¹⁴	5 6	8 ⁴⁶	7 ¹⁰	19/348	
20 Mittw.	Sebastian	Jab. u. S.	☾	8 ¹³	5 8	9 ¹⁴	8 ¹⁰	20/347	
21 Donnst.	Agnes	Agnes J.	☾	8 ¹²	5 ¹⁰	9 ⁴²	9 ¹⁰	21/346	
22 Freitag	Vincentius	Vincentius	☾	8 ¹¹	5 ¹²	10 7	10 ¹¹	22/345	
23 Samst.	Emerentian	Meinr., Alf.	☾	8 ¹⁰	5 ¹³	10 ³³	11 ¹¹	23/344	
4. Proteft. I : Jesus der Welt Heiland. Joh. 4, 27-42. B : Das Zeugnis Gottes r. 1. Joh. 5, 9-13. Kathol.: Jesus heilt einen Aussätzigen. Matth. 8, 1-13.				Tageslänge: 9 Stund. 6 M.					
24 Sonnt.	3. S. n. Ep.	3. S. n. Ep.	☾	8 9	5 ¹⁴	10 ⁵⁹	Ncht.	24/343	
25 Mont.	Pauli Bek.	Pauli Bek.	☾	8 8	5 ¹⁶	11 ²⁷	12 ¹⁴	25/342	
26 Dienst.	Polykarp	Polykarp	☾	8 6	5 ¹⁸	11 ⁵⁸	1 18	26/341	
27 Mittw.	Geburtsfest des Kaisers		☾	8 6	5 ¹⁹	12 ³⁴	2 ³²	27/340	
28 Donnst.	Manfred	Karl d. Gr.	☾	8 5	5 ²⁰	1 17	3 ²⁸	28/339	
29 Freitag	Arnulf	Franzv. S.	☾	8 4	5 ²¹	2 8	4 ³²	29/338	
30 Samst.	Adelgunde	Adelgunde J.	☾	8 3	5 ²³	3 9	5 ³³	30/337	
5. Proteft. I : Die Heilung d. Blindgeb. Joh. 9, 1-7. B : Siehe das ist mein Knecht. Jel. 42, 1-8. Kathol.: Von den Arbeitern im Weinb. Matth. 20, 1-16.				Tageslänge: 9 Stund. 22 M.					
31 Sonnt.	Septuages.	Septuages.	☾	8 2	5 ²⁴	4 ¹⁷	6 ²⁹	31/336	

Mondphasen.
Vollmond am 3. um 6 Uhr 47 Minuten vormittags. Letztes Viertel am 9. um 10 Uhr 10 Min. nachmittags. Neumond am 17. um 4 Uhr 47 Min. nachmittags. Erstes Viertel am 25. um 9 Uhr 41 Min. nachmittags.

☾ Mond geht am 2. abwärts.
☾ Mond geht am 15. aufwärts.
☾ Mond geht am 29. abwärts.
Der Mond ist am 4. um 1 Uhr nachmittags in Erdnähe, am 19. um 12 Uhr nachts in Erdferne und am 8. und 22. im Aequator.

Planetenlauf.
Merkur geht anfangs Januar eine Stunde nach der Sonne unter, kommt am 17. in untere Konjunktion mit derselben. **Venus** geht noch 3 Stunden vor der Sonne auf und ist rechtläufig im Skorpion. **Mars** geht nach 7 Uhr abends unter und kommt vom Steinbock zum Wassermann. **Jupiter** ist rechtläufig im Wassermann und geht schon vor 9¹/₂ Uhr abends unter. **Saturn** geht schon nach 5¹/₂ Uhr nachmittags unter und ist rechtläufig im Steinbock.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.
Januar ist trocken und nicht sehr kalt.

Bauernregeln.
Ein schöner Januar bringt ein gutes Jahr. Morgenröte im Jan. deutet auf viel Gewitter im Sommer; viel Schnee, viel Heu, aber wenig Korn. Tanzen im Januar die Muden, muß der Bauer nach dem Futter gucken. — Binzenzen (22.) Sonnenschein, bringt viel Korn und Wein. Wie das Wetter am Makarius (2.) war, so wirds im September trüb oder klar. — Fabian Sebastian (20.) läßt den Saft in die Bäume gahn. — Sankt Paulus klar (25.) bringt gutes Jahr; hat er Wind, regnets geschwind; ist Nebel stark, fällt Krankheit den Sarg; wenns regnet und schneit, wird teuer 's Getreid; doch Gott allein wend't alle Pein. Winternebel bringt bei Ostwind Tau, der Westwind treibt ihn aus der Au. — Bleibt der Winter fern, es nachwintert gerne.

1. Obilo; Vulgentius. 3. Genovefa; Enoch. 10. Agathon P.; Paul G. 17. Antonius; Anton. 24. Timotheus B.; Timotheus. 27. Joh. Chryf. B. 31. Petrus v. Nol.; Vergilius.

Februar oder Faunoniat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Wond- Zeit	Sonnen-		Wond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Mont.	Brigitta	Ignatius		8 0	5 ²⁸	5 ³²	7 ¹⁸	32/335
2 Dienst.	Mar. Rein.	Mar. Lichtm.		7 ⁵⁸	5 ²⁸	6 ⁵¹	8 0	33/334
3 Mittw.	Blasius	Blasius		7 ⁵⁶	5 ³⁰	8 9	8 ³⁸	34/333
4 Donnst.	Rabanus	Andreas		7 ⁵⁵	5 ³¹	9 ²⁶	9 ¹⁵	35/332
5 Freitag	Agatha	Agatha Alb.		7 ⁵¹	5 ³³	10 ⁴¹	9 ⁴⁴	36/331
6 Samst.	Amanda	Dorothea		7 ⁵²	5 ³⁵	11 ⁵³	10 ¹⁶	37/330
6	Protest. <i>I: Ich bin die Auferstehung. Joh. 11, 20-27. II: In Christus werden ic. 1. Kor. 15, 12-19.</i> Kathol.: Vom Sämann u. guten Samen. Luf. 8, 4-15.			Tageslänge:				
7 Sonnt.	Seragesim.	Seragesim.		7 ⁵⁰	5 ³⁶	Ncht	10 ⁴	38/329
8 Mont.	Salomon	Joh. v. W.		7 ⁴⁹	5 ³⁸	1 1	11 ⁵²	39/328
9 Dienst.	Apollonia	Apollonia		7 ⁴⁸	5 ⁴⁰	2 6	12 0	40/327
10 Mittw.	Wilhelm	Scholastika		7 ⁴⁷	5 ⁴¹	3 7	12 ⁴¹	41/326
11 Donnst.	Euphrosine	Euphrosine		7 ⁴⁵	5 ⁴²	4 1	1 ²⁷	42/325
12 Freitag	Eulalia	Eulalia		7 ⁴⁴	5 ⁴⁴	4 ⁵⁰	2 ¹⁰	43/324
13 Samst.	Jordan	Greg. II. P.		7 ⁴²	5 ⁴⁵	5 ³⁴	3 9	44/323
7	Protest. <i>I: Entehr Jesu bei Zachäus. Luf. 19, 1-10. II: Gott will sich erbarmen. Röm. 11, 30-36.</i> Kathol.: Jesus heilt einen Blinden. Luf. 18, 31-42.			Tageslänge:				
14 Sonnt.	Estomihl	Quinquages.		7 ⁴⁰	5 ⁴⁷	6 ¹³	4 5	45/322
15 Mont.	Faustinus	Faustinus		7 ³⁸	5 ⁴⁹	6 ¹⁸	5 2	46/321
16 Dienst.	F a s t n a c h t	F a s t n a c h t		7 ³⁷	5 ⁵¹	7 ¹⁸	6 2	47/320
17 Mittw.	A s c h e r m.	+ A s c h e r m.		7 ³⁵	5 ⁵²	7-6	7 3	48/319
18 Donnst.	Simeon	Simeon B.		7 ³³	5 ⁵⁴	8 ¹²	8 3	49/318
19 Freitag	Konrad	Konrad		7 ³¹	5 ⁵⁶	8 ³⁷	9 4	50/317
20 Samst.	Eucharis	Lioba Abt.		7 ²⁹	5 ⁵⁷	9 2	10 5	51/316
8	Protest. <i>I: Das Sihen z. Rechten ic. Matth. 20, 17-23. II: Heiliget ein Fasten. Joel 2, 12-15.</i> Kathol.: Jesus wird vom Teufel versucht. Matth. 4, 1-11.			Tageslänge:				
21 Sonnt.	1. Invocav.	1. Invocav.		7 ²⁸	5 ⁵⁹	9 ³¹	11 8	52/315
22 Mont.	Pet. Stuhl.	Pet. Stf. z. A.		7 ²⁶	6 0	10 0	Ncht	53/314
23 Dienst.	Reinhard	Wilburgis		7 ²⁵	6 2	10 ³⁴	12 ¹¹	54/313
24 Mittw.	Schalttag	+ I. O u.		7 ²⁴	6 2	11 ¹²	1 ¹⁴	55/312
25 Donnst.	Matthias	Ap. Matthias		7 ²²	6 4	11 ¹⁸	2 ¹⁷	56/311
26 Freitag	Victor	+ Walb.		7 ²⁰	6 5	12 ⁵¹	3 ¹⁷	57/310
27 Samst.	Nestorius	+ Mechtildis		7 ¹⁸	6 7	1 ⁵³	4 ¹	58/309
9	Protest. <i>I: Das Steilen des ic. Joh. 12, 20-27. II: Selig der, den Gott straft. Hiob 5, 17-27.</i> Kathol.: Von der Verkürzung Jesu. Matth. 17, 1-9.			Tageslänge:				
28 Sonnt.	Reminisc.	2. Reminisc.		7 ¹⁶	6 7	3 3	5 4	59/308
29 Mont.	Renata	Romanus		7 ¹⁵	6 9	4 ¹⁰	5 ¹⁰	60/307

2. Adelheid von Hisingen; Marquard. — 7. Abaucus; Romuald. —
14. Valentin. — 16. Juliana. — 17. Donatus; Konstantin. — 21. Eleonore.
— 24. Schalttag. — 28. Leander.

Mondphasen.

Vollmond am 1. um 5 Uhr
33 Minuten nachmittags. Letztes
Viertel am 8. um 10 Uhr 56 Min.
vormittags. Neumond am 16.
um 12 Uhr 5 Minuten mittags.
Erstes Viertel am 24. um
12 Uhr 9 Minuten mittags.

☾ Mond geht am 11. aufwärts.
☽ Mond geht am 26. abwärts.

Der Mond ist am 2. um 1 Uhr
vormittags in Erdnähe, am 16.
um 1 Uhr vormittags in Erd-
ferne und am 4. und 19. im
Aequator.

Planetenlauf.

Mercur erreicht am 10. größte
westliche Elongation zur Sonne
und geht gegen 6¹/₂ Uhr morgens
auf. **Venus** geht noch vor 6 Uhr
früh auf und ist rechtläufig im
Schützen. **Mars** geht um 7¹/₂ Uhr
abends unter und ist rechtläufig
im Wassermann. Am 26. in Kon-
junktion mit Jupiter. **Jupiter**
geht schon gegen 8 Uhr abends
unter und ist ebenfalls rechtläufig
im Wassermann. **Saturn** kommt
am 2. in Konjunktion mit der
Sonne und ist deshalb unsichtbar
im Steinbock.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.

Februar ist im Anfange schön,
vom 13. bis 18. Schnee und Wind
und bis zum Ende sehr kalt.

Bauernregeln.

Wie der Februar, so der August
— Wenn am 2. Hornung die Sonne
scheint, geraten die Erbsen wohl.
Matth. bricht Eis, hat er keins, so
macht er eins. Wenn im Hornung
die Schnaken geigen, müssen sie im
Märzen schweigen. Petri Stuhl.
kalt, die Kält noch länger anhält.
Je stürmischer um Lichtmeß, je
sicherer ein schönes Frühjahr. Zu
Lichtmeß kommt der Dachs aus
seiner Höhle das Wetter anzu-
schauen; sieht er seinen Schatten
kehrt er noch 4 Wochen in seine
Höhle zurück. Heftige Nordwinde
am Ende Februar, vermelden ein
fruchtbares Jahr.

März oder Frühlingsmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- Sant	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Dienst.	Oskar	Suibert, Alb.	☾	7 ¹⁴	6 ¹⁰	5 ³⁷	6 ²⁹	61/306
2 Mittw.	Louise	Simplic.	☾	7 ¹³	6 ¹²	6 ⁵⁶	7 ⁶	62/305
3 Donnst.	Titian	Kunigunde	☾	7 ¹⁰	6 ¹⁴	8 ¹⁴	7 ⁴⁰	63/304
4 Freitag	Adrian	Kasimir	☾	7 ⁷	6 ¹⁶	9 ³⁰	8 ¹³	64/303
5 Samst.	Friedrich	Friedrich	☾	7 ⁵	6 ¹⁸	10 ⁴³	8 ⁴⁶	65/302
10. Protest. (L: Verklärung Jesu. Joh. 17, 1-8. R: Gebet um Zions Aufbau. Ps. 102, 13-23.)				Tageslänge:				
Kathol.: Jesus treibt einen Teufel aus. Luk. 11, 14-28.				11 St. 16 Min.				
6 Sonnt.	Oculi	3. Oculi	☾	7 ³	6 ¹⁹	11 ⁵²	9 ²⁰	66/301
7 Mont.	Felicitas	Thomas v. A.	☾	7 ¹	6 ²⁰	Nacht	9 ⁵⁷	67/300
8 Dienst.	Philemon	Johann v. G.	☾	6 ⁵⁹	6 ²²	12 ⁵⁶	10 ³⁸	68/299
9 Mittw.	40 Ritter	Franz v. R.	☾	6 ⁵⁷	6 ²⁴	1 ⁵⁴	11 ²³	69/298
10 Donnst.	Cyrillus	40 Märt.	☾	6 ⁵⁵	6 ²⁶	2 ⁴⁶	12 ¹²	70/297
11 Freitag	Rosine	Rosine	☾	6 ⁵³	6 ²⁸	3 ³³	1 ⁴	71/296
12 Samst.	Gabriel	Gregor d. Gr.	☾	6 ⁵¹	6 ²⁷	4 ¹⁴	1 ⁵⁹	72/295
11. Protest. (L: Heiligung in d. Wahrheit. Joh. 17, 9-19. R: Gnade Gottes in Christus. 1. Tim. 1, 12-16.)				Tageslänge:				
Kathol.: Jesus speiset 4000 Mann. Joh. 6, 1-15.				11 St. 40 Min.				
13 Sonnt.	Lätare	4. Lätare	☾	6 ⁴⁹	6 ²⁹	4 ⁴⁹	2 ⁵⁶	73/294
14 Mont.	Wrechthild	Mathilde R.	☾	6 ⁴⁷	6 ³¹	5 ³¹	3 ⁵⁵	74/293
15 Dienst.	Christoph	Longinus	☾	6 ⁴⁵	6 ³²	5 ⁴⁹	4 ⁵⁵	75/292
16 Mittw.	Henriette	Heribert	☾	6 ⁴³	6 ³³	6 ¹⁶	5 ⁵⁵	76/291
17 Donnst.	Patricius	Gertraud	☾	6 ⁴¹	6 ³⁵	6 ⁴¹	6 ⁵⁶	77/290
18 Freitag	Anselm, Ella	Gabriel, Erz.	☾	6 ³⁹	6 ³⁷	7 ⁷	7 ⁵⁸	78/289
19 Samst.	Jos. d. Gr.	Bl. Joseph	☾	6 ³⁷	6 ³⁸	7 ³⁵	9 ¹	79/288
12. Protest. (L: Gemeinschaft mit Gott. Joh. 17, 20-26. R: Herr, errette meine Seele. Ps. 116.)				Tageslänge:				
Kathol.: Die Juden wollten Jesum rc. Joh. 8, 46-59.				12 St. 4 Min.				
20 Sonnt.	Judica	5. Judica	☾	6 ³⁵	6 ³⁹	8 ⁴	10 ⁴	80/287
21 Mont.	Benedikt	Frühl.-Anf.	☾	6 ³³	6 ⁴¹	8 ³⁵	11 ⁷	81/286
22 Dienst.	Kasimir	Katharina	☾	6 ³¹	6 ⁴³	9 ¹²	Nacht	82/285
23 Mittw.	Eberhard	Viktorinus	☾	6 ²⁹	6 ⁴⁴	9 ⁵⁴	12 ⁹	83/284
24 Donnst.	Gabriel	Simeon	☾	6 ²⁷	6 ⁴⁵	10 ⁴³	1 ⁹	84/283
25 Freitag	Mar. Verk.	Mar. Verk.	☾	6 ²⁵	6 ⁴⁶	11 ⁴¹	2 ⁶	85/282
26 Samst.	Emanuel	Kastulus	☾	6 ²³	6 ⁴⁸	12 ⁴⁵	2 ⁵⁶	86/281
13. Protest. (L: Einzug Jesu in Jerus. Joh. 12, 12-19. R: Siehe, mein Knecht rc. Jes. 52, 13-15.)				Tageslänge:				
Kathol.: Vom Einzuge Jesu rc. Matth. 21, 1-9.				12 St. 28 Min.				
27 Sonnt.	Palmsonnt.	Palmsonnt.	☾	6 ²¹	6 ⁴⁹	1 ⁵⁵	3 ⁴²	87/280
28 Mont.	Malchus	Guntram	☾	6 ¹⁹	6 ⁵¹	3 ¹⁰	4 ²²	88/279
29 Dienst.	Eustachius	Rudolf	☾	6 ¹⁷	6 ⁵²	4 ²⁷	4 ⁵⁹	89/278
30 Mittw.	Guido	Quirinus	☾	6 ¹⁵	6 ⁵⁴	5 ⁴⁴	5 ³⁴	90/277
31 Donnst.	Gründonn.	† Gründ.	☾	6 ¹³	6 ⁵⁵	7 ²	6 ⁷	91/276

Mondphasen.

Vollmond am 2. um 3 Uhr 48 Min. vormittags. Letztes Viertel am 9. um 2 Uhr 1 Min. vormittags. Neumond am 17. um 6 Uhr 39 Min. vormittags. Erstes Viertel am 24. um 10 Uhr 37 Min. nachmittags. Vollmond am 31. um 1 Uhr 44 Min. nachmittags.

☾ Mond geht am 10. aufwärts.
☾ Mond geht am 24. abwärts.

Der Mond ist am 1. um 1 Uhr nachmittags und am 29. um 11 Uhr nachmittags in Erdnähe und am 14. um 7 Uhr vormittags in Erdferne. Am 3., 17. und 30. im Äquator.

Planetenlauf.

Merkur kommt vom Steinbock zum Wassermann und am 26. in obere Konjunktion zur Sonne. Am 27. in Konjunktion mit Jupiter. **Venus** geht um 5¹/₂ Uhr früh auf und kommt ebenfalls zum Wassermann. Am 8. in Konjunktion mit Saturn. **Mars** geht nach 7¹/₂ Uhr abends unter und ist rechtläufig in den Fischen. **Jupiter** kommt am 27. in Konjunktion mit der Sonne und verschwindet in den Sonnenstrahlen. **Saturn** geht erst um 5 Uhr früh auf, deshalb noch ungünstig im Steinbock zur Beobachtung.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.

März beginnt mit Kälte des Morgens, während es abends taut, am 8. und 9. Schnee und Regen und vom 10. bis 21. kalt, am 22. friert es am Morgen. Die folgenden Tage sind kühl, aber schön.

Sauerregeln.

Viel u. langer Schnee, viel Heu, aber mager Korn und dicke Spreu. — Märzschnee tut Frucht und Weinstock weh; Märzstaub bringt Gras und Laub. — Donnerstags im März, Schneits im Mai. — Wie's im März regnet, wirds im Juni wieder regnen. — Märzdonner bedeutet ein fruchtbares Jahr. — Rasser März, trockner April, das Futter nicht geraten will, kommt dazu ein kalter Mai, gibt es wenig Frucht, Wein und Heu. — So viel im März Regen, so viele Gewitter nach 100 Tagen. — Ist es an Longinus (15.) feucht, so bleiben die Kornböden leicht. — Ist's an Josephstag (19.) klar, so folgt ein fruchtbares Jahr. — Ist an Ruprecht (27.) der Himmel rein, so wird es auch im Juni sein.

6. Fridolin. 13. Nicedhorus; Ernst. 20. Nicetas, Hubert. 27. Rupert. 31. Deniamin, Trugott.

April oder Ostermonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonne-		Mond-		Tage des Jahres.
				Ufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Freitag	Karfreitag	+ Karfreitag	☿	6 11	6 56	8 18	6 39	92/275
2 Samst.	Theodosia	+ Karfreitag	☿	6 9	6 58	9 30	7 14	93/274
14. Protest. (I: Was suchet ihr den xc. Luk. 24, 1-12. Tageslänge: (II: Jesus ein Sohn Gottes. Röm. 1, 1-7. 12 St. 52 Min. Kathol.: Von der Auferstehung Jesu. Mark. 16, 1-7.								
3 Sonnt.	Osterionnt.	Osterionntag	☿	6 7	6 59	10 39	7 51	94/273
4 Mont.	Ostermont.	Ostermontag	☿	6 5	7 0	11 42	8 31	95/272
5 Dienst.	Magimus	Vincenz, Emil	☿	6 3	7 2	Ncht	9 16	96/271
6 Mittw.	Frenäus	Sixtus	☿	6 1	7 4	12 38	10 4	97/270
7 Donnst.	Elvira	Petrus G.	☿	5 59	7 5	1 23	10 56	98/269
8 Freitag	Albrecht	Dionisius	☿	5 57	7 6	2 11	11 50	99/268
9 Samst.	Demetrius	Mar Cleoph.	☿	5 55	7 8	2 49	12 48	100/267
15. Protest. (I: Es ist der Herr. Joh. 21, 1-14. Tageslänge: (II: Ich vermag alles xc. Phil. 4, 8-13. 13 St. 16 Min. Kathol.: Jes. kommt b. verschlossenen xc. Joh. 20, 19-31.								
10 Sonnt.	Quasimod.	1. Quasim.	☿	5 53	7 9	3 22	1 46	101/266
11 Mont.	Julius	Leo I.	☿	5 51	7 11	3 52	2 46	102/265
12 Dienst.	Gustorgius	Zeno	☿	5 49	7 12	4 19	3 45	103/264
13 Mittw.	Fabricius	Hermenegild	☿	5 47	7 14	4 45	4 46	104/263
14 Donnst.	Vidwina	Justinus M.	☿	5 45	7 15	5 10	5 49	105/262
15 Freitag	Simon	Anastasia	☿	5 43	7 17	5 37	6 52	106/261
16 Samst.	Aaron	Lambert	☿	5 41	7 18	6 5	7 56	107/260
16. Protest. (I: Hast du mich lieb? Joh. 15, 15-19. Tageslänge: (II: Friede nach dem Leid. Jes. 57, 13-21. 13 St. 40 Min. Kathol.: Vom guten Hirten. Joh. 10, 2-16.								
17 Sonnt.	Miseric.	2. Miseric.	☿	5 39	7 19	6 37	9 0	108/259
18 Mont.	Ulmann	Wicterp B.	☿	5 37	7 21	7 12	10 3	109/258
19 Dienst.	Hermogen.	Emma, Bern.	☿	5 36	7 22	7 53	11 4	110/257
20 Mittw.	Sulpit.	Sulpitius	☿	5 34	7 23	8 40	Ncht	111/256
21 Donnst.	Anselm	Anselm	☿	5 32	7 25	9 34	12 2	112/255
22 Freitag	Lothar	Lothar	☿	5 30	7 27	10 38	12 54	113/254
23 Samst.	Georg	Adalbert	☿	5 29	7 28	11 42	1 40	114/253
17. Protest. (I: Meine Schafe hören xc. Joh. 10, 22-30. Tageslänge: (II: Der Gerechte wird leben. Hebr. 10, 32-39. 14 St. 2 Min. Kathol.: Ueber ein Kleines werdet xc. Joh. 16, 16-22.								
24 Sonnt.	Jubilate	3. Jubilate	☿	5 27	7 29	12 55	2 21	115/252
25 Mont.	Ermin	Markus G.	☿	5 25	7 31	2 9	2 58	116/251
26 Dienst.	Kletus	Kletus	☿	5 23	7 32	3 23	3 32	117/250
27 Mittw.	Anastasius	Peregrinus	☿	5 21	7 33	4 38	4 4	118/249
28 Donnst.	Theodor	Bal., Vital.	☿	5 19	7 35	5 53	4 35	119/248
29 Freitag	Sybilla	Robert	☿	5 17	7 36	7 6	5 8	120/247
30 Samst.	Alixtus	Hildegard	☿	5 16	7 37	8 18	5 44	121/246

Mondphasen.

Letztes Viertel am 7. um 6 Uhr 53 Min. nachmittags. Neumond am 15. um 10 Uhr 53 Min. nachmittags. Erstes Viertel am 23. um 5 Uhr 55 Min. vormittags. Vollmond am 29. um 11 Uhr 36 Min. nachmittags.

Mond geht am 6. aufwärts.
Mond geht am 20. abwärts.

Der Mond ist am 10. um 11 Uhr nachmittags in Erdferne, am 26. um 8 Uhr nachmittags in Erdnähe und am 13. und 27. im Aequator.

Planetenlauf.

Mercur kommt von den Fischen zum Widder, erreicht am 21. seine größte östliche Elongation zur Sonne und geht über 1 Stunde nach derselben unter. **Venus** geht vor 5 Uhr früh auf und kommt zu den Fischen und am 23. in Konjunktion mit Jupiter. **Mars** ist infolge seiner Sonnennähe im Widder schon sehr ungünstig zur Beobachtung. **Jupiter** ist ebenfalls noch unsichtbar in den Fischen. **Saturn** geht schon nach 3 Uhr früh auf und ist rechtsläufig im Steinbock.

Wetterber. nach dem 100t. Kalender.

April ist anfänglich bis zum 10. frostig, dann folgt gelindes Wetter bis 23., darauf wieder Reif und rauhes Wetter bis 26. und von da ab schönes Wetter.

Bauernregeln.

Der April ist nicht zu gut, er schneit dem Bauern auf den Hut. — Dürrer April ist nicht des Bauern Will; Aprilregen ist ihm gelegen. — März trocken, April nass, fällt des Bauern Scheuer und Faß. — Tiburtius (14.) der Kinder Freud', weil erstmals heut' der Kuckuck schreit. — Wenn die Neben um Georgi find noch blutt und blind, so soll sich freuen, Mann, Weib und Kind. — Auf nassen April folgt trockener Juni. — Aprilschnee dünget, Märzschnee frißt. — Bringt Rosamunde (2.) Sturm und Wind, so ist Sibylle (29.) uns gelind. — Ist Martus (25.) kalt, so bleibt die Wittwoche kalt. — So lange die Frösche vor Georgi quafen, so lange müssen sie nach Georgi schweigen.

1. Hugo; Theodora 3. Richard; Rosamunde. 4. Sidor; Ambrosius. 10. Ezechiel; Daniel. 17. Rudolf. 24. Georg.

Mai oder Wonnemonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Mfg.	Utg.	Mfg.	Utg.	
18. Protest. <i>I:</i> Jesus das Brot des zc. Joh. 6, 35-40. Tageslänge: <i>B:</i> Gott die Quelle des zc. Pf. 36, 6-11. 14 St. 25 Min. Kathol.: Ich geh zu dem, der mich zc. Joh. 16, 5-15.								
1 Sonnt.	Cantate	4. Cantate		5 14	7 39	9 25	6 22	122/245
2 Mont.	Sigismund	Athanasius		5 19	7 41	10 25	7 5	123/244
3 Dienst.	† Auff.	Hl. † Auff.		5 11	7 42	11 19	7 53	124/243
4 Mittw.	Florian	Florian, M.		5 9	7 43	Ncht.	8 45	125/242
5 Donnst.	Fried. d. W.	Pius V. P.		5 7	7 45	12 6	9 39	126/241
6 Freitag	Joh. D.	Joh. v. Epf.		5 5	7 46	12 47	10 36	127/240
7 Samst.	Gottfried	Stanisl.		5 4	7 48	1 22	11 34	128/239
19. Protest. <i>I:</i> Bittet, so wird euch zc. Matth. 7, 7-14. Tageslänge: <i>B:</i> Ich habe dich erhört. Jes. 49, 8-13. 14 St. 46 Min. Kathol.: Was ihr in meinem zc. Joh. 16, 23-30.								
8 Sonnt.	Rogate	5. Rogate		5 3	7 49	1 53	12 34	129/238
9 Mont.	Gregor	Gregor		5 1	7 51	2 21	1 34	130/237
10 Dienst.	Victoria, G.	Antonia		5 0	7 52	2 48	2 34	131/236
11 Mittw.	Adolf	Mamertus		4 59	7 53	3 14	3 35	132/235
12 Donnst.	Christi Himmelfahrt			4 57	7 55	3 39	4 38	133/234
13 Freitag	Servaz	Servaz B.		4 55	7 56	4 6	5 42	134/233
14 Samst.	Bonifazius	† Bonifazius		4 54	7 57	4 36	6 47	135/232
20. Protest. <i>I:</i> Ich will euch nicht zc. Joh. 14, 14-20. Tageslänge: <i>B:</i> Sie waren einmütig. Ap. Gesch. 1, 12-14. 15 St. 5 Min. Kathol.: Wann aber der Tröster zc. Joh. 15, 16-27.								
15 Sonnt.	Exaudi	6. Exaudi		4 53	7 58	5 11	7 53	136/231
16 Mont.	Peregrinus	Joh. v. Nep.		4 52	8 0	5 49	8 57	137/230
17 Dienst.	Eubertus	Paschalis		4 50	8 1	6 35	9 56	138/229
18 Mittw.	Viborius	Venantius		4 49	8 2	7 29	10 52	139/228
19 Donnst.	Potent.	Petr. Cöl.		4 48	8 3	8 28	11 41	140/227
20 Freitag	Gottf. Arn.	Bernhard		4 47	8 4	9 34	Ncht.	141/226
21 Samst.	Prudenz	Konstantin		4 46	8 6	10 44	12 23	142/225
21. Protest. <i>I:</i> Nehmet hin d. hl. Geist. Joh. 20, 19-23. Tageslänge: <i>B:</i> Der Geist macht lebendig. 2. Kor. 3, 4-6. 15 St. 22 Min. Kathol.: Wer mich liebt, wird zc. Joh. 14, 23-31.								
22 Sonnt.	Pfingstf.	Pfingstf.		4 45	8 7	1 56	1 1	143/224
23 Mont.	Pfingstmtg	Pfingstmont.		4 43	8 8	1 9	1 35	144/223
24 Dienst.	Esther	Johanna		4 42	8 10	2 23	2 6	145/222
25 Mittw.	Urban	† II. Quat.		4 41	8 11	3 38	2 37	146/221
26 Donnst.	Beda	Philipp		4 40	8 12	4 48	3 9	147/220
27 Freitag	Ludolf	† Beda Krl.		4 38	8 13	6 0	3 41	148/219
28 Samst.	Wilhelm	† Germanus		4 38	8 14	7 8	4 18	149/218
22. Protest. <i>I:</i> Der Laufbefehl. Matth. 28, 16-20. Tageslänge: <i>B:</i> Die verborg. Weish. zc. 1. Kor. 2, 1-12. 15 Stb. 38 Min. Kathol.: Mir ist alle Gewalt gegeb. Matth. 28, 18-20.								
29 Sonnt.	Trinitat	1. n. Pfing.		4 37	8 15	8 12	4 57	150/217
30 Mont.	Ferdinand	Ferdinand		4 37	8 16	9 8	5 42	151/216
31 Dienst.	Petronilla	Angela, P.		4 36	8 17	9 59	6 32	152/215

Mondphasen.
 Letztes Viertel am 7. um 12 Uhr 50 Min. mittags. Neumond am 15. um 11 Uhr 58 Min. vormittags. Erstes Viertel am 22. um 11 Uhr 19 Min. vormittags. Vollmond am 29. um 9 Uhr 55 Min. vormittags.

☾ Mond geht am 3. aufwärts.
 ☽ Mond geht am 18. abwärts.
 ☽ Mond geht am 31. aufwärts.

Der Mond ist am 8. um 5 Uhr nachmittags in Erdferne, am 22. um 11 Uhr nachmittags in Erdnähe und am 11. und 24. im Äquator.

Planetenlauf.
Merkur ist anfangs noch Abendstern, kommt am 13. in untere Konjunktion zur Sonne. Am 9. in Konjunktion mit Mars und am 22. mit Venus. **Venus** geht nach 3 1/2 Uhr früh auf und kommt von den Fischen zum Widder. **Mars** kommt am 30. in Konjunktion mit der Sonne, geht also mit derselben auf und unter und ist deshalb unsichtbar im Stier. **Jupiter** geht um 3 Uhr früh auf und ist rechtläufig in den Fischen. **Saturn** kommt am 11. in Quadratur zur Sonne, geht um 1 Uhr nachts auf und ist stationär im Steinbock.

Wetterber. nach dem 100f. Kalender
 Mai beginnt schön, dann am 3. Gewitter, worauf rauhes und trübes Wetter bis zum 8. folgt. Dann kommen 3 gelinde Tage, in der Nacht des 11. gibt es wieder Eis und die Kälte hält an bis zum 20., dann warm bis zum 29., dann kalt bis zum Schluß.

Bauernregeln.
 Abendtau und kühl im Mai, bringt Wein und vieles Heu. — Schöne Eichenblüt im Mai, bringt ein gutes Jahr herbei. — Servaz, Pantraz, Bonifaz. Seht die 3 Eispatronen an: Sollten dem Winzer nicht im Kalender stan. — Trockener Mai, dürres Jahr. — Viel Gewitter im Mai, singt der Bauer Fuchsheil! Auf trockenen Mai, kommt nasser Juni herbei. — Wenn am 1. Mai Reif fällt, so gerät die Frucht wohl. — Pantraz (12.) und Urban (25.) ohne Regen, folgt großer Weinlegen. — Vor Servaz (13.) kein Sommer, nach Servaz kein Frost. — Maihäferjahr ein gutes Jahr. — Sie Kettig im wässrigen Zeichen des wachsenden Monats. — Regen am Himmelfahrtstag, zeigt schlechte Heuernte an. — Rasse Pfingsten, grüne Weihnachten. — Grünt die Eiche vor d. Eiche, dann hält d. Sommer Wäsche; d. Eiche vor d. Eiche, dann hält der Sommer Bleiche.

Juni oder Brachmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Mittw.	Nikodemus	Inventius		4 ³⁶ 3 ¹⁸	10 ⁴⁴ 7 ²⁵	153/214		
2 Donnst.	Paula	Kronleihn.		4 ³⁵ 3 ¹⁹	11 ²² 8 ²²	154/213		
3 Freitag	Grasm., P.	Klotildis		4 ³⁴ 3 ¹⁹	11 ⁵⁵ 9 ²¹	155/212		
4 Samst.	Karpasius	Franc. Car.		4 ³³ 3 ²⁰	Ncht 10 ²¹	156/211		
23.								
Protest. {L: Die Seligpreisungen. Matth. 5, 1-12. R: Die 10 Gebote. 2. Mos. 20, 1-17.				Tageslänge:				
Kathol.: Vom großen Abendmahle. Luk. 14, 16-24.				15 St. 48 Min.				
5 Sonnt.	1. n. Trin.	2. n. Pfingst.		4 ³³ 3 ²¹	12 ²⁴ 11 ²⁰	157/210		
6 Mont.	Benignius	Norbert		4 ³² 3 ²²	12 ⁵¹ 12 ²¹	158/209		
7 Dienst.	Lucretia	Robert		4 ³² 3 ²³	1 1 ²²	159/208		
8 Mittw.	Medardus	Medardus		4 ³¹ 3 ²⁴	1 2 ²⁴	160/207		
9 Donnst.	Primus	Primus		4 ³¹ 3 ²⁴	2 8	3 ²⁶ 161/206		
10 Freitag	Friedrich	Margar. A.		4 ³¹ 3 ²⁵	2 ³⁶ 4 ³¹	162/205		
11 Samst.	Jduna	Barnabas		4 ³¹ 3 ²⁵	3 7	5 ³⁶ 163/204		
24.								
Protest. {L: Berufung Mosıs. 2. Mos. 3, 1-10. R: Das Evangelium eine r. Röm. 1, 8-17.				Tageslänge:				
Kathol.: Vom verlorenen Schafe. Luk. 15, 1-10.				15 Stund. 55 M.				
12 Sonnt.	2. n. Trin.	3. n. Pfingst.		4 ³¹ 3 ²⁶	3 ⁴⁴ 6 ⁴²	164/203		
13 Mont.	Tobias	Anton		4 ³⁰ 3 ²⁷	4 ²⁷ 7 ⁴⁵	165/202		
14 Dienst.	Antonia	Basilus		4 ³⁰ 3 ²⁷	5 ¹⁸ 8 ⁴³	166/201		
15 Mittw.	Vitus	Vitus, Cresc.		4 ³⁰ 3 ²⁸	6 ¹⁷ 9 ³⁶	167/200		
16 Donnst.	Justina	Benno B.		4 ³⁰ 3 ²⁸	7 ²² 10 ³²	168/199		
17 Freitag	Volkmar	Adolf		4 ³⁰ 3 ²⁹	8 ³² 11 4	169/198		
18 Samst.	Arnulph	Markus		4 ³⁰ 3 ²⁹	9 ⁴⁵ 11 ⁴⁰	170/197		
25.								
Protest. {L: Das Himmelreich r. Matth. 13, 44-46. R: Gottes Erbarmen. Röm. 9, 14-21.				Tageslänge:				
Kathol.: Vom Fischzuge Petri. Luk. 5, 1-11.				16 St. 0 Min.				
19 Sonnt.	3. n. Trin.	4. n. Pfingst.		4 ³⁰ 3 ³⁰	11 0 Ncht	171/196		
20 Mont.	Silverius	Silverius		4 ³⁰ 3 ³⁰	12 ¹³ 12 ¹¹	172/195		
21 Dienst.	Sommer-A.	Aloysius		4 ³⁰ 3 ³⁰	1 ²⁶ 12 ⁴²	173/194		
22 Mittw.	Achatius	Paulina		4 ³⁰ 3 ³¹	2 ³⁸ 1 ¹³	174/193		
23 Donnst.	Basilus	Alban		4 ³⁰ 3 ³¹	3 ⁴³ 1 ⁴⁴	175/192		
24 Freitag	Joh. d. L.	Joh. d. L.		4 ³⁰ 3 ³¹	4 ⁵³ 2 ¹⁷	176/191		
25 Samst.	Augsb. A.	Wilhelm, Abt		4 ³¹ 3 ³¹	6 0	2 ⁵⁵ 177/190		
26.								
Protest. {L: Im Kindesinn das r. Matth. 18, 1-8. R: Der Herr ist hoch. Ps. 138.				Tageslänge:				
Kathol.: Wenn ihr nicht gerechter seid. Matth. 5, 20-26.				15 St. 59 Min.				
26 Sonnt.	4. n. Trin.	5. n. Pfingst.		4 ³¹ 3 ³¹	6 ⁵⁹ 3 ³⁷	178/189		
27 Mont.	7 Schläf.	Ladisl.		4 ³² 3 ³¹	7 ⁵³ 4 ²⁴	179/188		
28 Dienst.	Josua	Leo II.		4 ³² 3 ³¹	8 ⁴⁰ 5 ¹⁶	180/187		
29 Mittw.	Pet. u. Paul	Peter u. Paul		4 ³² 3 ³¹	9 ²⁰ 6 ¹¹	181/186		
30 Donnst.	Pauli Ged.	Pauli Ged.		4 ³³ 3 ³⁰	9 ⁵⁵ 7 9	182/185		

Mondphasen.

Lehtes Viertel am 6. um 6 Uhr 53 Min. vormittags. Neumond am 13. um 10 Uhr 11 Min. nachmittags. Erstes Viertel am 20. um 4 Uhr 11 Min. nachmittags. Vollmond am 27. um 9 Uhr 23 Min. nachmittags.

- ☾ Mond geht am 14. abwärts.
- ☽ Mond geht am 27. aufwärts.

Der Mond ist am 5. um 12 Uhr mittags in Erdferne, am 17. um 1 Uhr nachmittags in Erdnähe und am 7. und 20. im Aequator.

Planetenlauf.

Merkur erreicht am 8. seine größte westliche Elongation zur Sonne und geht fast 2 Stunden vor derselben auf. **Venus** geht noch 1 Stunde vor der Sonne auf (3¹/₄ Uhr) und durchwandert den Stier; am 19. in Konjunktion mit Mars. **Mars** geht erst ungefähr 1 Stunde vor der Sonne auf und ist deshalb noch sehr ungünstig zur Beobachtung. **Jupiter** geht gegen 1 Uhr nachts auf und ist recht häufig in den Fischen. **Saturn** wird am 1. rückläufig im Steinbock und geht nach 11 Uhr nachts auf.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.

Juni fängt mit Reif und trübem Wetter an, das bis zum 9. anhält, dann bleibt es warm bis zum Ende.

Bauernregeln.

Juni feucht u. warm, macht den Bauern nicht arm. — Donner't's im Juni, so gerät das Korn. — Wenn im Juni Nordwind weht, das Korn zur Ernte trefflich steht. — O heiliger Veit (15.) o regne nicht, daß es uns nicht an Gerst' gebracht. — Vor Johannis-tag keine Gerst' man loben mag. — Verblüht d. Weinstock i. Vollmondlicht, er vollen feisten Traub' verspricht. — Wie's wittert auf Medardustag (8), so bleibt's 6 Wochen lang darnach.

2. Grasmus. 5. Bonifazius. 12. Basilides. 19. Servasius und Probasius; Servasius. 26. Johann u. Paul; Jeremias.

Juli oder Heumonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- Sonn-	Sonn-		Mond-		Tage des Jahres
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Freitag	Theobald	Theodorich	☾	434	830	1026	8 9	183/184
2 Samst.	M. Heims.	Mar. Heims.	☾	435	830	1025	9 8	184/183
27	Proteft. <i>I: Der verlorene Sohn. Luf. 15, 11-32.</i> <i>B: Die Befehung. Jer. 3, 11-19.</i> Kathol.: Jesus speiset 4000 Mann. <i>Matth. 8, 1-9.</i>			Tageslänge:				
3 Sonnt.	5. n. Trin.	6. n. Pfingst.	☾	435	830	1120	10 9	185/182
4 Mont.	Ulrich	Ulrich B.	☾	435	830	1145	11 9	186/181
5 Dienst.	Charlot.	Domitius	☾	436	829	Ncht	12 9	187/180
6 Mittw.	Gaias	Isaias	☾	437	829	1210	11 11	188/179
7 Donnst.	Willibald	Willibald	☾	438	828	1237	214	189/178
8 Freitag	Elfa	Kil. B. v. W.	☾	439	828	1 6	3 18	190/177
9 Samst.	Primus	Elisab., K.	☾	440	827	140	422	191/176
28	Proteft. <i>I: Der reiche Jüngling. Matth. 10, 17-22.</i> <i>B: Unser Glaube ist ic. 1. Joh. 5, 1-5.</i> Kathol.: B. d. falschen Propheten. <i>Matth. 7, 15-23.</i>			Tageslänge:				
10 Sonnt.	6. n. Trin.	7. n. Pfingst.	☾	441	826	219	536	192/175
11 Mont.	Eleonore	Pius P.	☾	441	826	3 5	628	193/174
12 Dienst.	Heinrich	Johann Dual.	☾	442	826	4 0	725	194/173
13 Mittw.	Margar.	Eugen	☾	443	825	5 3	816	195/172
14 Donnst.	Bonavent.	Bonaventura	☾	444	824	614	9 0	196/171
15 Freitag	Heinr.	Gerichtsf.-Anf.	☾	445	823	728	939	197/170
16 Samst.	Ruth, Anna	Mar. v. B. K.	☾	446	823	844	1014	198/169
29	Proteft. <i>I: Das Vergernis der ic. Matth. 18, 6-11.</i> <i>B: Der Weg zum Leben. Pf. 34, 12-23.</i> Kathol.: Vom ungerechten Haushalter. <i>Luf. 16, 1-9.</i>			Tageslänge:				
17 Sonnt.	7. n. Trin.	8. n. Pfingst.	☾	447	822	959	1046	199/168
18 Mont.	Rosina	Camillus	☾	448	821	1115	1117	200/167
19 Dienst.	Rufina	Vinc. v. P.	☾	449	820	1228	1148	201/166
20 Mittw.	Elias	Margaretha	☾	450	819	138	Ncht.	202/165
21 Donnst.	Praxedis	Arbogast	☾	451	818	247	1220	203/164
22 Freitag	Mar. M.	Mar. Magd.	☾	452	817	352	1256	204/163
23 Samst.	Apoll.	Hundstage-Anf.	☾	454	816	452	136	205/162
30	Proteft. <i>I: Wisset ihr nicht ic. Luf. 9, 51-62.</i> <i>B: Gottes Liebe und ic. 2. Thef. 3, 1-5.</i> Kathol.: Jesus weint üb. Jerusalem. <i>Luf. 19, 41-48.</i>			Tageslänge:				
24 Sonnt.	8. n. Trin.	9. n. Pfg.	☾	455	815	547	227	206/161
25 Mont.	Jakob	Jakob Ap.	☾	456	813	636	310	207/160
26 Dienst.	Anna	Anna	☾	457	812	719	4 4	208/159
27 Mittw.	Martha	Pantaleon	☾	458	811	756	5 0	209/158
28 Donnst.	Pantal.	Nazarus	☾	459	810	828	559	210/157
29 Freitag	Beatrig	Martha J.	☾	5 1	8 8	857	659	211/156
30 Samst.	Adon u. S.	Wiltrudis	☾	5 2	8 7	924	758	212/155
31	Proteft. <i>I: Der neue Lappen ic. Luf. 5, 27-38.</i> <i>B: Christus d. Gesezes Ende. Röm. 10, 1-8.</i> Kathol.: Vom Pharifäer u. Zöllner. <i>Luf. 18, 9-14.</i>			Tageslänge:				
31 Sonnt.	9. n. Trin.	10. n. Pfingst.	☾	5 4	8 6	949	854	213/154

Mondphasen.
 Letztes Viertel am 5. um 11 Uhr 54 Minuten nachmittags. Neumond am 13. um 6 Uhr 27 Min. vormittags. Erstes Viertel am 19. um 9 Uhr 49 Min. nachmittags. Vollmond am 27. um 10 Uhr 42 Min. vormittags.

☾ Mond geht am 11. abwärts.
 ☽ Mond geht am 24. aufwärts.
 Der Mond ist am 3. um 6 Uhr vormittags und am 30. um 9 Uhr nachmittags in Erdferne, am 15. um 5 Uhr vormittags in Erdnähe und am 5. und 18. im Aequator.

Planetenlauf.
Mercur kommt von den Zwillingen zum Krebs und geht anfangs noch gegen 3 Uhr früh auf. Am 2. in Konjunktion mit Mars und am 10. mit Venus. **Venus** kommt am 8. in obere Konjunktion mit der Sonne, von den Zwillingen zum Krebs und ist nur in der Dämmerung zu sehen. **Mars** geht um 2³/₄ Uhr früh auf und ist rückläufig in den Zwillingen. **Jupiter** noch in den Fischen, kommt am 22. in Quadratur zur Sonne und geht um 11¹/₂ Uhr nachts auf. **Saturn** ist rückläufig im Steinbock und geht schon nach 9¹/₄ Uhr abends auf.

Wetterber. nach dem 100f. Kalender
 Juli beginnt mit großer Hitze, daher viele Gewitter und Schlossen. Vom 12. bis 28. wird es trübe, kühl und regnerisch; der Regen dauert fort bis ans Ende.

Sauernregeln.
 Bau: Ameis' große Haufen auf, folgt lang und strenger Winter drauf. — Dampf Strohbach nach Gewitterregen, kommt Wetter dann auf andern Wegen. — Was der Juli nicht tocht, kann der September nicht braten. — Wie der Juli, so der nächste Januar. — Wenn Maria im Regen übers Gebirge geht (Maria Heimsuchung), so kehrt sie im Regen wieder (es regnet 40 Tage). — Am Margarethentage (20.) ist Regen eine Plage. — Vinzenzen (19.) Sonnenschein, füllt die Fässer mit Wein. — Warme helle Jacobi, kalte Weihnachten. — Hundstage hell und klar, deuten auf ein gutes Jahr. — Auf 3 Tage Sonnenschein 1 Tag Regen, gereicht Berg u. Tal zum Segen.

3. Gulgus; Kornelius. 10. Amalie; 7 Brüder. 17. Alexius. 24. Bernhard. 31. Ignatius; Thrasibul.



Tag	Anmerkungen für Familien-Ereignisse etc.	Tag	Kassa-Buch	Einnahm.	Ausgaben

August oder Erntemonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- Sonn-	Sonnens-		Mond-		Tage des Jahres.
				ufg.	utg.	Aufg.	utg.	
1 Mont.	Salome	Petri Ketzf.	☾	5 58 4	10 ¹⁴	9 8	214/153	
2 Dienst.	Gustav	Alphons v. L.	☾	5 68 8	10 ⁴⁰	10 ⁵⁰	215/152	
3 Mittw.	Dominikus	Stephan Auf.	☾	5 88 1	11 7	12 0	216/151	
4 Donnst.	Perpetua	Domin. D. ☾	☾	5 98 0	11 ³⁷	1 2	217/150	
5 Freitag	Oswald	Oswald	☾	5 ¹⁰	7 ⁵⁰	Ncht.	2 5 218/149	
6 Samst.	Kylius	Verk. Chr.	☾	5 ¹¹	7 ⁵⁷	12 ¹³	3 9 219/148	

32 Protest. ☾: Die große Sünderin. Luk. 7, 36-50. Tageslänge:
 ☽: Der Bund d. Friedens. Jes. 54, 7-10. 14 St. 44 Min.
 Kathol.: Jesus heilt einen Taubst. Mark. 7, 31-47.

7 Sonnt.	10. n. Trin.	11. n. Pfingst.	☾	5 ¹²	7 ⁵⁸	12 ⁵⁵	4 ¹⁰	220/147
8 Mont.	Cyriakus	Cyriakus ☾	☾	5 ¹⁴	7 ⁵⁴	145	5 8	221/146
9 Dienst.	Grifas	Romanus	☾	5 ¹⁵	7 ⁵²	243	6 2	222/145
10 Mittw.	Lorenz	Laurentius	☾	5 ¹⁷	7 ⁵⁰	349	6 ⁵¹	223/144
11 Donnst.	Hermann	Bianka S. ☾	☾	5 ¹⁸	749	5 2	7 ³³	224/143
12 Freitag	Klara	Klara	☾	5 ¹⁹	747	6 9	8 ¹¹	225/142
13 Samst.	Kassian	Hippol., Kaj.	☾	5 ²¹	745	733	8 ⁴⁵	226/141

33 Protest. ☾: Die Ernte ist groß. Matth. 9, 35-38. Tageslänge:
 ☽: Der rechtschaffene r. 2. Tim. 2, 15-19. 14 St. 20 Min.
 Kathol.: Vom barmh. Samariter. Luk. 10, 23-37.

14 Sonnt.	11. n. Trin.	12. n. Pfingst.	☾	5 ²³	743	856	9 ¹⁸	227/140
15 Mont.	Mar. Hmg.	Mar. Hmlf.	☾	5 ²⁴	742	10 ¹³	9 ⁵⁰	228/139
16 Dienst.	Kochus	Kochus	☾	5 ²⁵	740	11 ²⁶	10 ²³	229/138
17 Mittw.	Augusta	Liberatus	☾	5 ²⁷	738	12 ³⁶	10 ⁵⁰	230/137
18 Donnst.	Kochus	Helena K. ☾	☾	5 ²⁸	737	144	11 ³⁷	231/136
19 Freitag	Sebald	Joachim	☾	5 ²⁹	735	247	Ncht	232/135
20 Samst.	Bernhard	Bernhard	☾	5 ³¹	733	343	12 ²⁰	233/134

34 Protest. ☾: Die christl. Volk. Matth. 5, 43-48. Tageslänge:
 ☽: Nicht, daß ichs r. Phil. 3, 12-16. 13 St. 59 Min.
 Kathol.: Jesus heilt 10 Aussäfige. Luk. 17, 11-19.

21 Sonnt.	12. n. Trin.	13. n. Pfg. ☾	☾	5 ³²	731	433	1 8	234/133
22 Mont.	Timotheus	Timotheus	☾	5 ³³	729	5 18	1 ⁵⁰	235/132
23 Dienst.	Philipp	Hundstage-Anf.	☾	5 ³⁵	727	5 56	2 ⁵⁵	236/131
24 Mittw.	Bartholom.	Bartholom.	☾	5 ³⁶	725	6 30	3 ⁵²	237/130
25 Donnst.	Ludwig	Ludwig	☾	5 ³⁷	724	7 0	4 ⁵¹	238/129
26 Freitag	Samuel	Zepherin. ☾	☾	5 ³⁹	722	7 28	5 ⁵¹	239/128
27 Samst.	Gebhard	Gebhard	☾	5 ⁴¹	720	7 54	6 ⁵¹	240/127

35 Protest. ☾: Eins ist not. Luk. 10, 38-42. Tageslänge:
 ☽: Nur in Christus r. Ap. Gesch. 4, 5-12. 13 St. 36 Min.
 Kathol.: Niemand kann zwei r. Matth. 6, 24-34.

28 Sonnt.	13. n. Trin.	14. n. Pfingst.	☾	5 ⁴²	718	8 19	7 ⁵¹	241/126
29 Mont.	Joh. G.	Sabina J.	☾	5 ⁴³	716	8 44	8 ⁵¹	242/125
30 Dienst.	Rebecka	Rosa v. Lima	☾	5 ⁴⁴	714	9 1	9 ⁵¹	243/124
31 Mittw.	Paulin.	Raimund	☾	5 ⁴⁵	713	9 40	10 ⁵²	244/123

Mondphasen.

Letztes Viertel am 4. um 3 Uhr 3 Minuten nachmittags. Neumond am 11. um 1 Uhr 58 Min. nachmittags. Erstes Viertel am 18. um 5 Uhr 27 Min. vormittags. Vollmond am 26. um 2 Uhr 2 Min. vormittags.

☾ Mond geht am 8. abwärts.
 ☽ Mond geht am 21. aufwärts.

Der Mond ist am 12. um 10 Uhr vormittags in Erdnähe, am 27. um 5 Uhr vormittags in Erdferne und am 1., 14. und 28. im Äquator.

Planetenlauf.

Merkur erreicht am 20. seine größte östliche Elongation zur Sonne, kann in der Abenddämmerung kurze Zeit gesehen werden. **Venus** durchwandert den Löwen und ist infolge ihrer Sonnennähe unsichtbar. **Mars** geht um 2¹/₂ Uhr früh auf und kommt zum Krebs. **Jupiter** wird am 21. rückläufig in den Fischen und geht schon vor 9¹/₂ Uhr abends auf. **Saturn** kommt am 10. in Opposition zur Sonne, deshalb die ganze Nacht im Steinbeck zu beobachten.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.

August fängt mit Nebel in den Frühstunden an, doch bleibt es schön und warm bis zum Ende.

Bauernregeln.

Starke Laue im August verkünden gutes Wetter. — Nach Laurenzi (10.) ist's nicht gut, wenn's Rebholz jetzt noch treiben tut. — Nordwind im Augustmond bringt gut Wetter in das Land. — Sind Laurenzi (10.) u. Bartholomäi (24.) schön, ist guter Herbst vorherzuseh'n. — Ist's in der ersten Augustwoche heiß, so bleibt der Winter lange weiß. — Hitze am St. Dominikus (4.) ein strenger Winter kommen muß. Wie das Wetter an Kassian (13.), so hält es mehrere Tage an.

7. Afro; Donatus. 14. Eusebius; Samuel. 21. Johanna; Hartwig. 28. Augustin.



Tag	Anmerkungen für Familien-Ereignisse u.	Tag	Kassa Buch.	Einnahm.	Ausgaben

September oder Herbstmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Donnst.	Adrian	Egid., Verena	☾	5 ⁴⁷	7 ¹⁰	10 ¹²	11 ⁵⁴	245/122
2 Freitag	Lea u. R.	Stephanus	☽	5 ⁴⁸	7 ⁸	10 ⁵⁰	12 ⁵⁶	246/121
3 Samst.	Mansuet.	Seraphia	☽	5 ⁴⁹	7 ⁶	11 ³⁵	1 ⁵⁷	247/120
36. Protest. (L: Die Witwe am 2c. Mat. 12, 38—44. (B: Sieben mit der Lat. 1. Joh. 8, 3—18. Kathol.: Vom Jünglinge zu Naim. Luf. 7, 11—17.				Tageslänge: 13 St. 13 Min.				
4 Sonnt.	14. n. Trin.	15. n. Pfg.	☽	5 ⁵¹	7 ⁴	Nächt.	2 ⁵⁴	248/119
5 Mont.	Justinian	Justinian	☽	5 ⁵²	7 ²	12 ²⁷	3 ⁴⁸	249/118
6 Dienst.	Magnus	Magnus	☽	5 ⁵³	7 ⁰	1 ²⁸	4 ³⁸	250/117
7 Mittw.	Regina	Regina	☽	5 ⁵⁵	6 ⁵³	2 ³⁶	5 ²⁴	251/116
8 Donnst.	Adrian	Mar. Geburt	☽	5 ⁵⁶	6 ⁵⁶	3 ⁵⁰	6 ³	252/115
9 Freitag	Geburtsfest d. Großh.		☽	5 ⁵⁸	6 ⁵⁴	5 ⁸	6 ³⁹	253/114
10 Samst.	Jodokus	Nikol. v. Tol.	☽	5 ⁵⁹	6 ⁵²	6 ³⁸	7 ¹⁴	254/113
37. Protest. (L: Die Demut. Luf. 17, 7—10. (B: Ein Weiser rühme sich 2c. Jer. 9, 23. 24. Kathol.: Jesus heilt einen Wasserfücht. Luf. 14, 1—11.				Tageslänge: 12 St. 50 Min.				
11 Sonnt.	15. n. Trin.	16. n. Pfingst.	☽	6 ⁰	6 ⁵⁰	7 ⁴⁷	7 ⁴⁶	255/112
12 Mont.	Guido	Guido	☽	6 ²	6 ⁴⁸	9 ⁵	8 ²⁰	256/111
13 Dienst.	Gottlieb	Tobias	☽	6 ³	6 ⁴⁶	10 ²⁰	8 ⁵⁶	257/110
14 Mittw.	† Erhöh.	Hl. † Erhöh.	☽	6 ⁴	6 ⁴⁴	11 ²⁰	9 ³⁵	258/109
15 Donnst.	Eutropia	Gerihtsf.-G.	☽	6 ⁶	6 ⁴⁰	12 ³⁷	10 ¹⁷	259/108
16 Freitag	Cyprian	Cornel. P.	☽	6 ⁷	6 ⁴⁰	1 ³⁷	11 ⁵	260/107
17 Samst.	Hildeg.	Lampert	☽	6 ⁸	6 ³⁸	2 ³⁰	11 ⁵⁶	261/106
38. Protest. (L: Die Treue. Mat. 25, 14—30. (B: Treu bis in d. Tod. Offenb. 2, 8—11. Kathol.: Vom größten Gebote. Mat. 22, 34—46.				Tageslänge: 12 St. 25 Min.				
18 Sonnt.	16. n. Trin.	17. n. Pfingst.	☽	6 ¹⁰	6 ³⁵	3 ¹⁷	Nächt.	262/105
19 Mont.	Markolf	Januarinus	☽	6 ¹¹	6 ³³	3 ⁵⁸	12 ⁴⁹	263/104
20 Dienst.	Fausta	Eustachius	☽	6 ¹⁹	6 ³¹	4 ³²	1 ⁴⁸	264/103
21 Mittw.	Matthäus	† III. Quat.	☽	6 ¹⁴	6 ²⁹	5 ⁴	2 ⁴⁴	265/102
22 Donnst.	Landolin	Landolin	☽	6 ¹⁶	6 ²⁷	5 ³²	3 ⁴⁴	266/101
23 Freitag	Herbst-Anf.	† Thekla	☽	6 ¹⁷	6 ²⁵	5 ¹⁸	4 ⁴⁴	267/100
24 Samst.	Gerhard	† Gerhard	☽	6 ¹⁸	6 ²³	6 ²³	5 ⁴⁴	268/99
39. Protest. (L: Ueber schlagen d. Kosten. Luf. 14, 25—33. (B: Der Kampf um die 2c. 1. Kor. 9, 24—27. Kathol.: Jesus heilt einen Sichtbr. Mat. 9, 1—18.				Tageslänge: 12 St. 1 Min.				
25 Sonnt.	17. n. Trin.	18. n. Pfingst.	☽	6 ²⁰	6 ²¹	6 ⁴⁸	6 ⁴⁴	269/98
26 Mont.	Cyprian	Cyprian	☽	6 ²²	6 ¹⁹	7 ¹⁴	7 ⁴⁵	270/97
27 Dienst.	Kosm. u. D.	Kosm. u. D.	☽	6 ²³	6 ¹⁷	7 ⁴²	8 ⁴⁶	271/96
28 Mittw.	Wenzesl.	Wenzeslaus	☽	6 ²⁴	6 ¹⁵	8 ¹⁴	9 ⁴⁷	272/95
29 Donnst.	Michael	Michael, Erz.	☽	6 ²⁶	6 ¹³	8 ⁴⁹	10 ⁴⁸	273/94
30 Freitag	Hieronym.	Otto B.	☽	6 ²⁷	6 ¹¹	9 ³¹	11 ⁴³	274/93

Mondphasen.
 Letztes Viertel am 3. um 3 Uhr 59 Min. vormittags. Neumond am 9. um 9 Uhr 43 Min. nachmittags. Erstes Viertel am 16. um 4 Uhr 13 Min. nachmittags. Vollmond am 24. um 6 Uhr 50 Min. nachmittags.

☾ Mond geht am 4. abwärts.
 ☽ Mond geht am 17. aufwärts.

Der Mond ist am 9. um 8 Uhr nachmittags in Erdnähe, am 23. um 7 Uhr vormittags in Erdferne und am 10. und 24. im Aequator.

Planetenauf.
Merkur kommt am 16. in untere Konjunktion mit der Sonne und bleibt unsichtbar. **Venus** ist rückläufig in der Jungfrau und nur in der Abenddämmerung kurze Zeit sichtbar. **Mars** geht um 2¹/₂ Uhr früh auf und kommt zum Widder. **Jupiter** ist noch rückläufig in den Fischen und erhebt sich schon nach 7 Uhr abends über den Horizont. **Saturn** ist noch rückläufig im Steinbock und bis 2 Uhr früh daselbst zu beobachten.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.
 September hat schönes Wetter bis zum 13., von da an etwas herbstliches Wetter, worauf es bald wieder schön wird bis 28. Hierauf folgt trübe und nasse Witterung bis ans Ende.

Bauernregeln.
 Wenn im September Donner und Blitz dir dräuen, magst nächstes Jahr an Obst und Wein dich freuen. — Wie der Hirsch an Egid (1.) in die Brunst wohl geht, so das Wetter nach vier Wochen noch steht. — So viel Tage vor Michael (29.) Reif, so viel Tage nach Georgi Eis. — St. Michel-Wein ist Herren-Wein, St. Gallus-Wein ist Bauern-Wein. — Nach Septemberewitter wird man im Hornung vor Schnee und Kälte zittern. — An September-Regen ist dem Bauer viel gelegen. — Auf warmen Herbst folgt meist langer Winter. — Ist Egid (1.) ein schöner Tag, ich dir schönen Herbst ansag'. — Wie sich's Wetter an Maria Geburt (8.) tut verhalten, so soll sich's weiter vier Wochen noch gestalten. — So viel Reif und Schnee vor Michaelis, so viel nach Walburgis.

4. Rosalia; Esther. 9. Maternus B. 11. Mar. Namensfest; Protus. 18. Kornelius; Richard. 21. Matthäus. 25. Kleophas.

Oktober oder Weinmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mondlauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Samst.	Remigius	Remigius	☾	6 ²⁸	6 ⁹	10 ¹⁹	12 ⁴⁷	275/92
40				Protest. (I: Der Klugen. törichte zc. Matth. 7, 24—29. (II: Der Fromme u. der Gottlose. Pf. 1. Kathol.: Von der königl. Hochzeit. Matth. 22, 1—14.		Tageslänge: 11 St. 37 Min.		
2 Sonnt.	18. n. Trin.	19. n. P.	☾	6 ³⁰	6 ⁷	11 ¹⁵	1 ⁴¹	276/91
3 Mont.	Gwald	Uto Abt	☾	6 ³¹	6 ⁵	Nächt.	2 ³⁰	277/90
4 Dienst.	Franz	Franz Ser.	☾	6 ³²	6 ³	12 ¹⁸	3 ¹⁵	278/89
5 Mittw.	Placidus	Placidus	☾	6 ³⁴	6 ¹	1 ²⁷	3 ⁵⁶	279/88
6 Donnst.	Fides	Bruno D.	☾	6 ³⁵	5 ⁵⁸	2 ⁴¹	4 ³³	280/87
7 Freitag	Amalia	Amalia	☾	6 ³⁶	5 ⁵⁷	3 ⁵⁸	5 ⁷	281/86
8 Samst.	Belagius	Brigitta	☾	6 ³⁸	5 ⁵⁵	5 ¹⁷	5 ⁴⁷	282/85
41				Protest. (I: Kommet her zu mir. Matth. 11, 25—30. (II: Die Gotteskindschaft. Gal. 3, 23—29. Kathol.: Von des Königs krankem zc. Joh. 4, 47—54.		Tageslänge: 11 St. 14 Min.		
9 Sonnt.	19. n. Trin.	20. n. Pfg.	☾	6 ³⁹	5 ⁵³	6 ³⁶	6 ¹⁴	283/84
10 Mont.	Justus	Franz B.	☾	6 ⁴¹	5 ⁵¹	7 ⁵⁴	6 ⁴⁹	284/83
11 Dienst.	Burkhard	Germanus	☾	6 ⁴²	5 ⁴⁹	9 ⁹	7 ²⁸	285/82
12 Mittw.	Maximilian	Maximilian	☾	6 ⁴³	5 ⁴⁷	10 ²⁰	8 ⁹	286/81
13 Donnst.	Koloman	Eduard K.	☾	6 ⁴⁵	5 ⁴⁵	11 ²⁶	8 ⁵⁶	287/80
14 Freitag	Kalligtus	Burkhard	☾	6 ⁴⁷	5 ⁴³	12 ⁵²	9 ⁴⁷	288/79
15 Samst.	Theresia	Theresia	☾	6 ⁴⁸	5 ⁴¹	1 ¹³	10 ⁴¹	289/78
42				Protest. (I: Jesus der Weinstock. Joh. 15, 1—8. (II: Der Weinberg des Herrn. Jes. 5, 1—7. Kathol.: V. d. Königs Rechnung. Matth. 18, 23—35.		Tageslänge: 10 St. 50 Min.		
16 Sonnt.	20. n. Trin.	21. Allg. K.	☾	6 ⁴⁹	5 ³⁹	1 ⁵⁶	11 ³⁸	290/77
17 Mont.	Eduard	Hedwig K.	☾	6 ⁵¹	5 ³⁷	2 ³³	Nächt.	291/76
18 Dienst.	Lukas	Lukas	☾	6 ⁵³	5 ³⁵	3 ⁶	12 ³⁷	292/75
19 Mittw.	Ferdinand	Petr. v. Alf.	☾	6 ⁵⁴	5 ³⁴	3 ³⁵	1 ³⁰	293/74
20 Donnst.	Arthur	Wendelin	☾	6 ⁵⁶	5 ³²	4 ²	2 ³⁵	294/73
21 Freitag	Ursula	Ursula	☾	6 ⁵⁷	5 ³⁰	4 ²⁷	3 ³³	295/72
22 Samst.	Kordula	Kordula	☾	6 ⁵⁹	5 ²⁸	4 ⁵²	4 ³⁵	296/71
43				Protest. (I: Das Reich Gottes zc. Luk. 17, 20—30. (II: Das Reich Gottes zc. Röm. 14, 17—19. Kathol.: Vom Zinsgroßchen. Matth. 22, 15—27.		Tageslänge: 10 St. 26 Min.		
23 Sonnt.	21. n. Trin.	22. n. Pfingst.	☾	7 ⁰	5 ²⁶	5 ¹⁹	5 ³⁶	297/70
24 Mont.	Raphael	Raphael G.	☾	7 ²	5 ²⁴	5 ⁴⁶	6 ³⁸	298/69
25 Dienst.	Wilhelmine	Crispinus	☾	7 ⁴	5 ²²	6 ¹⁶	7 ⁴⁰	299/68
26 Mittw.	Amandus	Evarestus	☾	7 ⁵	5 ²¹	6 ⁵⁰	8 ⁴²	300/67
27 Donnst.	Fruement	Sabina, Jvo.	☾	7 ⁶	5 ¹⁹	7 ²⁹	9 ⁴⁴	301/66
28 Freitag	Sim. u. J.	Sim. u. Juda	☾	7 ⁸	5 ¹⁷	8 ¹⁶	10 ⁴³	302/65
29 Samst.	Ernelin.	Narziskus	☾	7 ⁹	5 ¹⁶	9 ⁹	11 ³⁸	303/64
44				Protest. (I: Die stillwachs. Saat. Mark. 4, 26—29. (II: Gott gibt Gedeihen. 1. Kor. 3, 1—10. Kathol.: V. des Obersten Tochter. Matth. 9, 18—26.		Tageslänge: 10 St. 3 Min.		
30 Sonnt.	22. n. Trin.	23. n. Pfingst.	☾	7 ¹¹	5 ¹⁴	10 ⁸	12 ²⁹	304/63
31 Mont.	Wolfgang	Wolfgang	☾	7 ¹²	5 ¹³	11 ¹³	1 ¹⁴	305/62

Mondphasen.
 Letztes Viertel am 2. um 2 Uhr 52 Min. nachmittags. Neumond am 9. um 6 Uhr 25 Min. vormittags. Erstes Viertel am 16. um 6 Uhr 54 Min. vormittags. Vollmond am 24. um 11 Uhr 56 Min. vormittags. Letztes Viertel am 31. um 12 Uhr 13 Min. nachts.

- ☾ Mond geht am 2. abwärts.
- ☽ Mond geht am 14. aufwärts.
- ☾ Mond geht am 29. abwärts.

Der Mond ist am 8. um 7 Uhr nachmittags in Erdnähe, am 20. um 3 Uhr nachm. in Erdferne und am 8. und 22. im Aequator.

Planetenlauf.
Merkur erreicht am 1. seine größte westliche Elongation zur Sonne, ist deshalb Morgenstern und kommt am 31. in obere Konjunktion zur Sonne. **Venus** ist in der Abenddämmerung kurze Zeit sichtbar und kommt von der Waage zum Skorpion. **Mars** ist noch im Löwen und geht gegen 2¹/₂ Uhr früh auf. **Jupiter** kommt am 18. in Opposition zur Sonne, deshalb die ganze Nacht in den Fischen zu beobachten. **Saturn** wird am 19. wieder rektläufig im Steinbock und kann bis Mitternacht dortselbst beobachtet werden.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender
 Oktober beginnt mit schlechtem Wetter, vom 10. bis 16. Neif, am 17. ein schöner Tag, hierauf abwechselnd kalt und schön, bis vom 27. ziemliche Kälte anhält.

Bauernregeln.
 Warmer Oktober, kalter Febr. — Bringt der Oktober viel Frost und Wind, so sind der Januar und Hornung gelind. — Viel Regen im Oktober, viel Wind im Dezember. — Wenn St. Gallus (16.) die Hutten trägt, für den Wein ein schlechtes Zeichen schlägt. — Mit St. Gall bleibt die Kuh im Stall. — Regen zu Ende Oktober verkündet ein fruchtbares Jahr. — Am St. Lukastag (18.) soll das Winterkorn schon in die Stoppeln gesät sein. — Wie die Witterung hier wird sein, schlägt sie nächsten März ein.

2. Amand; Leodegar. 9. Dionys B.; Dionys. 16. Gallus Abt; Gallus. 23. Severin B.; Severin. 30. Fest d. Rel.; Hartmann.

November oder Windmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Wond- Rauf	Sonnens-		Wond-		Tage des Jahres.
				ufg.	Utg.	Ufzg.	Utg.	
1 Dienst.	Vuitpold	Allerheiligen	☾	714	510	Ncht.	1 ⁵⁵	306/61
2 Mittw.	Allerseelen	Allerseelen	☾	716	5 9	12 ²³	2 ³¹	307/60
3 Donnst.	Zda, G.	Pirmin, G.	☾	717	5 7	1 ³⁶	3 5	308/59
4 Freitag	Sigmund.	Karolus B.	☾	719	5 5	2 ⁵²	3 ³⁷	309/58
5 Samst.	Gmerich	Zach. u. G.	☾	720	5 4	4 9	4 9	310/57
45. Protest. (L: Schwert und Kelle. Neh. 4, 15-20. (B: So steht nun u. Eph. 6, 14-20. Tageslänge: 9 St. 41 Min. Kathol.: Vom guten Samen. Matth. 13, 24-30.								
6 Sonnt.	Reformat.	24. n. Pfingst.	☾	722	5 3	5 ²⁶	4 ⁴²	311/56
7 Mont.	Willibrord	Engelbert	☾	724	5 1	6 ⁴²	5 ¹⁹	312/55
8 Dienst.	4 gekr. K.	Gottfried	☾	725	5 0	7 ⁵⁶	5 ⁵⁹	313/54
9 Mittw.	Theodor	Theodor	☾	727	4 ⁵⁹	9 6	6 ⁴³	314/53
10 Donnst.	M. Luth.	Justus B.	☾	728	4 ⁵⁷	10 9	7 ³⁶	315/52
11 Freitag	Martin	Martin B.	☾	730	4 ⁵⁶	11 4	8 ²⁸	316/51
12 Samst.	Jonas	Martin B.	☾	731	4 ⁵⁵	11 ⁵²	9 ²⁵	317/50
46. Protest. (L: Die Dankbarkeit. 5. Mos. 8, 10-18. Tageslänge: 9 St. 20 Min. (B: Essen u. Trinken. 1. Kor. 10, 27-31. Kathol.: Vom Senfförnlein. Matth. 13, 31-35.								
13 Sonnt.	E.- u. Dff.	25. n. Pfingst.	☾	733	4 ⁵³	12 ³³	10 ²⁴	318/49
14 Mont.	Petrus	Zosaphat	☾	735	4 ⁵²	1 8	11 ²⁴	319/48
15 Dienst.	Leopold	Leopold, A.	☾	736	4 ⁵¹	1 ³⁸	Ncht.	320/47
16 Mittw.	Ottmar	Ottmar	☾	737	4 ⁵⁰	2 5	12 ²⁴	321/46
17 Donnst.	Hilda	Hilda, A.	☾	739	4 ⁴⁹	2 ³¹	1 ²⁴	322/45
18 Freitag	Gottschalk	Otto, Abt	☾	741	4 ⁴⁸	2 ⁵⁶	2 ²⁴	323/44
19 Samst.	Elisabeth	Elisabeth	☾	742	4 ⁴⁷	3 ²¹	3 ²⁶	324/43
47. Protest. (L: Ich weiß deine Werke. Off. 3, 15-19. Tageslänge: 9 St. 3 Min. (B: Höret d. Herrn Wort. Jes. 1, 10-18. Kathol.: B. Gräuel d. Verwüßt. Matth. 24, 15-28.								
20 Sonnt.	B.- u. Bfg.	26. u. Pfingst.	☾	743	4 ⁴⁶	3 ⁴⁷	4 ²⁶	325/42
21 Mont.	Columban	Mar. Dpf.	☾	745	4 ⁴⁵	4 ¹⁶	5 ²⁹	326/41
22 Dienst.	Cäcilia	Cäcilia	☾	746	4 ⁴⁴	4 ⁴⁹	6 ³²	327/40
23 Mittw.	Clemens	Clemens	☾	747	4 ⁴³	5 ²⁸	7 ³⁵	328/39
24 Donnst.	J. Knor	Johann v. R.	☾	749	4 ⁴²	6 ¹²	8 ³⁶	329/38
25 Freitag	Kathinka	Katharina	☾	751	4 ⁴¹	7 3	9 ³⁴	330/37
26 Samst.	Konrad	Konrad	☾	752	4 ⁴⁰	8 1	10 ²⁷	331/36
48. Protest. (L: Der Ratsschluß der u. Eph. 1, 3-11. Tageslänge: 8 St. 46 Min. (B: Der Eingang zum Herrn. Pf. 100. Kathol.: Es werden Zeichen geschehen. Luk. 21, 25-33.								
27 Sonnt.	1. Advent	1. Advent	☾	753	4 ³⁹	9 5	11 ¹⁵	332/35
28 Mont.	Sosthenes	Albert d. Gr.	☾	755	4 ³⁹	10 ¹³	11 ⁵⁷	333/34
29 Dienst.	Walther	Saturnin	☾	756	4 ³⁸	11 ²⁵	12 ²⁵	334/33
30 Mittw.	Andreas	Andreas	☾	758	4 ³⁷	Ncht.	1 8	335/32

Mondphasen.
 Neumond am 7. um 4 Uhr 37 Min. nachm. Erstes Viertel am 15. um 1 Uhr 36 Min. vorm. Vollmond am 23. um 4 Uhr 12 Min. vorm. Letztes Viertel am 30. um 8 Uhr 38 Min. vorm.
 ☾ Mond geht am 11. aufwärts. ☾ Mond geht am 25. abwärts.
 Der Mond ist am 5. um 1 Uhr nachm. in Erdnähe, am 17. um 8 Uhr vorm. in Erdferne und am 4. und 18. im Aequator.

Planetenauf.
Merkur durchwandert die Wage rechtläufig und bleibt unsichtbar. **Venus** kommt vom Skorpion zum Schützen und geht schon 1 Stunde nach der Sonne unter. **Mars** geht um 2 Uhr früh auf und kommt zur Jungfrau. **Jupiter** ist noch rückläufig in den Fischen und bis 4 1/2 Uhr früh daselbst zu beobachten. **Saturn** kommt am 7. in Quadratur zur Sonne und ist noch bis 10 Uhr nachts im Steinbock sichtbar.

Wetterber. nach dem 1001. Kalender.
 November ist kalt bis zum 10., vom 11. bis 18. trübes Wetter mit Nebel und Regen, dann kalt bis zum 30. Die Nachmittage sind hell und schön.

Bauernregeln.
 Ist Martinstag ein trüber Tag, folgt gelinder Winter nach. — St. Martinus (11.) setzt mit Dank schon auf die warme Ofenbank. — Katharein (25.) stellt Geigen und Pfeifen ein. — Wenn im November die Wasser steigen, so werden sie sich im ganzen Winter zeigen. — Wie der November, so der folgende Mai. — Bringt Allerheiligen einen Winter, so bringt Martini einen Sommer. — Kommt St. Martin mit Winterkält, ist's gut, wenn bald ein Schnee einfällt; man hat ihn lieber dürr als naß, so hält sich auch mit Andreas. — Wie's um Kathrein trüb oder rein, so wird auch der nächste Hornung sein. — Andreaschnee (30.) thut dem Korne weh. — Der rechte Bauer weiß es wohl, daß im November man wäffern soll. — Fällt vor Martini das Laub nicht ab, folgt gar ein schwerer Winter nach. — Am Allerheiligentag einen Span aus einer Buche gehauen; ist er trocken, bedeutet er einen warmen, ist er naß, einen kalten Winter.

6. Leonhard. 13. Stan. R.; Briccius. 20. Emile, Amos; Felix. 27. Adwigi; Hiltilis.

Dezember oder Christmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond		Tage des Jahres
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Donnst.	Vongin.	Katalie Gl.	☾	7 ⁵⁹ 4 ³⁷	12 ³⁵	140	336/31	
2 Freitag	Aurelia	Pibiana J.	☽	8 ⁰ 4 ³⁷	151	211	337/30	
3 Samst.	Rassian	Franz Xaver	☿	8 ¹ 4 ²⁶	3 5	242	338/29	
49				Protest. (I: Der Mensch das 2c. 1. Moj. 1, 26—2, 3. (II: Gelobt sei der Herr. Luf. 1, 67—79. Kathol.: Als Johannes im Gef. Matth. 11, 2—10.		Tageslänge: 8 St. 34 Min.		
4 Sonnt.	2. Advent	2. Advent	☾	8 ² 4 ³⁶	4 ²⁰	314	339/28	
5 Mont.	Abigail	Petrus Chr.	☾	8 ³ 4 ³⁵	5 ³³	351	340/27	
6 Dienst.	Nikolaus	Nikolaus	☿	8 ⁴ 4 ³⁵	6 ⁴⁵	432	341/26	
7 Mittw.	Agathon	† Ambros.	☿	8 ⁵ 4 ³⁵	7 ⁵¹	520	342/25	
8 Donnst.	Martin	Mar. Em.	☽	8 ⁶ 4 ³⁴	8 ⁵¹	612	343/24	
9 Freitag	Benjamin	† Valerie J.	☽	8 ⁸ 4 ³⁵	9 ⁴³	7 9	344/23	
10 Samst.	Eulalia	Melchiades	☽	8 ⁹ 4 ³⁴	10 ²⁸	8 8	345/22	
50				Protest. (I: Die Offenbarung im 2c. Röm. 2, 9—16. (II: Der Mensch Herr über 2c. Ps. 8, 2—10. Kathol.: D. Juden sandten Priester 2c. Joh. 1, 19—23.		Tageslänge: 8 St. 24 Min.		
11 Sonnt.	3. Advent	3. Advent	☾	8 ¹⁰ 4 ³⁴	11 6	9 9	346/21	
12 Mont.	Gangolf	Adelheid K	☾	8 ¹¹ 4 ³⁴	11 ³⁹	10 ¹⁰	347/20	
13 Dienst.	Lucia	Lucia	☿	8 ¹² 4 ³⁴	12 8	11 ¹⁰	348/19	
14 Mittw.	Nicasius	† IV. Qu.	☿	8 ¹³ 4 ³⁴	12 ³¹	Ncht.	349/18	
15 Donnst.	Christine	Christine	☽	8 ¹⁴ 4 ³⁴	12 ⁵⁹	12 ¹¹	350/17	
16 Freitag	Ananias	† Adelheid	☽	8 ¹⁴ 4 ³⁵	133	111	351/16	
17 Samst.	Bazarus	† Bazarus	☽	8 ¹⁵ 4 ³⁵	150	212	352/15	
51				Protest. (I: Die Zeit der 2c. Ap. Gesch. 3, 19—26. (II: Der Herr unsere 2c. Jerem. 33, 14—16. Kathol.: Im 15. Jahre der Regierung. Luf. 3, 1—15		Tageslänge: 8 St. 20 Min.		
18 Sonnt.	4. Advent	4. Advent	☾	8 ¹⁶ 4 ³⁶	217	314	353/14	
19 Mont.	Klemens	Nemesius	☾	8 ¹⁶ 4 ³⁶	248	416	354/13	
20 Dienst.	Ammon	Christian	☿	8 ¹⁷ 4 ³⁶	322	520	355/12	
21 Mittw.	Thomas	Thomas Ap.	☿	8 ¹⁸ 4 ³⁷	4 4	6 ²²	356/11	
22 Donnst.	Wint. Anf.	Servulus	☽	8 ¹⁸ 4 ³⁷	4 ⁵³	7 ²³	357/10	
23 Freitag	Dagobert	Viktoria	☽	8 ¹⁹ 4 ³⁸	5 ⁵⁰	8 ²⁰	358/9	
24 Samst.	Ad. u. Eva	Ad. u. Eva	☽	8 ¹⁹ 4 ³⁹	6 ⁵³	9 ¹²	359/8	
52				Protest. (I: Daran ist erschienen 2c. 1. Joh. 4, 7—11. (II: Die Hirten vor der 2c. Luf. 2, 15—20. Kathol.: Die Hirten sagten zu 2c. Luf. 2, 15—20.		Tageslänge: 8 St. 20 Min.		
25 Sonnt.	I. Weib.-S.	Bl. Weib.-S.	☾	8 ¹⁹ 4 ³⁹	8 5	9 ⁵⁷	360/7	
26 Mont.	II. Weib.-S.	Stephan	☾	8 ²⁰ 4 ³⁹	9 ¹⁴	10 ³⁷	361/6	
27 Dienst.	Johannes	Johannes Ap.	☿	8 ²⁰ 4 ⁴⁰	10 ²⁷	11 ¹²	362/5	
28 Mittw.	Unsch. Kind.	Unsch. Kinder	☿	8 ²¹ 4 ⁴¹	11 ⁴²	11 ⁴⁴	363/4	
29 Donnst.	Zonathan	Thomas G.	☽	8 ²¹ 4 ⁴²	Ncht.	12 ¹⁴	364/3	
30 Freitag	Rainer	David K.	☽	8 ²¹ 4 ⁴²	12 ⁵⁵	12 ⁴⁵	365/2	
31 Samst.	Sylvester	Sylvester	☾	8 ²¹ 4 ⁴³	2 8	1 ¹⁷	366/1	

Mondphasen.
Neumond am 7. um 4 Uhr 46 Min. vormittags. Erstes Viertel am 14. um 11 Uhr 7 Min. nachmittags. Vollmond am 22. um 7 Uhr 1 Min. nachmittags. Sechstes Viertel am 29. um 4 Uhr 46 Min. nachmittags.

☾ Mond geht am 8. aufwärts.
☾ Mond geht am 23. abwärts.

Der Mond ist am 3. um 1 Uhr vormittags und am 27. um 6 Uhr nachmittags in Erdnähe, am 15. um 5 Uhr vormittags in Erdferne und am 2., 15. und 29. im Aequator.

Planetenauf.
Merkur erreicht am 14. seine größte östliche Elongation zur Sonne und kommt am 31. in untere Konjunktion mit derselben. Venus geht erst nach 7 Uhr abends unter und kommt vom Schützen zum Steinbock. Am 28. in Konjunktion mit Saturn. Mars geht gegen 1 1/2 Uhr nachts auf und ist noch rechtläufig in der Jungfrau. Jupiter wird am 17. wieder rechtläufig in den Fischen und ist bis 1 Uhr früh noch zu beobachten. Saturn geht schon nach 7 Uhr abends unter und ist rechtläufig im Steinbock.

Weiterber. nach dem 100j. Kalender.
Dezember beginnt mit Frost, dem Regen, Kälte und Eis folgen, am 10. Schnee, darauf Kälte bis zum 19., dann Regen und hierauf Kälte bis zum Schluß.

Sauerregeln.
Kalter Dez., fruchtbares Jahr, sind Genossen immerdar. — Kalter Christmond mit viel Schnee, bringt viel Korn auf Berg u. Hödh. — Je trüber das Wetter bei Dezember-schnee, je besseres Jahr in Aussicht steht. — Mehr Kälte als der Fichtenbaum erträgt der Nebstod lobesam, wenn im Christmond trocken er eingefriert. — Stürmet es zur Weib-nachtszeit, gibt es viel Obst. — Grüne Weihnachten, weiße Ostern. — Dez. veränderlich und lind, ist der ganze Winter ein Kind. — Donner im Winterquartal, bringt uns Kälte ohne Zahl.

4. Barbara. 11. Waldemar; Damian. 14. Nicasius. 18. Mar. Erw.; Wunibald.



Tag	Anmerkungen für Familien-Ereignisse 1c.	Tag	Kassa-Buch.	Einnahm.	Ausgaben
-----	---	-----	-------------	----------	----------

Sonnen- und Mondfinsternisse 1904.

Im Jahre 1904 finden zwei Sonnenfinsternisse statt, von denen jedoch in unseren Gegenden keine sichtbar ist. Der Mond wird in diesem Jahre nicht verfinstert.

1. Ringförmige Sonnenfinsternis am 17. März.

Dieselbe beginnt überhaupt um 3 Uhr 36 Min. früh M. G. Z. bei 51° 51' östl. Länge von Greenwich und 12° 55' südl. Breite und endigt um 9 Uhr 45 Min. vormittags bei 141° 9' östl. Länge von Greenwich und 22° 27' nördl. Breite. Diese Verfinsternung kann in der östlichen Hälfte Afrikas, in der südlichen Hälfte Asiens, im indischen Ozean und in der Westhälfte des großen Ozeans gesehen werden.

2. Totale Sonnenfinsternis am 9. Sept.

Dieselbe beginnt überhaupt um 7 Uhr 8 Min. nachmittags M. G. Z. bei 175° 30' östl. Länge von Greenwich und 11° 4' nördl. Breite und endigt um 12 Uhr 21 Min. nachts bei 277° 41' östl. Länge von Greenwich und 23° 23' südl. Breite. Diese Finsternis kann nur im großen Ozean und in der westlichen Hälfte Südamerikas gesehen werden.

Witterung nach dem 100jährigen Kalender für das Jahr 1904.

Im Jahre 1904 ist der Planet Mars der Jahresregent. Der Mars ist derjenige Planet, dessen Bahn die der Erde zunächst umschließt. Die mittlere Entfernung desselben von der Sonne beträgt beinahe 30 1/2 Millionen Meilen oder 226,520,000 Kilometer und vollendet seine Bewegung um die Sonne in etwa 687 Tagen oder in 1 Jahr 321 Tagen und 23 1/2 Stunden. Er dreht sich in 24 Stunden und 37 1/2 Minuten um seine Achse. Man erkennt diesen Planeten sehr leicht an seinem roten Dichte. Der Mars ist derjenige Planet, über dessen Oberflächenbeschaffenheit wir, nächst unserer Erde, am besten unterrichtet sind, und der uns den Anblick von Veränderungen darbietet, die den meteorologischen Vorgängen auf der Erdoberfläche analog zu sein scheinen. Begleitet wird er von 2 Monden als Trabanten in relativ geringer Entfernung, welche scheinbar einander entgegenlaufen, da der innere für einen Beobachter auf den Mars von West nach Ost, der äußere aber von Ost nach West wandert.

Die Marsjahre sind mehr trocken als feucht.

Der Frühling ist gewöhnlich trocken, rau und kalt, weshalb man auch die Schafe weder auf den Saaten, noch auf den Wiesen lange gehen lassen darf. Reif und rauhe Luft währen bis zum 9.

Der Sommer ist ungemein heiß, so daß die Quellen versiegen und die Flüsse klein werden.

Der Herbst ist ebenfalls mehr trocken als feucht, weshalb viel Wein wächst. Schnee gibt es vor dem Advent nicht und obschon es im Oktober mehrmals friert, so ist der November dennoch warm.

Der Winter ist ziemlich kalt und trocken, dabei sehr unbeständig.

Die vier Jahreszeiten.

Der **Frühling** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widlers (♈) am 21. März um 2 Uhr früh. Die Sonne befindet sich im Aequator. Tag und Nacht gleich.

Der **Sommer** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses (♋) am 21. Juni um 10 Uhr nachmittags. Die Sonne hat ihren höchsten Stand erreicht. Längster Tag und kürzeste Nacht.

Der **Herbst** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen der Waage (♎) am 23. September um 1 Uhr nachmittags. Die Sonne befindet sich wieder im Aequator. Tag und Nacht gleich.

Der **Winter** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks (♏) am 22. Dezember um 7 Uhr vormittags. Die Sonne hat ihren tiefsten Stand erreicht. Kürzester Tag und längste Nacht.

Die Hundstage beginnen am 23. Juli und endigen am 23. August.

Planetensystem der Sonne.

Planet	Umlaufzeit in Tagen	Größe u. Entfernung von der Erde in Millionen Kilometern
Merkur	87.969	218 ; 79
Venus	224.701	257 ; 40
Erde	365.256	- ; -
Mars	686.980	396 ; 57
Jupiter	4332.585	959 ; 587
Saturn	10759.220	1646 ; 1190
Uranus	30686.51	3132 ; 2570
Neptun	60186.64	4655 ; 4281

Planet	Wahrer Aequator-Durchmesser in Kilometern	Volumen in Theilen des Erdbolumens
Merkur	4816	0.05
Venus	11969	0.83
Erde	12756	1.00
Mars	6745	0.15
Jupiter	143757	1334.7
Saturn	123734	823.1
Uranus	59171	91.9
Neptun	54979	80.1
Sonne	1386690	1284806

Umlaufzeit und Entfernungen (in Kilometern) der Monde der Hauptplaneten.

Namen	Tage	Stunden	Minuten	Kilometer	Namen	Tage	Stunden	Minuten	Kilometer
Erdbmond	27	7	43	384.415	Dione	2	17	41	375.500
Rhobos	0	7	39	9.300	Rhea	4	12	25	523.500
Deimos	1	6	18	23.300	Titan	15	22	41	1.214.300
I	1	18	27	401.000	Hyperion	21	6	25	1.473.300
II	3	13	14	638.000	Japetus	79	7	56	3.539.400
III	7	3	42	1.017.000	Ariel	2	12	29	190.600
IV	16	16	31	1.789.000	Umbriel	4	3	28	265.600
Mimas	0	22	37	184.300	Titania	8	16	56	435.400
Enceladus	1	8	53	236.400	Oberon	13	11	7	582.300
Thetys	1	21	18	293.700	Triton	5	21	4	353.000

Porto-Tarif.

Giltig für das deutsche Reich und Österreich-Ungarn.

Briefe kosten:

im Gewicht bis 20 gr	10 S
von 20—250 gr	20 "
Postkarten	5 "
mit Rück-Antwort	10 "

Die Taxe für Briefsendungen nach den Deutschen Kolonien ist dieselbe wie die für den inneren Verkehr.

Drucksachen:

im Gewicht bis zu 50 gr	3 S
über 50—100 gr einschließlich	5 "
über 100 bis einschließlich 250 gr	10 "
im Gewichte bis 500 gr	20 "
" " 1000 gr	30 "

Warenproben kosten:

im Gewichte bis 250 gr	10 "
über 250—350 gr	20 "

Höchste zulässige Größe: 30 cm Länge, 20 cm Breite, 10 cm Höhe.

Pakettaxe:

1. bis zum Gewichte von 5 kg:	
bis 10 geographische Meilen	25 S
auf weitere Entfernungen	50 "
2. bei mehr als 5 kg Gewicht:	
für die ersten 5 kg die Sätze wie vorstehend	
und für jed. weitere kg bis zu 10 Meilen	5 "
über 10—20 Meilen	10 "
" 20—50 "	20 "
" 50—100 "	30 "
" 100—150 "	40 "
" 150 "	50 "

Wertbriefe kosten:

bis 10 geographische Meilen	20 S
über 10 Meilen	40 "
ohne Unterschied des Gewichts.	
Versicherungsgebühr 5 S für je 300 M. oder einen	
Teil von 300 M. mindestens 10 S.	

Einschreibgebühr

und Rückschein	20 S
--------------------------	------

Eil-Bestellgeld:

im Orts-Bestellbezirk	25 S
im Land-Bestellbezirk	60 "
Für Pakete bis 5 kg ohne Wertangabe und mit	
Wertangabe bis 800 M. für jedes Palet im Orts-	
bestellbezirk 40 S, im Landbestellbezirk 90 S.	

Wertpakete:

Porto wie Pakete ohne Wert.
Versicherungsgebühr 5 S für je 300 M., mindestens aber 10 S, für Einschreibpakete an Einschreibgeb. 20 S.

Postanweisungen kosten:

Porto bis 5 M.	10 S
über 5—100 M.	20 "
" 100—200 "	30 "
" 200—400 "	40 "
" 400—600 "	50 "
" 600—800 "	60 "
(Für Österreich-Ungarn 10 S für je 20 M. min-	
destens 20 S.)	

Postaufträge innerhalb Deutschlands:

1. Taxe v. Einziehung v. Geldbeträgen bis 800 M. 30 S.	
Der eingezogene Betrag wird nach Abrechnung	

der Postanweisungsgebühr dem Auftraggeber mittels Postanweisung überandt.

2. Einholung von Wechselaccepten im Wege des Postauftrags innerhalb Deutschlands 30 S
f. Rücksendung d. angenommenen Wechsels 30 S
Im Fall der vergeblichen Vorzeigung wird das Porto für Rücksendung nicht erhoben.

Postnachnahmen innerhalb Deutschlands sind im Betrage bis zu 800 M. einschl. bei Briefen, Postkarten, Drucksachen und Warenproben, sowie bei Paketen zulässig.

Vorzeigegebühren excl. Porto	10 S
Für Einwendung des Betrags	
bis zu 5 M.	10 S
von 5—100 M.	20 "
" 100—200 "	30 "
" 200—400 "	40 "
" 400—600 "	50 "
" 600—800 "	60 "

Die Vorzeigegebühr wird zugleich mit dem Porto erhoben und ist auch dann zu entrichten, wenn die Sendung nicht eingelöst wird.

Reichs-Telegraphengebühren-Tarif

(nach deutschen Telegraphenstationen).

Minimalbetrag eines Telegramms m. 10 Worten	50 S
Taxe für jedes Wort, das nicht mehr als	
15 Buchstaben zählen darf	5 "
Bei längeren Worten werden die weiteren je 15	
Buchstaben für ein weiteres Wort gerechnet.	
Jedes vorausbezahlte Antwortstelegramm (von	
10 Worten kostet 50 S. Das Zeichen hierfür: R. P.,	
ist vor die Adresse zu setzen.	

Wechselstempel-Tarif.

Die Stempelabgabe beträgt von einer Summe	
von 200 M. und weniger	10 S
von über 200 " bis 400 M.	20 "
" " 400 " " 600 "	30 "
" " 600 " " 800 "	40 "
" " 800 " " 1000 "	50 "
und von jedem ferneren angefangenen oder vollen	
1000 M. 50 Pfennig mehr.	

Anweisungen und Akkreditive sind demselben Stempel unterworfen.

Von der Stempelabgabe befreit sind: 1) die vom Ausland auf das Ausland gezogenen nur im Auslande zahlbaren Wechsel; 2) die vom Inland auf das Ausland gezogenen, nur im Auslande und zwar auf Sicht oder spätestens innerhalb zehn Tagen nach dem Tage der Ausstellung zahlbaren Wechsel, sofern sie vom Aussteller direkt in das Ausland remittiert werden; 3) Platzanweisungen und Checks, wenn sie auf Sicht lauten und ohne Accept bleiben; 4) Akkreditive, durch welche lediglich einer bestimmten Person ein nach Belieben zu benutzender Kredit zur Verfügung gestellt wird.

Verwendung von Wechselstempelmarken. Die Wechselstempelmarken sind auf der Rückseite des Wechsels oder der Anweisung aufzukleben und zwar, wenn die Rückseite noch unbeschrieben ist, unmittelbar an einem Rande derselben, andernfalls unmittelbar unter dem letzten Vermerke (Indossament) auf einer mit Buchstaben oder Ziffern nicht beschriebenen oder bedruckten Stelle.

Genealogie.

A. Deutsches Reich.

540 663 qkm, 56,345,014 Einwohner.

Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen, geb. den 27. Jan. 1859, succ. 15. Juni 1888; vermählt am 27. Febr. 1861 mit **Auguste Viktoria**, Prinzessin von Schleswig-Holstein, geb. den 22. Okt. 1858. Kronprinz **Friedrich Wilhelm**, geboren den 6. Mai 1882.

B. Des großherzoglichen Hauses Baden.

Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen u. z., geboren zu Karlsruhe am 9. September 1828, folgte seinem Vater als „Regent“ an Stelle seines Bruders des Großherzogs **Leopold** (geb. am 15. August 1824, gest. am 22. Jan. 1858) am 24. April 1852 und nimmt den Titel „Großherzog von Baden“ am 5. September 1856 an; General-Inspekteur der V. Armee-Inspektion (Baden und Elsaß-Lothringen), General-Oberst der Kavallerie, Chef des 1. Badischen Leib-Grenadier-Reg. Nr. 109, des 1. Bad. Leib-Dragoner-Regiments Nr. 20 und des 1. Badischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 14, Chef des preuß. Rheinischen Ulanen-Regiments Nr. 7, des 2. Westf. Inf.-Reg. Nr. 126 und des 1. f. Herreid. Infanterie-Regiments Nr. 50, Rgl. Schwab. General, R. d. Schw. Adler-O., des Span. D. v. G. Wites, vermählt am 20. September 1856 mit Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin **Luisa Marie Elisabeth**, geboren den 3. Dezember 1838. Tochter weiland Seiner Majestät des deutschen Kaisers, Königs **Wilhelm I.** von Preußen.

Kinder:

Friedrich Wilhelm August, Erbprinz, Großherzog, Markgraf von Baden und Herzog von Zähringen (Rgl. Hoheit), geb. zu Karlsruhe den 9. Juli 1857; Chef des 5. Bad. Inf.-Regts. Nr. 113 u. z. à la suite des 1. Bad. Leib-Grenadier-Regts. Nr. 109, des 1. preuß. Garde-Regiments zu Fuß, des 1. preuß. Garde-Ulanen-Regiments, Ritter des Schw. A. O., vermählt in Hohenburg (Oberbayern) am 20. Sept. 1885 mit **Hilda Charlotte Wilhelmine** Herzogin Prinz. von Nassau und Luxemburg, geb. 5. Nov. 1864 zu Biebrich. **Sophie Marie Viktoria**, Großherzogin, Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren zu Karlsruhe den 7. August 1862, vermählt am 20. Sept. 1881 mit dem Kronprinzen **Oskar Gustav Adolf** von Schweden, Herzog von Värmland, geb. zu Schloss Drottningholm 16. Juni 1858.

Geschwister

- 1) **Alexandrine Luise Amalie Friederike Elisabeth Sophie**, großherzogliche Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren den 6. Dezember 1820, vermählt den 3. Mai 1842 mit weiland Seiner Hoheit dem Herzog **Ernst II.** von Sachsen-Coburg-Gotha, gest. 22. August 1893.
- 2) **Ludwig Wilhelm August**, großherzoglicher Prinz und Markgraf von Baden, Herzog von Zähringen, geb. 18. Dez. 1829, gest. 27. April 1897, Rgl. preuß. General d. Infanterie, à la suite des 1. G. Feld-Art. Reg., Chef des 4. Bad. Infanterie-Reg. Nr. 112, Ritt. d. Schw. Adlersordens, vermählt zu St. Petersburg am 11. Febr. 1863 mit Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Prinzessin **Maria Maximilianovna** Prinz. Romanowska geb. 17.4. Okt. 1841; Kinder: 1) **Maria**, geboren zu Baden am 26. Juli 1865, vermählt am 2. Juli 1889 zu Karlsruhe mit **Friedrich**, Erbprinzen v. Anhalt, geb. am 19. August 1856. 2) **Margitilian**, geboren zu Baden am 10. Juli 1867 Dr. utr. jur., vermählt am 10. Juni 1900 zu Gmunden mit **Maria Luise**, geb. 11. Oktober 1879, Tochter des Herzogs von Cumberland.
- 3) **Karl Friedrich Gustav Wilhelm Maximilian**, großherzoglicher Prinz und Markgraf von Baden, Herzog von Zähringen, geboren den 9. März 1832, Rgl. preußischer General der Kavallerie, Chef des 3. Badischen Dragoner-Regiments „Prinz Karl“ Nr. 22, morgana-tisch vermählt zu Bauschlott am 17. Mai 1871 mit **Rosalie Luise Gräfin v. Rhena**, geb. Freim. v. Westf. Sohn: **Friedrich**, Graf von Rhena, geb. am 29. Jan. 1877.

Vaters Geschwister:

- 1) **Wilhelm**, geb. 8. April 1792, gest. 11. Oktober 1859. Töchter: 1. **Sophie**, geb. 7. August 1834 vermählt 9. November 1858 mit Fürsten **Woldemar** zu Lippe; 2. **Elisabeth**, geb. 18. Dezember 1835, gestorben 15. Mai 1891; 3. **Reopoldine**, geb. 22. Februar 1837, vermählt 24. Sept. 1862 mit Fürst **Hermann** von Hohenlohe-Bangenburg.
- 2) **Großherzog Karl**, Halbbruder des Großherzogs **Leopold** aus der ersten Ehe des Großherzogs **Karl Friedrich**, gest. 8. Dezember 1818, vermählt mit **Stephanie**, gest. 29. Jan. 1860; dessen Tochter: **Josephine**, geb. 21. Oktober 1813 (kathol. Konf.), vermählt am 21. Okt. 1834 mit **Karl Anton**, Fürsten von Hohenollern-Sigmaringen, Wittwe seit 2. Juni 1885.

C. Der übrigen deutschen und außerdeutschen Staaten.

Anhalt: 2794 qkm 293,298 Einwohner. Herzog **Friedrich**, geboren 29. April 1831; seit 22. Mai 1871.
Baden: 15,263 qkm; (mit Bodensee Anteil) 1,866,584 Einwohner.
Bayern: 75,870 qkm. 6,150,000 Einwohner. König **Otto I.** geboren 27. April 1848. Weil bauernd verheiratet, ist des Königreichs Brevetier Prinzregent **Luitpold** von Bayern seit 13. Juni 1886.
Belgien: 29,456 qkm, 6,744,532 Einwohner. König **Leopold II.**, geboren 9. April 1835, seit 1865.

Braunschweig: 3672 qkm, 434,213 Einwohner. Regent Prinz **Albrecht** von Preußen seit 2. November 1885.
Bremen: 257 qkm, 214,559 Einwohner.
Bulgarien: 63,160 qkm, 2,312,282 Einwohner. Fürst **Ferdinand I.**, Prinz v. Koburg-Gohary, seit 14. Aug. 1887, geb. zu Wien 26. Febr. 1861.
Dänemark: 232,860 qkm, 2,439,776 Einwohner. König **Christian IX.** geboren 8. April 1818; seit 15. November 1863.
Elsaß-Lothringen: 14,511 qkm, 1,640,906 Einwohner.
Frankreich: 536,408 qkm, 38,517,975 Einwohner. Präsident **Emile Loubet**, geb. 31. Dezember 1838, seit 18. Februar 1899.
Großbritannien: 314,339 qkm, 40,905,925 Einwohner. König **Edward VII.**, geboren 9. November 1841, seit 22. Januar 1901.
Griechenland: 64,679 qkm, 2,433,806 Einwohner. König **Georg I.** aus dem Hause Schleswig-Holstein-Glücksburg-Sonderburg, geboren 24. Dezember 1845, seit 5. Juni 1863.
Hamburg: 415 qkm, 681,632 Einw.
Hessen: 7682 qkm, 1,039,020 Einw. Großherzog **Ernst Ludwig**, geb. 25. November 1868, seit 13. März 1892.
Italien: 286,648 qkm, 31,856,675 Einw. König **Victor Emanuel** geb. 11. November 1869, seit 29. Juli 1900.
Lichtenstein: 159 qkm, 9434 Einw. Fürst **Johann II.**, geb. 5. Oktober 1840, seit 12. November 1858.
Lippe: 1215 qkm, 134,554 Einw. Regent **Graf Ernst zur Lippe** Bifertfeld, geb. 9. Juni 1842, seit 10. Juli 1897.
Lübeck: 299 qkm, 33,324 Einw.
Luxemburg: 2597 qkm, 217,583 Einw. Großherzog **Adolf**, Herzog von Nassau, geb. 24. Juni 1817, seit 23. Nov. 1890.
Mecklenburg-Schwerin: 13,127 qkm, 597,436 Einwohner. Großherzog **Friedrich Franz IV.**, geb. 9. April 1882, seit 10. April 1897.
Mecklenburg-Strelitz: 2930 qkm, 101,540 Einw. Großherzog **Friedrich Wilhelm**, geb. 17. Oktober 1819, seit 6. September 1860.
Monaco: 21,6 qkm, 15,180 Einw. **Albert**, geb. 13. Nov. 1848.
Montenegro: 9080 qkm, 227,841 Einw. **Nikolaus I.**, geb. 8. Okt. 1841.
Niederlande: 33,000 qkm, 5,139,585 Einw. **Wilhelmine**, geb. 31. Aug. 1880, seit 23. Nov. 1890.
Oesterreich: 673,091 qkm, 46,901,871 Einw. Kaiser **Franz Joseph I.**, geb. 18. August 1830, regiert seit 2. Dezember 1848.
Oldenburg: 6427 qkm, 378,739 Einw. Großherzog **Friedrich August**, geb. 14. November 1852, seit 13. Juni 1900.
Päpstlicher Stuhl: Leo XIII., vorher **Joachim Pecci**, geb. 2. März 1810. Papst seit 20. Februar 1878.
Portugal: 92,157 qkm, 5,082,257 Einwohner. Don **Carlos I.**, geb. 28. Sept. 1863, seit 19. Oktober 1889.
Preußen: 348,607 qkm, 31,855,123 Einw. König **Wilhelm II.**, geb. 27. Jan. 1859, seit 15. Juni 1888.
Reuß ä. L.: 316 qkm, 67,468 Einwohner. **Friedrich XXIV.** (Regent **Georg XIV.**, Reuß j. L.).
Reuß j. L.: 826 qkm, 132,130 Einwohner. **Georg XIV.**, geb. 28. Mai 1832, seit 11. Juli 1867.
Rumänien: 131,020 qkm, 5,912,520 Einw. König **Karl I.** geb. 20. (7.) April 1839, König seit 1881.
Rußland: 22,429,998 qkm, 129,005,957 Einw. Kaiser **Nikolaus II.** **Alexandrowitsch**, geboren den 19. (6.) Mai 1868, regiert seit 1. November 1894.
Sachsen: 14,993 qkm, 3,787,688 Einw. König **Georg**, geb. 8. August 1852, seit 19. Juni 1902.
Sachsen-Altenburg: 1324 qkm, 180,313 Einw. Herzog **Ernst**, geb. 16. September 1829, seit 3. August 1853.
Sachsen-Coburg u. Gotha: 1958 qkm, 216,603 Einwohner. Herzog **Karl Eduard**, geb. 19. Juli 1864, seit 30. Juli 1900.
Sachsen-Meiningen: 2468 qkm, 234,005 Einw. Herzog **Georg II.** geb. 2. April 1826, seit 20. September 1866.
Sachsen-Weimar-Eisenach: 3615 qkm, 339,217 Einw. Großherzog **Wilhelm Ernst** geb. 10. Juni 1876, seit 5. Januar 1901.
San Marino: Republik mit 61 qkm, 9535 Einw. Wird von einem durch das Volk gewählten Rath, **Juwelfern**, regiert.
Schaumburg-Lippe: 340 qkm, 41,224 Einw. Fürst **Georg**, geb. 10. Okt. 1846, seit 8. Mai 1893.
Schwarzburg-Rudolstadt: 940 qkm, 88,685 Einw. Fürst **Günther**, geb. 21. August 1852, seit 19. Jan. 1890.
Schwarzburg-Sondershausen: 862 qkm, 78,074 Einwohner. Fürst **Karl Günther**, geb. 7. August 1830, seit 17. Juni 1880.
Schweden und Norwegen: 776,003 qkm, 7,328,550 Einw. König **Oskar II.**, geb. 21. Januar 1829, seit 18. September 1872.
Schweiz: 41,419 qkm, 3,312,551 Einw. Dr. **Adolf Deucher**, Bundespräsident, geb. 1831.
Serbien: 48,303 qkm, 2,452,372 Einw. König **Alexander**, geb. 15. August 1876, volljährig erklärt am 13. April 1893.
Spanien: 506,582 qkm, 18,349,847 Einwohner. König **Alfonso XIII.** geb. 17. Mai 1886; Regentin Königin **Maria Christine**, seit 25. November 1885.
Türkei: 3,498,300 qkm, 38,218,964 Einw. Sultan **Abdul Hamid II.** geb. 18. Schaban 1258 (22. Sept. 1842), seit 1876.
Waldes: 1121 qkm, 57,766 Einw. Fürst **Friedrich**, geb. 20. Januar 1865, seit 12. Mai 1893.
Württemberg: 19,517 qkm, 2,165,765 Einwohner. König **Wilhelm II.**, geboren 25. Febr. 1848, seit 6. Oktober 1891.



Glück zum neuen Jahre!

wenn der Wald in seinem schönsten Kleide prangt und hundertfarbig die Auen stehen. Ihn lockt's hinaus in den Tann und hinan zu den Höhen, hinein in die Städte und Dörfer, hinaus zu den einsamen, weltentlegenen Mühlen und Gehöften nicht weniger, wenn der Sturm durch die Wipfel braust, daß sie ächzen, wenn der Schnee in weißen, kernigen Flocken hernieder stiebt und alles in die schöne blendende Winterdecke hüllt, denn er liebt die kalte, kräftige Luft. Es liegt etwas Wahrhaftiges, Stählendes, den Geist und das Herz Erfrischendes darin! Er ist keiner von den Weichlingen, denen der Winter nur hinter dem Ofen gefällt und die meinen, sie müßten sterben, wenn einmal ein derber Wind ihnen um die Nase weht.

Der Rheinländische Hausfreund ist ein wanderlustiger Mann. Sieht mans nicht schon seinem Röcklein an? Das ist grün. Und grün ist die Farbe von Wald und Flur, von Busch und Baum. Ihm ist's am wohlsten, wenn er den grünen Neckar entlang wandert, zwischen den sanftlinigen Bergen des Odenwalds mit ihren Burgen und Dörfern hinaus nach der korndurchwogten Rheinebene mit ihrem silbernen Strom und ihren hohen Domen. Oder droben auf dem Höhenweg des Schwarzwaldes, wo unterhalb der Straße endlose Tannenwälder Harzduft ausströmen und manches honigbraune Bächlein dem Vater Rhein entgegenhüpft. Der Hausfreund liebt seine Heimat wie nichts in der Welt.

Und doch hat auch der Hausfreund seine Tage, an denen er gerne im warmen Stübchen bleibt und den Winter Winter sein läßt. Ein solcher Tag ist für ihn immer der Sylvester, der letzte Tag im Jahr. Da brächte ihn kein Kaiser und kein König aus seinem traulichen Stubenest. Denn da hat er's gar wichtig. Viel Arbeit ist zu erledigen. Denn schon gestern Abend hat der Postbote ein großes Paket mit Briefen in des Hausfreunds Häuschen abgegeben. Die wollen heute alle gelesen und die wichtigsten wenigstens auch beantwortet sein.

Hundert Jahre sind's in diesem, dem Jahre des Heils 1904, daß der Hausfreund zum ersten Mal, von seinem Vater, dem herrlichen Dichter Joh. Peter Hebel entsandt, hinauswanderte in das schöne Badnerland. Viele Freunde hat er sich erworben in diesen hundert Jahren und in wehmütiger und doch hoher, stolzer Freude wird er sein Jubeljahr begehen. Noch manchesmal, das ist seine frohe Hoffnung an seinem Ehrentag, wird er sich aufmachen und die alten, trauten Stätten der Heimat aufsuchen, vom Norden zum Süden, vom Taubergrund bis zu den Gestaden des Bodensees und seinen Freunden Gruß und Händedruck entbieten. Seine Wanderlust beschränkt sich nicht auf den Sommer,

Wir ahnen, wer diese Briefe geschrieben hat: Freunde und Freundinnen des Hausfreunds. Die alle kommen, um wenigstens schriftlich vor Jahreschluß ihrem alten, treuen Freund noch einmal ein herzliches Wort zu sagen, und mit ihm über dies und das, Wichtiges und Unwichtiges, ein wenig zu plaudern. So sitzt er denn und liest und liest und vergißt die Welt um ihn her. Er ist ganz versunken in das, was er liest. Manchmal blizt es wie der Strahl rascher Freude in seinem alten, guten, wetterharten Gesichte auf, manchmal steigt es wie ein schneller, feiner Schatten über die biedereren Züge. Er liest und liest, bis es dunkel wird und die Sterne durch die schmalen, weißen Vorhänge zitternde Strahlen bläulichen Lichtes senden

und der Mond hinter den Bergen hervorlugt. Jetzt wird die Tür aufgetan und die Lampe mit dem altmodischen grünen Schild auf den Tisch gesetzt, mitten hinein zwischen alle die Briefblätter, die friedlich bei einander liegen, feine neben derben, parfümierte neben solchen, denen man anmerkt, eine Bauernhand hat auf ihnen gelegen.

Der Hausfreund hat sie alle gelesen und sinnend blickt er über die weiße Gesellschaft hin. Was hat in allen gestanden? Wovon haben sie alle erzählt? Von vielem — doch im Grunde nur von Einem: Sie haben im Grunde alle das eine unerschöpfliche Thema behandelt, das in der Welt obenansteht, seit es Menschen gibt, und das nie, nie aufhören wird, behandelt zu werden, das Thema vom Glück. Es waren Briefe eingelaufen, aus denen tönte es förmlich heraus wie Jubel und Freudegefang. Der Hausfreund sucht unter den Papieren einen solchen Brief. Den muß er noch einmal lesen, er hat ihm gar so wohl getan. Da heißt es: „Lieber Hausfreund! Denkt Dir noch der Waldbhüter Jost und seine Gertrud in Freudenbach? Du bist vorm Jahr zweimal an ihrem Haus vorbeigekommen und hast ein bißel hineingeguckt. Denkt Dir noch, was ihr damals zusammen geredet habt, Du und die Waldbhütersfrau? Wie Du sie gefragt hast, ob sie glücklich sei, sie und ihr Mann. Weißt Du, wie die junge Frau rot geworden ist, und wie sich ihr eine Träne zwischen den Wimpern hervorgestohlen hat, und wie sie schwieg, sodas Du Deine liebe Not mit ihr hattest. Damals wollte sie's nicht eingestehen, was ihr fehlte. Aber heute nach Jahresfrist sagt sie Dir's gerne: Ein Kind, ein kleines, holdes, lebendiges Wesen, das man ganz sein eigen nennen darf, das Schönste und Beste, was der liebe Gott in ein Haus hineinschicken kann, so ein Englein mit rosigem Füßchen und blauen Himmelsaugen hat uns gefehlt. Wir waren wohl gut zusammen, wir beide und hatten einander lieb. Aber es fehlte uns halt ein Unterpfeil unserer Liebe. Und nun, alter Hausfreund, nun haben wir eines. Rosig und rund liegt es in der Wiege und zappelt. Seit es da ist, scheint uns das Leben noch einmal so schön. Brachte der Mann vorher zuweilen ein verdrießliches Gesicht nach Hause, und steckte er mit seiner üblen Laune sogar manchmal sein Weib, die frische, lebenslustige Gertrud an, sodas die beiden jungen, gesunden Leute mißmutig und verstimmt um einander herumliefen — so ist das alles anders

geworden, seit ihr dicker, lieber, herziger, kleiner Bursch in seiner Wiege liegt und sie anschaut, als wolle er sagen: Jetzt seid aber einmal recht glücklich, so von Grund auf und freut euch und jubelt, denn ich bin ja das Glück. Sie sind's, die beiden Waldbhütersleute, sie sind glücklich. Es gibt kein Haus in Freudenbach, wo mehr Glück und Sonnenschein zu finden ist als beim Jakob Jost und seiner Gertrud. Das sollst Du wissen, lieber Hausfreund, und darum geht heute dieser Brief an Dich, damit Du ihn noch vor Torfschluß des Jahres in Händen habest.“

Der Hausfreund schiebt den Brief wieder zurück zu den andern und beschattet sein Gesicht mit der Hand. Seine Gedanken weilen in dem Waldbhütershäuschen an der Berglehne. Und ein gar liebliches Bild steht vor seinem Innern, fast lieblicher, wie es die alten deutschen Maler gemalt, wenn sie die heilige Familie darstellen wollten.

Aber das schöne Bild verblaßt. Eine dunkle Wolke legt sich darüber und dem Hausfreund ist, als sei er mit einem Schlag aus dem holdesten Garten der Freude und des Glückes in eine traurige Einöde versetzt. Ein anderer Brief ist ihm in den Sinn gekommen. Zitternd streckt er die Hand aus und sucht auch den unter den Papieren heraus, um ihn nochmals zu lesen. Es ist eine Mädchenhand, die ihn geschrieben. Er kennt die Hand. Hat schon manches liebe, kindliche Briefchen von ihr empfangen. Was sie ihm heute mitteilt, das hat sich ihm wie ein Alp auf die Seele gewälzt und er kann es nicht vergessen. Sie schreibt:

„Lieber Hausfreund! Das Jahr geht seinem Ende zu und ich muß Dir vor Jahreschluß noch einmal schreiben. Ich habe ja, seit meine Mutter im Frühling vorm Jahr gestorben ist, niemand mehr, dem ich mich anvertrauen kann. Du wunderst Dich, das ich sage: Niemand? Du nennst einen Namen? Ich kann ihn nicht daher setzen, denn der ihn trägt, und der bis vor kurzem noch mein war, ist mir untreu geworden. Ach Gott, wie ist das möglich? Du kannst es nicht begreifen, nicht glauben. Fast geht es mir auch so. Wir haben uns ja so lieb gehabt. Wie oft hat er es mir geschworen. Wir waren ja in allem eins. Es gab keine Meinungsverschiedenheit, keinen Streit zwischen uns. Im nächsten Sommer wollten wir Hochzeit halten. Da — auf einen Tag — es war im September, kurz vor der Weinlese, war alles aus. Ich sitze in der Früh in der Küche. Meine Tante, bei

der ich wohne, ist ausgegangen. Ich bin froh bei meiner Arbeit und summe ein Lied vor mich hin und denke dabei an ihn — da geht die Küchentür auf und ein kleines, schwarzhaariges Mädchen kommt herein und gibt mir einen Brief. Ich erkenne seine Hand und mache ihn voll Freude auf. Da ist es mir, als wolle der Boden unter mir brechen. In dem Brief schreibt er mir, es könne doch wohl nicht gut etwas aus unserer Sache werden. Er sei für mich noch zu jung, müsse noch in die Welt hinaus, könne mir ja doch nicht das bieten, was ich von ihm erwarte. Er bitte mich um Verzeihung, wenn er mir mit dem Brief weh tue. Aber ich werde später selbst noch einmal einsehen, daß es für uns beide besser so sei, und was dergleichen mehr ist. O, lieber Hausfreund, wie das weh tat! Ich konnte es anfangs nicht glauben, daß es wirklich zwischen uns aus sein solle. Aber mit der Zeit wurde mir alles klar. Das Kind, welches mir den Brief brachte, hat eine ältere Schwester, sie heißen sie im Städtchen nur die schwarze Vor. Die hat ihn mir abspenstig gemacht. Wie sie's angefangen, weiß ich nicht, aber daß es ihr geglückt ist, das ist Tatsache. Und nun steh ich allein und verlassen in der Welt und kein Mensch kann mir helfen. — —

Dem Hausfreund wills schier das Herz abdrücken, wenn er an das Mägdlein denkt. Er hat sie lieb gehabt, wie sein eigen Kind. Und nun muß er sie in solcher Lage sehen und kann ihr nicht einmal helfen. Immer wieder nimmt er den Brief zur Hand, bis eine Träne darauf niederperlt. Da fährt er auf. Er hat sich vergessen. Er darf nicht nur an die Eine denken. So nahe sie seinem Herzen stehen mag. Er gehört ja Allen. Allen, die ihn kennen und lieben und die ihm schreiben. Allen muß er antworten. Allen möchte er einen Neujahrsgruß senden. Und es ist schon spät. Bald wird die Glocke die elfte Stunde schlagen und dann ist es nur noch eine ganz kurze Strecke bis zum neuen Jahr. Seinen Neujahrsgruß aber möchte er gerne den Sylvesterglocken auf die ehernen Schwingen legen, daß sie ihn hinaustragen in das weite Land. Also gilt es allen einen einzigen Brief zu schreiben und in dem einen Brief allen gerecht zu werden.

So greift er denn zur Feder, taucht sie ein und setzt sie auf den weißen Bogen, den er sich zurecht gelegt hat. Mit großen schönen Lettern schreibt er obendrüber:

Glück zum neuen Jahr!
und dann fährt er fort:

Ihr lieben Freunde fern und nah, ihr Jungen und ihr Alten! Das Alte Jahr liegt in den letzten Zügen und das Neue rauscht schon heran. Da drängt es Euren alten Freund, Euch ein herzliches, kräftiges Wort von einem ins andere Jahr mitzugeben. Ihr habt mir viel Freude bereitet, freilich auch manchen Schmerz, durch Eure lieben, freundschaftlichen Briefe. Aus allen aber habe ich Eines herausgeföhlt, die Freude am Glück und die Sehnsucht nach Glück. Glück, Glück, das stand zwischen allen Zeilen zu lesen. Und es ist ja auch so natürlich. Wir Menschen sind ja für's Glück geschaffen und auf's Glück angelegt, und wenn in einem Menschenherzen gar kein Glückslämmchen mehr brennt, dann ist das Leben nur noch ein trübseliges, trauriges Häufchen Asche. Darum nehme ich den Grundton Eurer Briefe auf und rufe Euch in dieser feierlich-ernsten Stunde aus bewegttem Herzen zu: Glück zum neuen Jahr! Für jedes von Euch habe ich einen besonderen Wunsch. Für's eine, daß ihm sein Kindlein gedeihe, im neuen Jahr, für's andere, daß es ein verlorenes Herz und ein verlorenes Glück wiederfinden möge. Für viele, daß sie zu einem größeren Wohlstand gelangen, für Gesunde, daß ihnen die Gesundheit erhalten bleiben, für Kranke, daß ihre Krankheit im neuen Jahr geheilt werden möge.

Für's Vaterland ist mein heißer Wunsch, daß es Friede bleibe, daß die Ruhe und Ordnung nach außen und innen nicht gestört werde. Der Industrie und der Landwirtschaft, dem Handel und dem Gewerbe gilt mein Glückwunsch. Eines aber wünsche ich Euch, uns Allen. Das laßt mich zum Schluß noch sagen: Wahres Glück ist nicht eine äußerliche Sache, sondern eine ganz innerliche. Wahres Glück ist nicht Geld und Gut, nicht Erfolg und Anerkennung. Das tiefste, schönste Glück ist eine Rose, die in der Tiefe unseres Gemüths blüht. Wahres Glück ist ein harmonischer, fester, klarer Charakter, ein schöner Glaube an Gott und an das Göttliche im Menschen. Es ist ein gutes Gewissen und jene innere Ruhe, die man sich bewahrt, ob's um einen herum stürmisch auszieht, oder ob der Himmel über uns lacht. Möge das neue Jahr diese zarte, duftschwere, vollfarbige Rose in unsern Herzen zu schönster, vollkommenster Blüte entfalten. In diesem Sinne vor allem ruft Euch Euer alter Hausfreund zu:

Glück zum neuen Jahr!

Die Ja-Sager von Dufelbach.

Ein Kulturbild aus Styrien von Peter Kosegger.

Weit hinter dem Dachstein in einer Wildnis zwischen Bergen liegt die Gemeinde Dufelbach — ganz einsam, eine kleine Welt für sich. Aber nicht der großen Abgeschlossenheit in der Wildnis, sondern der großen Abgeschlossenheit in den Köpfen wegen. Kleinbauern und Hüttler, einst nicht arm und nicht reich — jetzt elend. Zumeist gute Leute, denen alles recht ist, die zu allem ja sagen, und dann auf alles nein tun. Wenn ihnen jemand den Rat gibt, früh morgens aufzustehen und früh abends schlafen zu gehen, wegen der Gesundheit und wegen der Wirtschaftlichkeit, so antworten sie: „Ja, 's ist eh wahr. Gesund sein tut's eh, das Frühaufstehen!“ Und bleiben am nächsten Tag länger im Bett als sonst. Wenn man ihnen lehrt, daß sie in ihrem Hochland sich mehr auf die Viehzucht verlegen sollten als auf den Getreidebau, weil die Viehzucht viel erträglicher sei und weniger Gefinde brauche und nicht so von der Witterung abhängig wäre als der Getreidebau, so meinen sie: „Ist eh richtig, daß man bei der Viehzucht weniger Leut' braucht und sich nicht so vor dem Hagel fürchten muß, wahr ist's eh.“ Und machen nächstes Jahr aus einer Viehweide ein neues Kornfeld. Wenn ihnen nahe gelegt wird, in den Landtag einen Mann zu wählen, der praktisch und tüchtig für die Landwirtschaft und ihren Fortschritt, für Schule, gute Verkehrsstraßen und Anschluß an die Zeitverhältnisse eintritt, so geben sie zu, es wär' eh wahr, einen solchen Mann täten sie eh brauchen — gehen hin und wählen einen Stockreaktionär. Wenn ihnen gesagt wird, sie sollten sich doch gegen ihre anrainenden Großwaldbesitzer wehren, daß ihnen die Hasen und Hirsche nicht das Korn auf dem Feld und das Kraut im Garten fresse, so sind sie völlig damit einverstanden, jammern, daß ihnen das „Wildbrat“ wirklich alles täte verderben, doch anstatt sich gegen den allzugroßen Wildstand aufzulehnen, gehen sie hin und verpachten ihre eigene Jagdbarkeit für etliche Gulden an die hohen Herren. Wenn es gemeinnützige Werke zu tun gibt, da sind die Dufelbacher stets hochherzig beistimmend. „Zusammenhalten müssen wir! Ei das wohl! Da sind wir schon dabei, das ist gewiß!“ Und wenn's zur Ausführung kommen soll, da stellt sich jeder bescheiden in den Hintergrund. — Einer aus Dufelbach, der Rum-

pelbacher, lag einst auf den Tod krank und der Geistliche ermahnte ihn, seinem Nachbar, mit dem er seit Jahren in Feindschaft gelebt, um der ewigen Seligkeit willen zu verzeihen. Auf vieles Zureden versprach der Kranke, wenn er schon sterben müsse, dem Nachbar zu verzeihen. Er wurde wieder gesund und war gegen den Nachbar feindselig wie vorher. Der Pfarrer erinnerte ihn an sein Versprechen auf dem Krankenbett. „Hab' ich was versprochen?“ sagte der Bauer. „Ich hab' gesagt, wenn ich sterben muß, soll ihm verziehen sein. Weil ich aber nicht gestorben bin, so bleibts beim Alten.“

So sind sie, die braven Männer von Dufelbach. Daß auch die Weiber fleißig ja sagen, versteht sich, vor und hinter dem Altare. Wenn jemand nein sagt zu Dufelbach, so sind's die Kinder; die haben beständigen Widerspruch gegen die Befehle und guten Lehren ihrer Eltern, dieweilen sie nur allzugut sehen, daß diese die Ja-sager und Reintuer sind.

Seit ungemessener Zeit war zu Dufelbach keine Schule. Sie hätten wohl gern eine, hatten sie oft gesagt, sich aber nie um eine beworben. Da kam eines Tages ein verabschiedeter Feldwibel in die Gegend und trug sich an als Schul-lehrer. Er habe die Befähigung dazu, könne alle Buchstaben, wenn sie nicht lateinisch wären, lesen, etliche derselben sogar schreiben; pfund- und klasterrechnen könne er auch, ja wisse sogar, wie viele Weltteile es gibt und sonst noch allerlei. Im Hintergraben sei ein leerstehendes Holzknechtshaus, ob sie ihm daselbe nicht einräumen wollten zum Wohnen und Schulhalten? — „Ist wahr,“ sagten die Ältesten von Dufelbach, „das konnten wir ja tun, da hätten wir einmal eine Schul. Allemal eine schöne Sach', wenn die Gemein eine Schul hat.“

Der Feldwibel richtete sich in der Holzknechtshütte ein, legte etliche Buchstabentäfelchen auf den Tisch, die er mitgebracht hatte, und eröffnete die Schule. Ein budliges Knäblein kam daher getorkelt, das Kind eingewanderter und dann verstorbenen Teichgräberleute. Sonst kam keine Seele und keine Ratte. Am ersten Tage lehrte er dem Krüppelchen drei Buchstaben, das i, das u und das e — weil er sich sagte, daß der Mensch mit ich, du und es zu denken anhebt — schon ein Beweis, daß der Feldwibel eine pädagogische Ader hatte. Dann ging er zu den Bauernböfen, um nachzufragen, wo denn die Kinder steckten. „Wo sollen sie denn lauter stecken? Beim Vieh sind sie halt. Schöber treten tun sie beim Heuen,

Garben tragen tun sie im Schnitt. Das Arbeiten muß man den Kindern angewöhnen bei Zeiten, wenn sie keine Taugenichtse werden sollen.“

So hieß es in vielen Häusern. Wieder in anderen hatten die Kinder kein Gewand, um in die Schule zu gehen hinaus in den Hintergraben, oder sie waren gar krank, und wer's nicht glauben wolle, der soll gerade den Bader fragen. Man könne auch eine Schrift bringen vom Bader.

Nach einiger Zeit kam eins und das andere in die Schule, sie fanden, daß es dort sehr lustig sei, versprochen, daß sie stets fleißig

kommen wollten und blieben nach wenigen Tagen wieder aus. Im Sommer konnte man sie in der Wirtschaft nicht entbehren, im Winter war das Wetter zu schlecht, so blieb der Schullehrer zumeist mit seinem ver-

krüppelten Knaben allein, und teilte mit

diesem, der gar arm und verlassen war, nicht bloß sein Wissen, sondern auch sein Essen. Denn das lieferten sie dem Schulmeister, die Dufelbacher, und waren stolz, in ihrer Einöde eine Schule zu haben. Solche Bettelbauern sind sie noch lange nicht, daß sie sich keine Schule leisten könnten! Aber, was die Gescheitheit betrifft, anstehen tun wir nicht auf dem Feldwebel seine Weisheit. Die ist ja recht für den dummen Teichgräbersbuben, der kann sie in seinen Höcker tun, dort drinnen hat viel Platz.

Mit Zeit und Weil wurde dem Feldwebel ein solches Verhältnis aber zu windig, er ließ danken für Unterstand und Kost, wand sein Bündel und ging davon. Das Krüppelchen nahm er auch mit. —

Hierauf waren mehr als zwanzig Jahre vergangen. Weit draußen auf der Ebene in der großen Stadt lebte ein junger Rechtsanwalt, der gut berufen war und hochmögende Freunde hatte. Außer den Freunden hatte er noch mancherlei, hatte Haus und Heim, Weib und Kind, beson-

ders aber einen Höcker. Denn es war das einstige Teichgräberbübel aus jenem Waldschulhause. Der Feldwebel hatte es damals in eine ordentliche Schule geführt. Der Kleine eignete sich ganz vorzüglich als Schüler, der Feldwebel hingegen war darüber mit sich einig geworden, daß er weniger zum Schulmeister passe, als zum Schuldiener, und als solcher hatte er sich bei jener Schule anwerben lassen. Für den kleinen Bückligen fand sich hernach ein Gönner, den der Höcker nicht abschreckte, maßen ihm das kluge Köpflin gefiel. Dieses Köpflin ließ er studieren und so war es gekommen.

Da war es nun eines Tages, daß einer der hochmögenden Freunde den Rechtsanwalt fragte: „Sagen Sie mir einmal, Doktor, wie steht es denn jetzt mit Ihrer Heimatsgemeinde?“

„Wie es mit Dufelbach steht? Mit dem

steht es gar nicht. Vielmehr, es liegt. Alles zerfahren, herabgekommen. Die Leute aus meiner Zeit zumeist weggestorben, aber mit dem Nachwuchs schleppt sich ebenso fort, nur noch tiefer. Von allen Seiten werden die armen Leute ausgegüht, obschon sie sehr mißtrauisch sind und sehr schlau zu sein wähnen. Sie selbst haben zu einander kein Vertrauen, an ihrer Scholle keine Freude, und ihre Mühen sind ohne Segen. So wie ihre Vorfahren vor hundert Jahren, so wirtschaften sie starrsinnig auch heute, nur daß sie sich um Viehzucht etwas mehr bekümmern, weil sie am schnellsten Geld ins Haus bringt, um die böseartigen Gläubiger zu befriedigen und die fauersten Sorgen mit Bier zu verschwemmen. Sie glauben weiß Gott wie tüchtig und fleißig zu sein, und bringen doch nichts auf. Die Einfältigen sind Betbrüder, die Geriebeneren führen Prozesse mit einander und mit aller Welt und wenn's nirgends klappt, so geben sie allem Schuld, nur sich selber nicht. So leben sie roh und gedankenlos und unsauber in den Tag



Denkt doch, was das heißt: wilde Leute.

hinein und lauern nach einem offenen Loch hinaus in die Fremde. Mehrere haben ihre Höfe schon verkauft, sind mit dem Groschen Geld großsprecherisch in die Welt gegangen und dort in kürzester Zeit verdorben. Und die noch daheim sind — Ach, es ist zu traurig!“ So erzählte der Rechtsanwalt.

„Die Leute haben wohl doch endlich eine ordentliche Schule?“

„Nein,“ sagte der Rechtsanwalt, fast trotzig sagte er es. „Sie könnten — wenn sie auch wollten — keine mehr halten.“

„Keine halten? Das wird Sorge des Landes sein. Die Dufelbacher sollen eine Schule bekommen, und zwar eine gute.“

Der Rechtsanwalt erhob sich rasch, langte nach der dargebotenen Hand: „Erzellenz, ich danke Ihnen! Unter Ihrem Nachdruck wird's freilich gehen.“

„Wenn Sie wieder einmal in Ihre Heimat reisen, lieber Doktor, so sagen Sie es den Leuten. Sie bekommen eine Schule, die sie nichts kostet, nicht einmal so viel, wie jener brave Feldwebel, von dem Sie erzählt haben.“

Sehr bald schnallte der Rechtsanwalt sich seine Beine an, um den fernen Waldleuten in der Bergschlucht die gute Botschaft zu bringen. Er war in Dufelbach stets freudig aufgenommen, man hatte jetzt den großen Buckeligen viel lieber als einst den kleinen. Mancher der Spielkameraden aus Kindeszeit lud ihn brennend ein, bei ihm zu wohnen, sein Gast zu sein um schon am nächsten Tage zu fragen, ob denn die Lebensmittel in der Stadt auch so unerschwinglich teuer wären, als dahier in Dufelbach. Der Doktor ließ immer Geld zurück für irgend einen Gemeinbezweck, aber dafür dankte niemand recht, weil doch keiner für sich seine Hand danach ausstrecken konnte.

An dem Tage nun, da der Doktor mit der frohen Botschaft nach Dufelbach kam, saßen die Bauern eben im Wirtshaus beisammen, um über eine Viehweide zu beraten. Solche Viehangelegenheiten waren stets die wichtigsten des Jahres. Wenn die verwahrlosten Kinder abmagern, was machts, ein Pfund Rindfleisch hingegen zahlt der Fleischhauer um sechzehn Kreuzer! Schlechtes Vieh zu haben ist für den Bauer eine Schande, elende, vertrottelte Kinder? Das ist Herrgotts Sache. Zur Zeit lungerte das kleine Volk zerissen und zerzaust im Walde um, die Väter saßen beim Biere und berieten wichtige Dinge über die Viehweide.

Als der Bucklige eintrat, schrien sie ihm fröhlich zu, er streckte ihnen die Hande entgegen: „Wißt Ihr was neues, Leute? Eine Schule bekommt Ihr!“

„Eine Schule?“ riefen mehrere, „ah, das wär' gescheit! Das wär' ein Glück! Ist's wahr auch, Herr Doktor?“

„Euch ist's also recht?“

„Aber versteht sich; freilich. Das wär' wohl eine Gnad', wenn wir eine Schul' läten kriegen. O mein, o mein, dafür könnten wir wohl nit genug Vergelts Gott sagen!“

„Das Holzknechtshaus wird hergerichtet. Soll auch einen kleinen Turm bekommen und eine Glocke drin, daß Ihr doch einmal was läuten hört in Dufelbach.“

„Ja, Herrgott noch einmal, da wird's ja gar lustig bei uns!“

Einer war unter ihnen, der Toppelbauer, der pfauchte jetzt mit der Nase auf seinem kohlschwarzen Schnurrbart und schnarrte: „Die Glocke gehört auf den Kirchturm, und nit auf ein Schulhaus. Ist's nit wahr? Eine Kirche sollen sie uns bauen, daß wir Sonntags nit so weit laufen müssen, ist gescheidter!“

Darauf sprach der Grabenmichel: „Für eine Kirche wär' ich auch. Das wär' schon was, eine Kirche, ei das schon! Da halt' ich gleich mit, da zahl' ich auch was dazu.“

„Vom Zahlen ist überhaupt keine Rede,“ sagte der Doktor. „Vielleicht bekommt Ihr das Schulhaus ganz neu und ganz geschenkt.“

„Eine Kirche! Das wär' ein' Freud!“ riefen sie, einer um den andern.

„Eine Kirche ist etwas schönes, braucht sie aber nur für den Sonntag. Die Schule braucht ihr die ganze Woche.“

„Wahr ist's!“ riefen sie, und einer erzählte, wie ihn vor kurzem der Krämer in der Randau mit dem Viehsalz angeschmiert habe, weil er nicht geschwind genug rechnen gekonnt.

„Schaut Euch doch einmal Eure Kinder an,“ sagte der Doktor, „so gescheite Köpfe von Natur, und wie sie da draußen herumlaufen bei den Tieren des Waldes, bis sie ihnen gleich werden. Denkt doch was das heißt — wilde Leute! — Gegen die wilden Tiere geht Ihr mit den Büchsen aus und so macht man's draußen in der Welt gegen die wilden Leute. Es ist kein Fortkommen, sie müssen zu Grunde gehen.“

„Richtig ist's!“ riefen sie dazwischen. „Wie beim Vieh, just so. Ist eh wahr!“

„Es soll Euch gar keine Mühe machen, Freunde, Ihr braucht nicht zum Bezirkschulrat zu gehen, nicht zum Landeschulrat, um zu bitten, wie es da drüben die Krummberger haben tun müssen. Für Euch ist schon alles bereit, Euch bringt man die Schule auf dem Präsentierteller entgegen. Aus Liebe zu den Kindern.“

„Tut uns wohl rechtlichaffen gefreuen,“ entgegeneten sie.

„Jetzt ist Michelli. Zu Allerheiligen, wenn der Schnee kommt und die Kinder nicht mehr beim Vieh sein müssen auf der Weide, ist die Schule aufgetan. Drei, vier Winter, und das Kind kann lesen, schreiben und rechnen wie ein Professor. Also abgemacht, nicht wahr! Ich kann sagen, Ihr seid einverstanden.“

Ganz heiß hatte der Bucklige sich geredet. Die Bauern sagten, einer wie der andere: „Das wär' nit zuwider, wenn sie was lernen könnten, zuwider wär's nit! Der Mensch, der nit lesen und schreiben kann heutzutag — einem Narren schaut er gleich.“ Dabei taten sie mit ihrem Tabakzeug um, ohne daß es zum Rauchen kam.

„Wird doch nit schon der Schnee kommen zu Allerheiligen!“ sagte dann der Grabenjackel. „Wär' mir wohl zu früh, wenn zu Allerheiligen schon der Schnee tät kommen. Da hat man ja Kraut und Rüben noch auf dem Acker.“

„Wär' wohl schab' um's Kraut!“ meinte der Niegelberger. Und so waren sie glücklich bei Kraut und Rüben.

„Aber, Leute, von der Schule ist jetzt die Rede!“ erinnerte der Doktor.

„So!“ fiel der Toppelbauer mit seiner schleifenden Stimme ein. „Schöne Liebe zu den Kindern, wenn sie in Schnee und Winter sollen in die Schul' gehen! Und haben nit einmal Schuh'. Sollen ihnen Schuh' kaufen, die Herren, wenn sie es ihnen schon so gut meinen. Wer in die Schul' gehen soll, muß auch ein Gewand haben. Gewand sollen sie ihnen kaufen. Ist's nit wahr?“

„Und braucht die Kinder auch im Winter daheim,“ warf ein anderer ein. „Zum Dreschen, zum Döhsenfüttern, zum Arbesen (Erbsen) schälen.“

„Aber Better!“ sagte der Doktor, „Arbesen wachsen ja gar keine in Dufelbach.“

„Das weiß ich, daß keine wachsen!“ fuhr jener drein, „schlecht genug, daß keine Arbesen wachsen bei uns. Runnten aber wachsen, wenn's wärmer wär'. Sollen nur einmal selber kommen und nachschauen, die Herren, was das für ein kalter Winkel ist. Wie kommen denn just wir dazu, daß bei uns nichts will wachsen! Und Steuer zahlen müssen wir doch. Wie kommen wir denn dazu, frag' ich?“

Großartig sagte er das heraus. Die Anderen schüttelten ihre Köpfe und meinten, 's wär' schab' um jede Red'. Man sollt' doch endlich einmal auf die Viehweide kommen. Wegen der Viehweide sei man zusammen gekommen.

Der Bucklige aber ließ nicht locker. Immer wieder stellte er ihnen die besondere Begünstigung vor, die man den Dufelbachern angeheihen lassen wollte, denn bei dem Umstande, daß die Vollzahl der Kinder nicht vorhanden sei, hätten sie eigentlich auf die Schule gar keinen Anspruch.

„Es kann uns gefreuen, daß wir eine Schul' kriegen sollen,“ sagte der Toppelbauer, „rechtlichaffen kann es uns gefreuen, oder auch nit — wie man's nimmt. Von Rechtswegen aber darf gar keine Schul' sein in Dufelbach! Denn wegen warum? Es kommen in der ganzen Gemein' nicht vierzig Kinder zusammen. Nach dem Gesez darf es gar nit sein, daß sie uns eine Schul' aufhalsen.“ Jetzt zog er die Pfeife aus dem Mund, hielt sie in der einen Hand und mit der andern hieb er auf den Tisch: „Männer! Wir brauchen die Schul' gar nit anzunehmen! Haben keine vierzig Kinder nit! Sie können uns nit zwingen. Wenn Ihr mehr als dreißig schulmäßige Kinder zusammenbringt in ganz Dufelbach, so zahl' ich eine Maß!“



Mensch, rief der Doktor, ein Soldat und Winseln!

„Kann eh sein,“ stimmten die anderen bei, „wird eh nit anders sein.“

„Können uns nit zwingen! Auch der Herr Pfarrer hat's gesagt. Ist eh nichts wert, die Neuschul', ist eh gescheiter, die Kinder lernen das Fabelwerk nit und bleiben schön bei ihrem alten Glauben. Ist's nit wahr?“

„Wahr ist's. Sein tut's eh so.“

„Also, wollt Ihr die Schule, oder wollt Ihr sie nicht?“ fragte der Doktor scharf.

Sie schauten einander an und rebeten schläfrig so hin und her: „Weiß halt nit. Ist halt so eine z'widere Sach'. Müßten es uns wohl gut überlegen. Es hat's derweil ohne Schul' getan, wird's fürder auch tun. Der Bauer hat eh nit Zeit zum Lesen. Der soll zeitlich arbeiten lernen. So was muß mon sich gut überlegen. Derweil denk' ich: nit. Wird eh gescheiter sein, nit.“

Der Doktor bezähmte seinen Zorn, es war ihm, er könne, er dürfe nicht nachgeben. Daher erinnerte er an jenen Feldwebel, der sein Glück gewesen, weil er bei ihm die Anfangsgründe gelernt. So könnte es auch bei anderen sein.

„Ist eh wahr,“ gaben sie bei. „Wenn der-selb' Feldwebel nit wär' gewesen, so wärst Du jetzt ein braver Bauernknecht zu Dufelbach. Weil Du halt aber die Buchstaben hast geschmeckt, bist uns davongelaufen. Und so tätens leicht unsere Kinder auch machen. Schon die alten Leut' haben's gesagt: Der Bauer reitet auf dem Roß, der Herr auf dem Buchstaben.“

Dieses Wort, dachte der Budlige, hat einmal einen Sinn. Er erinnerte sich des Wortes: Der beste Wanderstab ist der Buchstab. Die ersten, die den Bauernstand verlassen, um was „besseres“ zu werden, sind solche, die lesen und schreiben können. Also hat das altgefessene Bauernblut eine instinktive Abneigung vor der Schule. Aber das alles muß eine andere Richtung nehmen.

„Liebe Leute,“ sagte er dann, „jener kleine Teichgräberknabe ist fortgegangen, weil daheim keine große Nachfrage nach ihm war. Hätte er Haus und Hof gehabt, so würde er trotz seiner Buchstaben daheim geblieben sein. Probiert es doch einmal, lernt was und betreibt Eure Wirtschaft danach. Und fragt Eur. Söhne, die Soldaten sind, wozu die Schule gut ist.“

„Das ist schon einmal richtig wahr, daß ein Soldat arm ist, wenn er nicht lesen und schreiben kann,“ gaben sie lebhaft bei. Der Rippelbauer war anderer Meinung, mit Lesen und Schreiben, sagte er, hätte noch kein Soldat den Feind verjagt.

„Das ist eh wahr,“ lachten sie, „da' wird leicht eh was anderes dazu gehören als Lesen und Schreiben. Wenn sie dem Bauernstand schon aufhelfen wollen, so sollen sie unsere Duben daheim lassen, daß sie nit Soldat werden müssen. Das wäre was! Mit dem bissel Schul' werden sie unser Kraut nit fett machen.“

„Wenn Ihr aber zur Schule gezwungen werdet!“

Darob sprang der Rippelbauer von der Bank auf: „Ist schon recht. Nachher überaeben wir die G'schicht dem Doktor und führen Prozeß. Wo keine vierzig Kinder sind, da können sie nichts machen. Na, na, wir sind nit so dumm, wie die Herren glauben, und daß wir's truß sagen, wir brauchen keine Schul', und wir wollen keine! So, und jetzt gehen wir auf die Viehweid'!“

Also stand auch der budlige Doktor auf, schier lustig war ihm zu Mut vor lauter Galle. Vor den Augen der Bauern drehte er sich dreimal um.

„Schaut ihn noch einmal gut an,“ sagte er, „so einen seht Ihr Guer Lebtag nimmer. 's ist einer, der Euch die Schule hat bringen wollen. Jetzt geht er fort. Werdet Ihr ihm nicht einmal nachlaufen? Wird schwer zu finden sein.“

Dann begütigten sie. Es sei gut gemeint, sagten sie, und man müsse ja recht schön dankbar sein, daß es Leute gibt, die die Dufelbacher gescheit machen wollen. Leider Gottes, wer halt von Natur dumm sei, den mache kein Schulmeister gescheit. Und immer einmal sei ein dummer Bauer noch um ein Stückel gescheiter, als andere Leut, so die Felder mit Bücheln und Schreibfedern düngen wollen, anstatt mit Mist.

Nach solchen Auseinandersetzungen hielt ihm jeder der Bauern die Hand dar, er möcht' halt nit böß sein und alleweil schön gesund bleiben. Dann war er fort. Sie waren gar sehr mit sich zufrieden, so tapfer gewesen zu sein. Sie hatten sich als warme Schulfreunde gezeigt und doch das Ding entschieden abgelehnt, das ihnen so vom Grunde des Herzens zuwider war.

So schmählich ist die frohe Botschaft gescheitert bei den Bauern zu Dufelbach. In welcher Stimmung der Rechtsanwalt in seine Stadt zurückkam, das läßt sich denken. Dort hatte er sonst oft seine Dufelbacher gelobt und erhoben, jetzt mußte er sich mit ihnen um die Ecke ducken.

Dann vergingen wieder Jahre. Die kleine Gemeinde in den Bergschluchten verwilderte immer mehr und die gescheiten Dufelbacher wurden zum Gespötte des Landes. Man sprach davon, daß in Dufelbach die Leute mit den Weisheitszähnen

geboren würden, weshalb sie so unsinnig gescheit wären, und daß dem Gottvater die Welt nur deshalb mißraten sei, weil zur Zeit der Schöpfung noch keine Dufelbacher existiert hätten, die er hätte um Rat fragen können. Und im ganzen Land sei auf niemanden ein so guter Verlaß, als auf die Dufelbacher, denn wer sich auf sie verlasse, der sei gründlich verlassen.

Der bucklige Rechtsanwalt hatte anderes zu tun, als sich weiter um seine halsstarrigen Heimgenossen zu kümmern, aber eines Tages begegnete er einem von ihnen in der Stadt.

Der selbe war am Sonntag Abend aus einem Wirtshaus hervorgetorkelt und auf das Pflaster gefallen. Der Doktor suchte ihm aufzuhelfen, da erkannte ihn jener und hub zu weinen an. Es war ein Soldat aus dem heimischen Regiment und er beklagte sich schluchzend, wie schlecht es ihm gehe, wie arg ihn die Kameraden händelten, und wie

grob ihn der Hauptmann behandle, als ob er dümmere und geringere sei als andere — und wäre er doch der Toppelbauernsohn aus Dufelbach. Und möchte er halt schön bitten, daß ihm der Herr Doktor einen Brief nach heim schreiben täte; die Kameraden wollten's ohne Geld nicht tun und täten allemal andere Sachen hineinschreiben, als er angebe, daß schon immer einmal ein Verdruß herausgekommen wäre. So habe ihm der Vater einmal einen alten Döfenstiegel geschickt, und er habe doch um Geld bitten lassen. Und sie — dieselbige — seine Herzliebste in Dufelbach daheim, sie habe ihm ein abscheuliches Wetter schreiben lassen, weil er ihr hätte schreiben lassen, sie solle ihm nur in Gottesnamen untreu werden, denn er sei ihr auch untreu geworden. Das sei aber heilig derlogen, das habe er nicht so schreiben lassen, zu Fleiß hätten sie ihm's getan. Ein Kreuz sei es wohl,

wenn sich der Mensch so gar nicht zu helfen wisse. Und vor lauter Verzagttheit kauf er sich um den letzten Groschen einen Rausch, was auch wieder gefehlt wäre, so daß er sich schon am liebsten eine Kugel in den Hals schießen wolle.

Solches brachte der Soldat weinerlich vor und bat den Buckligen um Rat, und ob denn gar kein Mittel wäre, daß er es sich gescheiter einrichten könne.

„Mensch!“ rief der Doktor, „wenn Du mir da noch eine Weile vorflennst, so hu' ich Dich in den Erdboden hinein, daß Du auf der andern

Seite heraus-spritzest! Ein Soldat und winseln! Willst Du meinen Rat hören?“

„Ich bitte drum, ich bitte gehorsamst.“

„Und willst ihn auch befolgen?“

„Mein Gott, freilich; daß es nur besser sollt' werden. 's ist nit zum Aushalten so. Nur ein bißel was, wenn ich gelernt hätt'! Haben tu' ich auch nichts mehr,

nit einen Knopf. Nur ein bißel was, daß ich mir helfen kunnt!“

In den Saß langte der Bucklige nicht. Bei manchen Leuten kommen die Wohltaten all nur beim Mund heraus. So sagte der Rechtsanwalt: „Das ist ja leicht, Du bist jung, hast Zeit und Gelegenheit — trag's nach. Ich habe einst von einem braven Feldwebel das Lesen gelernt, mach Du's auch so. In der Kaserne gibt's ihrer gewiß, die manchmal durstig sind und sich ein Glas Bier verdienen wollen. Die Lehrgröschchen verschaffe ich Dir. Nimm Unterricht und hol's nach!“

„Wie gut er ist, der Herr Doktor!“ stöhnte der Soldat und wollte ihm die Hand küssen. „Bedank' mich fleißig, wenn ich bißel ein Geld hab', will ich schon einen Lehrer finden.“

„Nein, so nicht, Freund. Das Geld werde



Machen Sie sich nichts daraus lieber Doktor.

ich erst dem Lehrer in die Hand geben, bis ich sehe, daß es richtig ist.“

Darauf haben sie noch etwelches besprochen und der Soldat versicherte, daß es ganz gewiß richtig werden soll! Dann sind sie auseinander gegangen und der Doktor wartete Tag für Tag auf die Nachricht, daß der Toppelbauernsohn angefangen habe, Unterricht zu nehmen. Er hat umsonst gewartet. Der Soldat war, was er eben war und sein mußte — der Sohn seines Vaters.

Der Rechtsanwalt, dem die Anhänglichkeit an sein Dufelbach nicht abzuschwächen war, sollte aber doch eine Genugtuung erleben. Und was für eine! Unter den Parteien, die zu ihm kamen, um in Streitsachen ihr Recht zu suchen, befanden sich eines Tages auch drei Männer aus Dufelbach. Einer mit grauem Haar und zwei aus jüngeren Jahrgängen. Der Graue begann gleich zu reden, legte seine ruppige Hand wagerecht an den Hals und sagte: Bis daher ginge ihnen das Wasser schon! Der Doktor dachte im ersten Augenblick wirklich an eine Ueberschwemmung in Dufelbach, denn es war regnerische Zeit. Es war aber ein moralisches Wasser, das die Dufelbacher meinten, sie wußten sich in der neuen Zeit nicht mehr zu helfen. Betrogen würden sie von jedem Hausierer, der Amtsdienner bringe immer Schriften, die sie nicht lesen könnten, und wenn es ihnen der frühere Amtsdienner gutmütig vorgelesen und erklärt hätte, was in den Bogen stand, der junge gebe die Schriften allemal so lachend hin: „Dest's nur selber, ihr gescheiten Dufelbacher, für mich ist's nit geschrieben, für Euch ist's geschrieben. Der Richter sage immer, wer sich darauf ausredet, daß er das Gesetz nicht kenne, dem gebe er extra noch vierundzwanzig Stunden dazu. Und erst die armen Kinder, wer weiß, was die alles erleben werden. Und sich nirgends auskennen! Nein, ohne Schule gehts nimmer.“ Und sie seien gekommen und wollten tausendmal bitten um eine Schule. Sie selber könnten's nicht dermachen, Guttäter müßten sie suchen und da wären sie halt zu ihrem lieben Doktor gekommen! Wissen täten sie wohl, daß die Eltern einstmals einen groben Fehler gemacht hätten.

„Ja, meine Lieben!“ sagte hierauf der Bucklige. „So leicht das einstmals gegangen wäre, so schwer geht's jetzt. Wenn's überhaupt geht. Will's noch einmal versuchen, wenn's wirklich Euer Ernst ist. Und ich frage Euch jetzt, wollt Ihr allen Ernstes eine Schule?“

„Aber mein Gott, Herr, halt ja, halt ja, desweg' sind wir ja da. Sind gestern den ganzen Tag gegangen, wer wollt' einen so weiten Weg machen, wenn's nit Ernst wär'. Die ganze Gemeinde laßt bitten!“

„Und wenn's so weit kommt, es müßte ein Schulhaus erbaut werden. Würdet ihr da nach Euren Kräften mittun mit Baumaterial, mit Arbeit?“

„Heut' lieber wie morgen, Herr Doktor, heut' lieber wie morgen.“

„Nun, so wollen wir sehen. Richtet ich etwas aus, so schreibe ich Euch, daß wir noch in diesem Sommer bauen können.“

Die Männer von Dufelbach waren voll Freude über den guten Herrn und daß ihre Reise nicht umsonst gewesen. Kostet Geld genug, so eine Reise in die Stadt, und das übrige sollen nachher die andern tun, daheim!

Der Bucklige arbeitete mit Dampf und Begeisterung. Er setzte alles in Bewegung, um seine Lieblingsidee nun endlich durchzusetzen.

Sechs Wochen später war es so weit, daß ein großer Landauer wegs hin fuhr gen die Berge von Dufelbach. Der Bucklige saß darin, ferner der alte Erzellenzherr, der sich einst für die Schule interessiert hatte, und ein Baumeister. Es war ein sonniger Julitag, im dunkelgrünen Thann funkelten die Tautropfen und neben dem Wege raußte der Bach aus dem Gebirge den munteren Reisenden entgegen. Dufelbach war beslaggt, die Kinder waren bekränzt, mit Bändern geziert, die Kinder trieben sich halbwild und scheu hinter den Scheunen umher und guckten neugierig an den Ecken hervor.

Die Erwachsenen standen festlich gekleidet an der Straße und grüßten ehrerbietig die Ankömmlinge. Der Bucklige war gerührt, diesen Tag endlich erlebt zu haben, gar bescheidenlich saß er zusammengekauert im Wagen, aber sein großes Auge leuchtete hell auf den Erzellenzherrn, als ob es sagen wollte: Siehe, das sind meine Dufelbacher! Im Wirtshause war hernach gemeinsames Essen, wobei der Ortsvorstand Niegelberger eine Dankrede sprach, die so hochdeutsch gehalten war, daß man sie kaum verstand. Es war das Kaplanddeutsch von der Kanzel, nur weit aus schiefediger. Der Sinn war gut, er dankte für „die gnädige Schulhausbauerei, indem ihr uns also ein schenns Schulhaus mit Lehrer aufbauen wollt's.“ Der Doktor drückte in seiner

Erwiderung die Freude aus, daß seine Landsleute endlich klug und wohl auch opferwillig geworden seien. Sie würden Bäume fällen, Steine führen, Grundvesten graben, den Lehrer hernach achten, ihm das Leben erleichtern, kurz, zu fremder Hilf auch das ihre tun. Zum Schluß sagte er, daß dieser Tag die Wiebergeburt seiner geliebten Heimatsgemeinde bedeute.

Nach dem Essen gingen sie, um einen Platz zu bestimmen für das neue Schulhaus. Es gab eigentlich nur einen passenden; derselbe war am unteren Ende des Dorfes, wo die Seitenschlucht in den Hintergraben ausmündet. Ein hübsches ebenes Wieslein zwischen dem Berghange und dem Bache. Es gehörte dem Steinmüller, und der Steinmüller sagte diesen Platz mit Freuden zu. Für ein Schulhaus gebe er ihn allemal, natürlich nur gegen einen anständigen Preis. Es würde wohl auch niemand Unbilliges von ihm verlangen wollen. Denn wie komme er dazu, die gute Wiese umsonst herzugeben? Er gebe sie ein für allemal mitsamt dem Berggrain und für ewige Zeiten um einen Kaufpreis von tausend Gulden.

Der Erzjellenzherr und der Doktor schauten sich verblüfft an. Der Baumeister schätzte den Platz auf ein viertel Joch im Werte von etwa dreißig Gulden. Der Steinmüller behauptete, daß es Baugrund sei, denn sonst würde man kein Schulhaus drauf bauen wollen, und das müsse ein Baumeister am allerbesten wissen, daß Baugrund teurer ist als Wiesengrund. Er habe sich's überlegt, unter tausend Gulden sei keine Rede, und für diesen Preis nur ausnahmsweise, wegen der Schule.

Die Herren wendeten sich von ihm ab und der Doktor fragte den Kiegelberger, ob von seiner Berghalde am oberen Rande des Dorfes ein Stück zu haben sei. Der Kiegelberger zuckte die Achseln. Es tue ihm leid, sei aber wohl nicht möglich, weil er vorhabe, auf der Berghalde sich selber ein Ausgebingshäusel hinzubauen. Der Toppelbauer jedoch erklärte sich sofort bereit. Er hätte seinen Anger hinter dem Wirtshause von Herzen gern für das neue Schulhaus gestiftet, und ganz umsonst! Leider aber habe er den Platz gerade ein paar Wochen früher an den Wirt verkauft. Nun wollte man sich an die übrigen Bauern wenden, die beim Essen anwesend gewesen waren, allein sie hatten sich alle verzogen. Die drei Herren, die von weit hergekommen waren, um den Dufelbachern ein Schul-

haus zu gründen, standen mitten auf dem Dorfplatze allein da und über ihren Häuptern fächelte eine alte schmutzig gelbe Fahne träge hin und her, bis sie der Wirt durch die Dachluke einziehen ließ.

Der arme Budlige war so blaß geworden, daß ihn der Baumeister teilnehmend fragte, ob ihm nicht wohl sei?

"Ganz abscheulich ist mir zu Mut!" stieß dieser hervor.

Seine Erzjellenz zündete sich eine Cigarre an, schaute dabei mit dem einen Auge hinan zu den Felswänden, die im roten Abendscheine standen und sagte: "Eine hübsche Gegend das! Wie romantisch!"

"Mir graust!" rief der Budlige.

Jener klopfte ihm auf den Höcker und sprach: "Machen Sie sich nichts draus, lieber Doktor. Es stimmt ja ohnehin. Offen gesagt, ich hab's ungefähr so erwartet. Ich kenne Ihre Pappenheimer besser, als Sie selber, Sie unverbesserlicher Idealist, Sie! Die Jafager und Reintuer — sie werden damit schlafen gehen. — Wollen wir nicht einspannen lassen, meine Herren?"

Als die dreie die Dorfstraße entlang fuhren, staute es sich. Der Hirte trieb eben die Herde von der Weide heim. Die Tiere bockten und drängten sich, trotteten klobig einher und glockten dumm auf den Wagen.

Der Erzjellenzherr rief von diesem aus einem Bauern zu: "Viel Rindvieh gibts da bei Euch in Dufelbach!"

"Ja!" antwortete der Bauer stolz.

Das herzlichste Ja, das seit langem ausgesprochen wurde in diesen schönen Bergen.

Farbenpiel.

In einer Schule saßen zwei Schü'rr, von denen hieß der eine Schwarz, der andere Weiß, wie es sich treffen kann; der Schullehrer aber für sich hatte den Namen Roth. Geht eines Tages der Schüler Schwarz zu einem andern Kameraden und sagt zu ihm: "Du, Jakob, der Weiß hat Dich bei dem Schullehrer verläumdet." Geht der Schüler zu dem Schulherrn und sagt: "Ich höre, der Weiß habe mich bei Euch schwarz gemacht und ich verlange eine Untersuchung. Ihr seid mir ohnehin nicht grün, Herr Roth!" Darob lächelte der Schulherr und sagte: "Sei ruhig, mein Sohn! Es hat Dich niemand verklagt, der Schwarz hat Dir nur etwas weiß gemacht."

„Sedden los!“

Von G. Willinger.

Das heilige Köln prangte in seiner lustigen Schellenkappe, darüber wölbte sich ein frühlingblauer Himmel, eingedenk der vielen Vaterunser, die in diesen Tagen aus tausend Kinderherzen zu ihm emporgestiegen. Unter dem Geläute der Domglocke, die zur heiligen Messe lud, fuhr ein Personenzug mit feierlicher Langsamkeit in die Hallen des Bahnhofes ein. Das Volk aus der Umgegend kam, um sich den großen Maskenzug anzusehen, der Punkt ein Uhr vom Neumarkt aus sich in Bewegung setzen sollte. Unter dem lachenden und schwachenden Publikum dritter Klasse befand sich ein Mädchen mit mächtigen Haubenflügeln auf dem Kopfe, aus denen schöne, braune Zöpfe schwer herniederhingen. Sie saß schon einen Tag und eine Nacht so in ihrer Ecke nächst dem Fenster, immer mit dem Korb auf den Knien, den ihre Arme ängstlich umspannten. Wenn einmal einer das Wort an sie richtete, schaute sie ihn so ratlos an, daß man zuletzt davon abließ, sie in ein Gespräch ziehen zu wollen. Sie kam in der Tat aus einer andern Welt als der, welcher sie ahnungslos entgegenfuhr. Ein einsames Gehöft im Marktgräflerland war ihre Heimat; dort wußte man von Köln weiter nichts, als daß sich der Bruder der Mutter vor vielen Jahren daselbst festgesetzt hatte. Eines Tages kam ein Brief an die kinderreiche Schwester mit der Anfrage, ob sie dem Bruder nicht eines ihrer Mädels abgeben wollte, er sei vermögend, kinderlos, die Frau habe das Zeitliche gesegnet, und er habe beschlossen, auch noch bei Lebzeiten ein wenig Angenehmes von seinen Erben zu verlangen. Die Wahl fiel auf die dritte Tochter des Hauses, und so fandte man das Lisele nach Köln zum Onkel. Sie war während der ersten Hälfte der Fahrt ziemlich guten Mutes gewesen, nun aber überkam sie eine tiefe Bekommenheit, denn die Sprache der Leute klang ihr von Stunde zu Stunde unverständlicher; jetzt konnte sie vollends kein Wort mehr verstehen. Köln! Köln! schrie der Schaffner und riß die Wagentür auf. Alles stürzte in die Bahnhofshalle, wo schon allerlei Narrenvolk sein Wesen trieb, und die Ankommenden mit dem Rufe: „Sedden los!“ begrüßte.

Lisele sah und hörte nichts; es stand neben seinem Korb, den blau und rot karierten Schirm fest in den Händen und wartete, von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Zunächststehenden werfend.

Da kam ein bunter Hanswurst mit farbig ver-schmiertem Gesicht auf sie losgestürzt:

„Lische,“ schrie er, „o Jönning, wat hät et a Geichtche —“ und mit beiden Händen auf die Knie schlagend, starrte er sie an, um gleich darauf einen Freudensprung zu tun:

„Seut sehn' wir uns nicht zum letztenmal, nicht zum letztenmal, nicht zum letztenmal“ —

sang er, bückte sich und wollte den Korb aufnehmen. Aber das Lisele widersetzte sich, indem es energisch den Fuß darauf stellte.

Der Bursche lachte: „Ich ben jo,“ erzählte er, „bei Dingem Uehm, ich ben der Nifelos — hä steiht för der Döhr su deek we hä es und — waht — ger mer Dinge Korb, Lische, un komm met —“

Das Lisele verstand kein Wort; es fand den Burschen abscheulich, denn es hatte in seinem Leben keine Maske gesehen. So blieb es stehen, bis die Zähne aufeinander, um nicht in Tränen auszubrechen, und schüttelte auf alles, was der Bursche sprach, den Kopf. Nifelos versuchte endlich den Korb mit Gewalt zu heben, aber da nahm sie ihren Schirm an beiden Enden und drang so gegen ihn ein, bis er weichen mußte. Sie hielt ihn für einen Tollen, der sie um ihr Eigentum bringen wollte und nahm sich vor, nicht von der Stelle zu gehen, bis der Onkel komme. Also half alles Reden, Schreien und Auseinandersehen des Burschen nichts, und ganz verzweifelt entschloß er sich endlich, den Bahnhof zu verlassen und den Onkel herbeizuholen. Zugleich aber fürchtete er sich, das Mädchen allein zu lassen, sie war zu hübsch, um nicht sofort bemerkt zu werden, auch waren schon ein paar Masken ganz nah an sie herangekommen, um ihr von hinten über die Haubenflügel zu sehen mit der Frage: „Biste geslaggt?“ Natürlich hielt jeder die Tracht für eine Maske. Nifelos ging zögernden Schrittes von hinnen, sich immer wieder umschauend, endlich entschloß er sich zu laufen, da ihn der Gedanke beruhigte, sie mache es wohl allen so wie ihm.

Dies geschah in der Tat, das Lisele hielt sich wacker, indem's mit dem umgekehrten Schirm alle Finger zeichnete, die ihm zu nah kamen. Aber wie trostlos sah's in seinem Innern aus — kein Onkel weit und breit, und es mutter-seelenallein in dem fremden Land! Da ging die Tür des Wartesaales auf, eine Menge Bonner Studenten in blauen Blusen, Kniehosen und weißen Zipfelfappen zogen lärmend und singend

in die Halle, um die mit dem nächsten Zuge kommenden Kameraden zu empfangen. Aus ihrer Mitte ragte ein großer, kräftiger Kerl mit weißem Haar und Bart, er hielt dem anbrausenden Schnellzug ein schäumendes Bierglas mit dem Rufe: „Gedek los!“ entgegen. Plötzlich gewahrte er das Lisele, das ihn mit seinen braunen Augen groß, wie fragend ansah; er gab sein Glas schnell weg, ließ die Bursche im Stich und schritt mit ausgestreckter Hand und den Worten auf das Mädchen zu:

„Heut seh'n wir uns zum allererstenmal,
Zum allererstenmal, zum allererstenmal —“

„Ach Gott,“
seufzte das Lisele auf, „Dn-
kel bisch's —“

Er nickte:
„Dnkel — ja
wohl, ja wohl,
also Dnkel —
na, Kind,
komm' nur
mit —“

„Aber mi
Sach', mi
Sach',“ erei-
ferte sich das
Lisele.

„Natürlich,
nur ruhig,
kommt alles
mit,“ meinte
der Alte, rief
einen Burschen
herbei und

wechselte ein paar Worte mit ihm; der nahm den Korb auf, und so unter lauten Hocks und Hurras ging's zur Halle hinaus, der Alte mit dem Mädchen voran, die Bursche hinterdrein. Gleich in der ersten Gasse stand ein prachtvoll aufgeputzter Bauernwagen mit einem Biergespann stattlicher Ochsen. Lisele sah erst aufmerksam zu, ob die Bursche auch ihren Korb ordentlich auf luden, dann ließ sie sich nicht lange bitten und nahm auf dem Sitz Platz, den man ihr anwies. Jetzt erst ließ sie ihrer Bewunderung freien Lauf.

„Vieher Gott,“ meinte sie, die Umstände weger mir — isch das hier z' Land so der Bruuch?“

Der Alte neben ihr hieb mit einem lustigen Lachen auf sein Gespann ein, und so ging's durch
Hausfreund.

die Gassen. Dem Lisele wurde ganz wirr im Kopf ob all' dem, was es zu sehen bekam.

„Jo, isch denn hier z' Land alles uff der Gass'?“ fragte es.

„Es ist ja Fasching, liebes Kind,“ belehrte sie der Alte, „weißt Du nicht, was Fasching ist?“

„Frili, frili,“ nickte sie, z' Friburg solle sie au halb närrisch si —“

„Hier,“ erklärte der Alte, „ist man's ganz.“

„Jo, jo,“ stimmte das Mädchen bei.

Es saß ganz anhängig da, die Hände über dem dicken Griff seines Schirmes gefaltet, den es nicht um die Welt weggegeben hätte. Das

lustigste Far-
bengemisch
wogte umher,
langsam nur
konnte der Wa-
gen sich fort-
bewegen durch
die Menschen-
massen hin-
durch, dem
Neumarkt zu.
Dort verlor
das Lisele völ-
lig die Sprache,
denn was es
jetzt zu sehen
bekam, ging
weit über sein
Begriffsver-
mögen hinaus.

„Sin die
lebig?“ schrie's,
als eine Schar

Neger lautlos, auf hohen Rädern einherfuhr. Andere dunkle Gestalten kauerten auf Kameelen — auf einem hohen Narrenschiff thronten Prinz und Prinzessin Karneval, herrlich angetan. Der glänzenden Reihe von Wagen schloß sich endlich die Bauerngesellschaft an, und langsam bewegte sich der Zug der Hochstraße zu. Lustige Musik ertönte, das Kindervolk lief schreiend nebenher, an den Fenstern zeigte sich Kopf an Kopf, und wie eine Wand standen die Leute rechts und links an den Straßen, durch die der Zug kommen mußte. Das Lisele hatte nur zu schauen; es merkte gar nicht, wie sehr auch nach ihm geschaut wurde, denn im ganzen Zuge sah nichts so echt aus, wie das schmutze Bauernkind mit dem karierten Schirm und den großen verwunderten Augen. Als eben der Zug ein wenig ins Stocken



Ich ben jo bi Dingen Uehm, ich ben der Nifelos!

geriet, benutzte die unter dem Titel „Funken“ in jedem Karnevalszuge auftretende Kölner Stadtgarde die Gelegenheit, um rechts und links unter den Zuschauern die Mädchen aufzugreifen und abzuküssen.

„Das sin Brüüch,“ entsetzte sich das Lisele und hell schrie es auf, als so ein bildhübscher „Funke“ plötzlich den Bauernwagen erklimm und den feurigen Blick auf sein Antlitz heftete. Aber der Alte wehrte ab und erwiderte auf des Funken Frage: „Zum Donnerwetter, wo habt Ihr das bildhübsche Kind her,“ in leisem Tone:

„Scht, mach' mir's nicht scheu — es ist ein echtes Landkind, hält mich für seinen Onkel und folgt mir wie ein Lämmlein —“.

„Glückspilz!“ fuhr der andere auf und sprang zur Erde. Der Alte klopfte seinem Schützling die Wange, was er immer von Zeit zu Zeit tat, um seine väterliche Zuneigung zu betätigen, und das Lisele ließ sich's vom Onkel gern gefallen. Die anderen Bauernbursche, die mit auf dem Wagen saßen, hielt es in angemessener Entfernung, und da sie alle darauf erpicht waren, sich den hübschen Schatz auf ihrem Wagen zu erhalten, so blieben sie auf ihrer Hut. Plötzlich hörte das Lisele seinen Namen rufen und herabblickend wahrte es den Hanswurst, der es an der Bahn angeredet. Der arme Nikelos hatte die halbe Stadt durchrannt, um seinen Schützling zu suchen, nun fand er ihn auf einem Narrenwagen. Er rief und winkte, machte allerlei Zeichen, ging bald rechts, bald links vom Wagen und verwandte keinen Blick von Lisele, das seinerseits ihn fest im Auge behielt, noch immer der Meinung, er habe es auf seinen Korb abgesehen.

Erst hatte sich das junge Mädchen recht froh und geborgen gefühlt an der Seite des alten Onkels, aber da das Herumfahren gar kein Ende nehmen wollte, wurde es etwas kleinlaut. Der alte Onkel zeigte sich zwar immer herzlicher, je ernsthafter das Mädchen dreinschaute. Stockte der Zug einmal, gleich stand der „Funke“ mit den feurigen Augen neben dem Bauernwagen und warf ihr Ruckhände zu. Wendete, dunkelrot vor Verlegenheit, das Lisele den Kopf nach der andern Seite, seufzte der Hanswurst zu ihr auf und winkte mit einer Leidenschaft, als läge jemand im Sterben. Dazwischen flogen der bedrängten Maid alle Augenblicke Hände voll Knallerbsen ins Gesicht, daß ihr Sehen und Hören verging.

Der Zug hatte seinen Weg zurückgelegt, und die verschiedenen Wagen hielten vor den von

Menschen angefüllten Kaffees und Konditoreien. Auch der Bauernwagen machte Halt.

„So, nun soll's lustig werden,“ rief der Alte mit jugendlicher Lebendigkeit. Er stieg ab und wollte dem Lisele eben herunterhelfen, als plötzlich eine Abteilung „Funken“ durch die Blusenmänner brach, so den Alten samt seinen Gefellen von dem Wagen scheidend. Es gab ein Hinüber und Herüber von Redensarten, und während dessen erstieg der blizäugige „Funke“ den Wagen und flüsterte dem Lisele die Worte ins Ohr:

„Trau dem Alten nicht — er ist Student — keine Spur von einem Onkel —“.

Dem Lisele fiel's wie Schuppen von den Augen; sie überlegte nicht lange, sondern stieß den Warner kräftig zurück, sie selber sprang wie der Blitz vom Wagen herunter und verschwand im Gemüth. Sowohl der alte Bauer als auch der „Funke“ standen einen Augenblick mit offenem Munde da, dann setzten sich beide mit plötzlicher Flinkheit in Bewegung.

Der Hanswurst war schon weit voran — freilich viel zu weit, denn das Lisele war in den nächsten Torweg gegenüber geeilt, und das erste, was es hier tat, war, daß es sich die Haubenflügel vom Kopfe riß.

„So,“ sagte es und sah ganz entschlossen drein, „i frog mi halt durch — i werd' scho ä paar vernünftige Lütt treffe — frili,“ setzte es mit einem Seufzer hinzu, „mi Sach' isch furt — wenn das d' Muetter wüßt —“.

Vorsichtig trat sie auf die Straße; aber das arme Kind war auch ohne Haubenflügel hübsch aenug, um sofort die Blicke auf sich zu ziehen. Indes das Lisele hatte jetzt Mut; er war ihr plötzlich gekommen, da sie ihn brauchte, und so schritt sie, vom Strom geschoben, die Hochstraße einher, nahm, wenn's nötig war, ihren Schirm zu Hilfe und schalt auch tüchtig darauf los, ob man's verstand oder nicht. Aufmerksam suchten ihre Augen unter den maskierten und unmaskierten Menschen noch einer Erscheinung, zu der sie Zutrauen fassen konnte. Eine Magd in großer, weißer Schürze stökte ihr das meiste ein, an sie richtete sie ihre Frage. Allein eine tiefe Mannesstimme ertönte aus dem Munde der vermeintlichen Frau, sie umfaßte das Lisele und wollte mit ihm einen Tanz beginnen, wozu sie mit dem Rocklöffel lustig den Takt schlug. Aber auch das Lisele hatte seinen Taktstock und setzte ihn ebenso lebhaft in Bewegung zur großen Belustigung der Zuschauer. Die Magd sprang lachend davon, und

das Mädchen ging weiter, wo der Strom es hintrieb.

Plötzlich ein Schrei — ein Mädchen, ganz in Liseles Nähe, war geküßt worden und bedeckte nun das feuerrote Gesicht mit beiden Händen. Das Lisele vergaß Gott und die Welt und lachte so herzlich, daß es plötzlich die Aufmerksamkeit eines Schutzmannes auf sich zog. Schnell packte er es beim Arme:

„Nur mit!“ — befahl er in strengem Ton und zerrte das Mädchen in die Mitte der Gasse; dort hielt ein käfigartiges Gefährt, von zwei Elephanten gezogen. Das Lisele war im ersten Augenblick zum Tod erschrocken, da es nun aber den Käfig sah mit den Elephanten, erkannte es die Falle und setzte sich energisch zur Wehr. Es half nichts, das Lisele wurde trotz seines Schirmes diesmal nicht Meifter, eh' es sich versah, saß es im Käfig, und die Elephanten gingen

heidi! mit ihm davon. In demselben Augenblick gewahrte sie die verzweiflungsvolle Gestalt ihres Hanswurstes, der ihr laut schreiend nachsetzte, gegen die Menschen stieß, von ihnen wieder gestoßen wurde, und so immer wie ein hüpfender Frosch bald aus dem Gewühl auftauchte, bald verschwand. Die Elephanten liefen wie die Wiesel, und das Lisele, umgeben von einer schreienden Maskenschar, die alle an dem Käfig schoben und stießen, beunruhigte sich nicht wenig über den Verlauf seiner Reise. Da wurde der ganze Triumphzug plötzlich von der Kölner Stadtgarde abgefaßt. Die Elephanten mußten stille halten, jener Blickäugige riß den Käfig auf und küßte den hübschen Vogel ohne Umstände. Aber damit war's nicht abgetan, die ganze Garde umstand das Mädchen, und alle streckten die Arme verlangend nach ihm aus.

Dem Lisele schwindelte, kurz besonnen spannte

es seinen großen karierten Schirm auf und brach so durch die Reihe. Ein Bravorufen tönte ihr nach, die „Funken“ anerkannten die tapfere Notwehr der Bedrängten und ließen sie unbehelligt ziehen.

Es ging dem Abend zu; das Lisele rannte durch ein paar Gassen, machte endlich seinen Schirm zu und ließ sich auf der Treppe eines Hauses nieder, um Haar und Tuch zu ordnen.

„Liebs Herrgöttli,“ sprach's leise, „hat's denn in der ganze Stadt au nit ein Mensch, mit dem ä vernünftiges Wort z' rede wär — 's isch doch

au fürchtig.“ — Jetzt sank ihr doch der Mut, denn sie dachte an die Nacht und wo sie bleiben sollte. Da stolperten ein paar Burschen aus dem nächsten Wirtshaus; sie trugen rote Mützen und befanden sich allem Anschein nach nicht mehr im hellsten Zustande. Kaum erblickten sie das Mädchen, umringten sie es, indem sie unter

schwankendem Tanzen ihr das alte Lied in die Ohren schrieten. Lisele stand mit dem Rücken gegen die Wand des Hauses gelehnt, den Schirm hielt sie krampfhaft in der Hand, ihre dunklen Augen sprühten vor Troß. Als nun der erste der Betrunknen auf sie zukam, stieß sie ihn so kraftvoll zurück, daß er taumelnd dem Nächsten in die Arme fiel.

„Oho, Du mußt Dich küssen lassen,“ lallten die Burschen durcheinander.

„I nit,“ schrie Lisele, „wenn's denn scho der Bruch isch, so müesse's au saubre Bursche si, von so 'nem betrunkene Kerle aber laß i mi nit anrühre, und müecht i ihn umbringe.“

Jetzt drangen die Burschen alle miteinander auf sie ein, und blindlings darauf losschlagend, schrie sie laut um Hilfe. Leute kamen herbei, es legten sich etliche Männer ins Mittel und Lisele fand Zeit zu entkommen. Sie weinte vor



Scht, mach mir's nicht scheu!

Zorn, als sie nun planlos durch die nächste Gassschritt. An wen sollte sie sich noch wenden, alles Zutrauen war ihr vergangen.

Wenn i nur wenigstens ä Kirchle wüßt, dachte sie, wo i d' Nacht über sicher wär. —

Da läutete wie zu ihrem Trost die alte Domglocke mit ihrem tiefen Ton, und das erschöpfte Mädchen folgte dem Klange, der sie binnen kurzem zum Domplatz führte. Das Lisele aber fand plötzlich still; vor ihr erhob sich der mächtige

Dache, abgeschlossen durch das schwarze Gitter, hinter dem sich der Hochaltar erhob.

So leise als möglich auftretend und ängstlich, als ob es gestohlen hätte, wandte sich das Lisele von der mittlern Halle in die rechts. Und hier in der Ecke der Einfältigen fand sein Herz, was es suchte. Im Halbdunkel hing ein Muttergottesbild mit niedrigem Bänklein davor, ein paar Kerzen brannten zu Füßen des Bildes und ein altes Weib kniete in dem flackernden Schein und betete inbrünstig. „Gott sei Dank,“ stammelte das Mädchen, den Blick zur Gottesmutter aufschlagend, „ä Bekanni's.“ — Und nun sank's in die Knie und klagte sein Herzeleid und weinte sich tüchtig aus.

Das Abendrot erblaßte hinter den Fenstern, es wurde still und stiller in dem Raume, jetzt schlürfte auch das alte Weib davon, jeden Altar mit einer Verbeugung beehrend — und Lisele blieb allein in seiner Ecke. Das Haupt sank ihm schwer gegen die Lehne der Bank, es riß noch ein paarmal die müden Augen auf, plötzlich umspielte ein Lächeln den kindlichen



Ja, jetzt war sie geborgen.

Bau in schwindelnde Höhe, scharf sich abhebend gegen den goldenen Abendhimmel. Auf der Terrasse davor standen oder gingen einzelne Masken in ihren bunten Gewändern, und sie sahen aus wie kleine leuchtende Punkte zu Füßen des stolzen Riesenbaues. Dem Lisele wurde ganz wunderbar; es atmete ein paarmal tief auf, erstieg die Stufen und betrat ehrfurchtdurchschauert die Schwelle des Doms. Über ihrem Haupte wölbten sich die hohen Säulen, durch die bemalten Fensterscheiben blinkte es tausendfarbig, und das arme Kind erschrak über das laute Hallen seiner eigenen Schritte. Zögernd blieb es stehen und schaute sich um. Der liebe Gott erschien ihm zu mächtig unter diesem behren

Mund — draußen brüllte eine Kuh, und der heimische Laut geleitete die Schläferin sanft in das Paradies ihrer Heimat.

Das lustige Narrenvolk fand kein Arges darin, sich in seiner Umgestaltung auch vor seinem Hergott zu zeigen, und so erschien denn mancher wunderliche Kauz in den Hallen des Doms, auch Nifelos, der Hanswurst.

Seine Jagd nach dem Mädchen war eine erfolglose gewesen und tiefbetrübt wollte er endlich in ein Wirtshaus gehen und sich stärken. Aber der Weg führte ihn am Dom vorüber, und wie magnetisch angezogen, betrat er, immer mit dem Geschick des unglücklichen Mädchens beschäftigt, den halbdunkeln Raum, und als lenkte ihn

eine unsichtbare Hand, schritt er ohne Zögern nach der stillen Ecke, wo die paar Lichtlein zu den Füßen der Gottesmutter flackerten. Da plötzlich stand er regungselos vor dem lieblichen Bilde, das sich ihm zeigte. Eine ganze Weile blieb er in Betrachtung versunken, vor dem schlafenden Mädchen stehen — sollte er es wecken? Noch bevor er zu einem Entschluß gekommen, schlug das Lisele die Augen auf und starrte verwirrt den Burschen an; alle Farben waren in dessen Gesicht ineinander gelaufen, und er sah kläglich aus. Die erste Bewegung des Mädchens war ein Griff nach dem Schirm.

„Lisele,“ stammelte der Hanswurst, „ich bin ja der Nikelos — der Nikelos“ — er sprach ganz langsam und so hochdeutsch als möglich — „ich bräugeln Dich zo Dingem Uehm — Dunkel — Dunkel, Lisele.“ —

Stimme und Geberde des Burschen trugen den Stempel des Wahrhaftigen, aber dem Lisele war zu arg mitgespielt worden, als daß es so schnell wieder hätte Zutrauen fassen können.

„Da — vor der heiligen Muttergottes schwöret's — dann glaub i's — ehnder nit“ — erklärte es.

Nikelos näherte sich dem Bilde und streckte die Hand aus.

„Ich schwör's.“

Das Lisele machte einen andächtigen Knicks, nahm den Schirm in die Rechte, mit der Linken umfaßte sie des Burschen Hand, und so verließen sie miteinander den Dom. Sie legten eine Menge Gassen und Gäßlein zurück, denn der Nikelos ging dem Maskengewühl sorgfältig aus dem Wege, und da sie sich beständig mißverstanden, so gaben sie es auch bald auf, miteinander zu reden. In einer engen Gasse endlich machten sie Halt, der Bursche öffnete eine Laden tür und schob das Mädchen über die Schwelle in eine freundliche helle Bäckerstube. Ein großer wohlbeleibter Mann erhob sich lachend von der Bank, zugleich entdeckte Liseles rascher Blick das Jugendbildnis ihrer Mutter über dem Ladentisch. Ja, nun war sie geborgen!

Die Sprache des Dunkels klang ihr auch viel vertrauter, er verstand sie, und sie ihn, und so gings an ein lebhaftes Erzählen. Der Alte lachte Tränen, holte selbst das Essen aus der Küche herbei, um das erschöpfte Mädchen zu stärken und beruhigte sie dabei über das Schicksal ihres Korbes, den der Nikelos am anderen Tag ihr sicher herbeischaffe. „Überhaupt, da Nikelos, da hät was um Dich aus'fande; hä wor der

ranze Tag uff der Lauer, hä gunnt sich kein Bisse, nor der Kopp in der Tür reingesteckt — isch se doh? Un futsch, wor hä widder furt — No, do isch hä jo — no Jung, jetzt soll sich dat Mädche oh schönstens bei Dir bedanke.“

Lisele blickte verwundert in das hübsche, freundliche Gesicht des Burschen, der nun, seiner häßlichen Farben ledig, zögernd auf sie zutrat.

„Ja,“ meinte sie, „wär er mit sim rächte G'sicht komme, hätt i ihm ali vertraut.“

Dem Nikelos war das Herz zum Ueberlaufen voll, er mußte sich endlich mitteilen:

„Kummen ich an die Bahn, Uehm — nirgend t Lisele zo sinn; ich laufen an de Stadt, ich ragen ow et keiner gefinn hätt — singen ich et, holl mich der Düwel, op dem Voorewage, net de Studente, un liet mich rosen un schrein — dä Zackerments-Puhl, un eh' dat ich mich versch, wor et als widder fott, un ich widder verhinter her, un wat denkt ehr, Uehm, vo ich et gefungen han? Em Mädchekäfig han se et en efange.“

Der Alte wollte sterben vor Lachen.

„Nicht verstande?“ fragte der Bursche das Lisele, und da sie den Kopf schüttelte, packte er sie plötzlich bei den Schultern und gab ihr einen herzhaften Kuß.

„Aber dat?“

„Jo, jo,“ erwiderte sie, „das lernt sich scho hier z' Land — aber jetzt lasset's g'nuag si —

„Wat,“ schrie er, „und dä Studente —“ und schaute sie dabei mit einem bezeichnenden Blick an.

„Sell het kei G'fohr —“ belehrte ihn das Lisele.

Morgeliedli für 'nes Chind.

Von Jakob Hoffstätter.
(Solothurner Dialekt).

Guet Tag, mys Chind, i grüesse di!
Jez darffte wieder wachber si,
Wie hesch de Bädli rund und roth,
So chunnt es, wemme schloose goht
Zur rechte Zyt
Und rühig lyt!

Guet Tag, mys Chind, wie heiter bisch!
Wie hesch de Augli gsund und frisch.
Chum jeke gleitig uf my Arm,
Do isch d'ys Rädli neu und warm.
Chum uf my Schoos.
Mad' groß, groß, groß!

Guet Tag, mys Chind, Gott bhüete di
Geng Tag und Nacht vor Leideli.
D blyb mer gsund und wird mer groß,
Und gimmer nie kei Meisterlos!
Mys Engeli,
Wie freusch de my!

Zum 100 jährigen Jubiläum des Rheinländischen Hausfreundes.

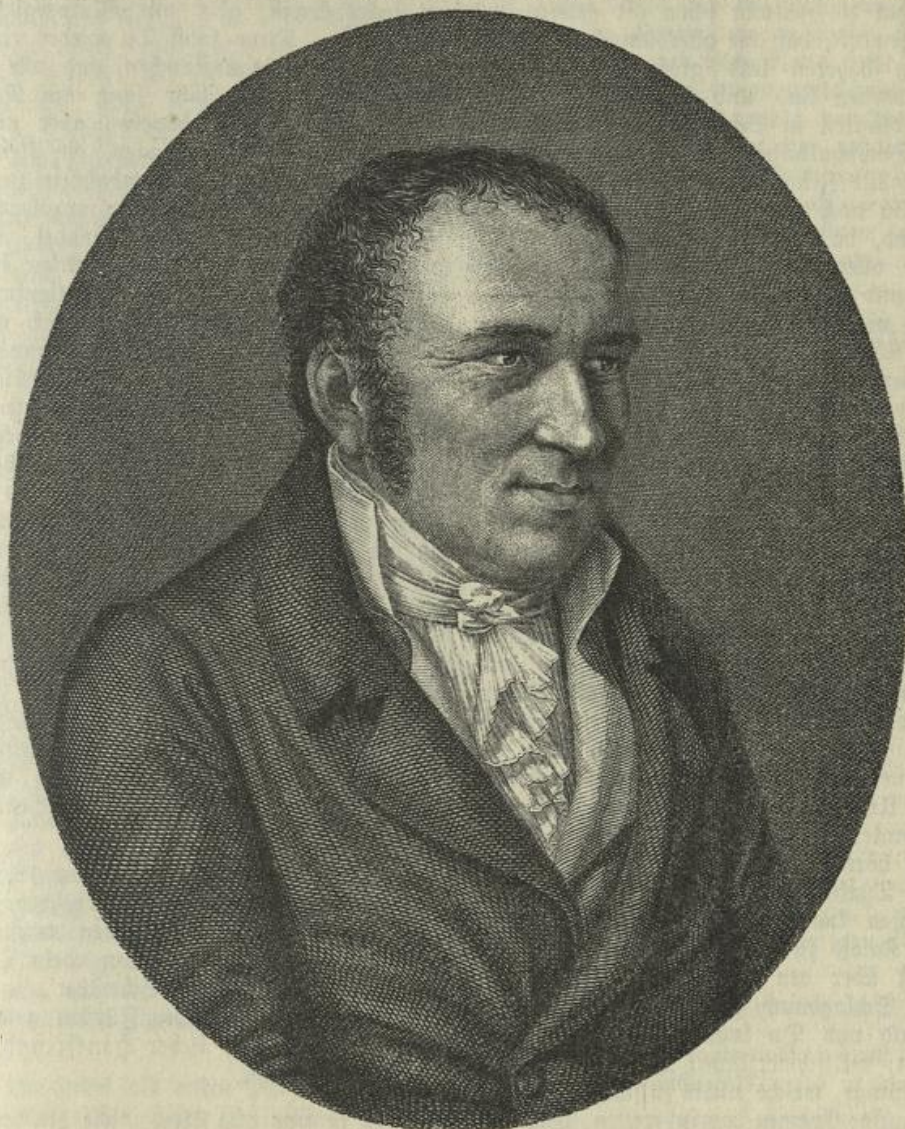
Wenn in unsern Tagen ein Adamkind das Alter von 100 Jahren erreicht, so ist gemeiniglich im weiten Bezirk herum jedermann damit einverstanden, daß der Jubilar oder die Jubilarin auf den 100sten Geburtstag eine besondere Ehrung erfahre. Schätzt doch die hl. Schrift es schon als hohes Alter, bringt's jemand nur auf 70 oder 80 Jahre. Die Hundertjahrjubiläen sind leider nur zu selten, wie die, wenn ein edler Fürst sein 50 jähriges Regierungsjubiläum feiern kann, wie wir badische Landesfinder eines im frischesten Gedächtnis haben, dem der 1902 er Hausfreund von ganzem Herzen seine Freude zugejubelt hat. In unseren Landen kann ein Mensch leicht 70 oder 80 Jahre alt werden und sterben, ohne daß er einen zu sehen bekommen hat, welcher noch 20 oder 30 Jahre älter geworden ist, als er selber. So ist einmal das im Psalm angegebene Alter unseres Menschenlebens gewöhnlich höchstes Ziel, zum Alter Adams und Methusalahs bringt's halt keiner mehr, auch der sonderbare Einsiedler nicht, welcher auf der Höhe über Säckingen haust und Pfahlmenschen züchten möchte aus seinen Jöglingen, die es zum allermindesten auf 100 Jahre bringen sollen. Und wir kurzlebige Menschen können es nimmer kontrollieren, wie es mit jenen Knaben gehen wird, die der genannte Eremit jetzt für ihr 100 jähriges Jubiläum erzieht, denn bis dorthin tun uns Allen keine Zähne mehr weh. Hundert Jahre sind gemeiner Berechnung nach ja schon das Alter von drei Generationen. Hat's eine ganze Familie aber in einem Ort auf drei Generationen gebracht und ihr Vermögen und guten Namen so lang behauptet, so ist schon das etwas Bedeutendes zur Jetztzeit. Daß aber Großvater und Enkel auf 50 jährige reich gesegnete Regierungszeit zurücksehen können, steht in der Weltgeschichte ziemlich vereinzelt da, und dürfen wir es getrost vergessen, daß unser schönes Baden so oft der „Experimentierwinkel“ gescholten wurde. Auf das Jahr 1903 aber darf unser Kalender besonders stolz sein, da seit dem Geburtsjahr des „Rheinländischen Hausfreundes“ sich damit 100 Jahre vollenden, denn da kann auch mancher zu anderer Zeit so alt werden, wie Methusalah, bis er erlebt, was der Hausfreund an sich hat vorübergehen sehen seit Anno 1803, wo er in der Druckerei von

Geiger und Rag zu Pforzheim und Lahr auf die Welt kam, ein Söhnlein des „Markgräflich Badischen Landestalers“, von wo er dann nach Lahr kam, wo er lange Jahre mit seinem Vetter, dem „Sinkenden Boten“, unter einem Dach lebte.

Damals nämlich war das alte, tausendjährige Deutsche Reich, das schon längst baufällig war, durch die Kanonen des Korsischen Eroberers vollends zusammengefallen. Aus den Trümmern erkland mit andern kleinen Neubauten auch das „Kurfürstentum“ und bald darauf „Großherzogtum“ Baden, und der es baute, der verstand etwas davon, wie man bauen muß und hatte einen tüchtigen Architekten neben sich, den Staatsrat Brauer, der auch den rechten Blick hatte, wie sein Fürst für das, was in ihrer Zeit not tat und möglich war. Die Worte „konservativ“ und „liberal“ waren dazumal noch keine fertigen Schablonen, und es wäre schwer, den Markgrafen Karl Friedrich und den Staatsrat Brauer unter den Gut eines dieser unserer heutigen Parteibegriffe zu bringen. Wer an einer solchen Jahrhundertwende steht, muß zurück- und vorwärtschauen, und es ist gut, sehr gut, wenn er auch einen Blick tut in die ewige Welt und die Psalmen versteht und das Neue Testament. Darin waren aber Bauherr und Bauführer nicht wenig beschlagen. So führten sie denn einen kleineren, aber soliden, ganz schlichten Neubau auf, einen Staat mit guten, bereits bewährten Ordnungen, verwendeten vom alten noch brauchbaren Material, was sie konnten und nahmen vom neuen auch das Beste. Und Paliere, Gesellen und Handlanger waren auch nicht auf den Kopf gefallen und eins mit dem Bauherrn. Es war ein Staat aus einer Menge kleiner weltlicher und geistlicher Herrschaften zusammengesetzt, und wurde ein wohlgeordnetes Staatswesen so kräftig, daß es trotz vieler Hemmungen und Auswanderungen jetzt noch einmal so viel Einwohner hat, als damals, ohne daß es am Umfang zugenommen hätte und so steht Baden im Reich, das aber immer noch Bundesstaat bleibt, hauptsächlich dadurch, daß der 1902 er Jubilar auf dem Thron in die Fußtapfen seines Großvaters trat, unter den jetzigen deutschen Staaten in allervorderster Linie da.

Ja, lieber Hausfreund, du hast viel erlebt, viel gesehen und gehört, seit du deine Boten- tasche trägst und alljährlich den badischen Landsleuten in wenn auch altväterischer Tracht und mit jetzt aus der Mode gekommenen

Manieren, den neuen Jahreskalender in der Hand, in die Stube trittst in Stadt und Land und ihnen weist zu berichten von allerlei An- gelegenheiten, von allerlei Ereignissen im Heimat- lustiger Stücklein, daß die Welt trotz Reich und Fortschritt noch ebenso närrisch ist, wie vor 100 Jahren, gelt, Alter, das ist Dir nicht leid, sondern hast deine Pläster dran, und ich glaube



Johann Peter Hebel,
Begründer des Rheinländischen Hausfreunds

land und im Reich und der übrigen Welt. Dem, welcher so lang schon dabei gewesen ist und mitgemacht hat, ist ja das Erzählen und Berichten nach und nach ein Kinderspiel worden. Auch daß du alle Jahre wieder auf's Neue der jungen Welt erzählen darfst eine ganze Reihe schier, es ist eines deiner fährnehmsten Mittel, Dir selbst und Andern das Zipperlein und den Stumpfsinn vom Leib zu halten, wenn Du von dummen Streichen erzählen kannst, die in badischen Ländlein passieren und anderwärts. Und wenn man, wie Du, so alt ist, und noch

einen so frischen, lebendigen Geist hat, so sieht man auch nicht so hochnützig und mit den Fäusten dräuernd auf die gegenwärtige Alltagswelt und ihre dummen Streiche herab, denn ein Hundertjähriger hat die Zeitung schon oft gelesen und hat sich gemerkt, daß die allerdümmsten Streiche schon von höheren und größeren Leuten begangen worden sind und daß die sich übergeheißelt dünken in Schlößern und Rathuben, auf dem Hochschulkathedr und im Hauptquartier das allertollste Zeug geliefert haben.

Als Du noch ein kleiner Bub warst, lieber Hausfreund, da rumorte der alte Napoleon gerade am allerärtesten in Europa herum, es donnerte und krachte unaufhörlich, nachdem das Männlein von Korsika mit seinem Hütlein quer über den Kopf, in seinem grasgrünen Frack und dem grauen Überzieher darüber die fromme und unfrome Welt um einen neuen Messias betrogen hatte und um ein französisch zugestuzes tausendjähriges Reich und meinte, er habe das weite Rußland auch schon im Sack, da jügelten zu Moskau kleine Flämmlein auf und es fing an zu brennen und zu brennen, nicht nur bis die große, reiche Zarenstadt Moskau ein rauchender Trümmerhaufen war, an dem sich erst kein Franzos mehr die erfrorenen Finger wärmen konnte, nein, sondern es brannte weithin fort, bis in den Schlachten von Leipzig und Waterloo die ganze weltliche Siegesherrlichkeit in Asche versunken war, und das Männlein mit dem Hütlein quer über den Kopf zu Sankt Helena über die Unbeständigkeit alles Irdischen nachdenken konnte!

Dann hörtest Du wie die Hellenen unten in der Türkei ihre Lieder sangen und ihre Büchsen knallen ließen und der morgenländische Kolos zu wackeln begann, der sich breit einst über den Weg gelegt als ein gewaltiger Schlagbaum zwischen Abend- und Morgenland und Du lauschest auch den wehmuthsvollen, weltchmerzlichen Liedern der deutschen Jünglinge, welche nichts zu schaffen fanden, als sich aufs Examen vorzubereiten oder ein ordentlich Geschäft zu erlernen, hörtest auch zur Zeit um den großen Hamburger Brand herum den Knall der Pistole zu Ruffstein, mit welcher sich der Keutlinger List eine Kugel in den Kopf jagte aus Verzweiflung, daß die dummen Deutschen die künftige deutsche Einheit in einem großen deutschen Zollverein nicht begreifen wollten.

Du erlebtest es, wie der Johannes Rong eine neue Kirche gründen wollte ohne unseren

Herrgott und ohne Bibel und die Freischärler von 1848 und 49 eine deutsche Republik nach weltlichen Mustern und sahst auch in nächster Nähe, wie diese Sachen auseinander gingen, wie ein leckes Schiff, aber mit Blutvergießen und Bankrotten. Dann sahst Du wieder ein Napoleönlein zu Paris auftauchen, und wie er seine Franzosen achzehn Jahr lang am Narrenseil führte. Du merktest daneben aber auch, wie die Deutschen endlich anfangen, ein klein wenig gescheiter zu werden, Eisenbahnen zu bauen, Schulen zu gründen, Fabriken anzulegen usw., sich in Kunst, Wissenschaft, Handel, Ackerbau und Gewerbe mit helleren Gedanken im Kopf und mit der Ahnung eines wichtigern Volkszieles an Läden leiten und endlich einsahen, es fehle eigentlich nur an einem Mann, welcher dem deutschen Michel in den Sattel hülfte, dann würde dieser Michel schon reiten können. Darüber aber, wo dieser Mann zu suchen und zu finden sei, gerieten sie sich Anno Sechszehn noch einmal in die Haare, und lernten diesen gesuchten Mann erst recht kennen, der das am besten zu besorgen verstand, und über den sie eine Zeitlang geschimpft, was Zeug hielt, als der Pulverrauch von Königgrätz, Kissingen und Tauberbischofsheim sich verzogen hatte. Aber was nun von dem großen, herrlichen Werk der deutschen Einheit und Einigkeit im Rest noch zu schaffen war mit dem gewaltigen Krieg von Anno siebenzig und einundsiebzig, das haben sie dann, jetzt im Einklang mit dem eisernen Kanzler inkrast der deutschen Fäuste mitschaffen helfen.

Und als Anno Einundsiebzig am 18. Januar die deutschen Fürsten und Heerführer zu Versailles im Königsaal beisammen waren, und unser badischer Großherzog den edeln Preußenkönig Wilhelm, seinen Schwäher, in Übereinstimmung aller deutschen Fürsten zum Kaiser ausrief, da bist Du, lieber Hausfreund, gewiß auch warm worden.

Aber so eine alte Firma, wie die des Hausfreundes, verschwindet nicht, wie das Irlicht über dem Sumpf, wie wir da vorn schon gesehen haben. Also viel Gewaltiges hast Du, Hausfreund, erlebt in Deinen 100 Jahren, den Zusammenbruch des alten und die Errichtung des neuen Reiches, eines Reiches, welches hoffentlich eben so kräftig und noch viel kräftiger den deutschen Geist und die deutsche Kraft unter den Mitvölkern darstellen wird, wie das alte

einst von Karl dem Großen geschaffene für die mittlere Zeit.

Darum darfst du wohl auch ein rechtes Jubiläum feiern und ein gesegnetes aus zweierlei Grund, einmal aus Anschluß an das Fest, welches das badische Volk und Land in den Apriltagen 1902 gefeiert hat zu Ehren des Enkels Karl Friedrichs. Aus den von diesem Fürsten geschaffenen Ordnungen erwuchs trotz vieler Stürme und Hemmungen, trotz dem Anlauf vieler widerstrebender Mächte von außen und innen hauptsächlich durch unseres Großherzogs Friedrich unverdrossene Treue und Standhaftigkeit und durch seine im Hinblick auf das ganze, große Deutschland und die in neuer Reichsgründung getane Lebensarbeit der badische Staat: Diese Arbeit wird erst ganz sichtbar und in ihrer Selbstlosigkeit hervortreten, wenn das Geschlecht abgestorben ist, welches noch mit den alten Parteischablonen von rechts und links wirtschaftet oder vielmehr weiter wirtschaften will.

Aber bei dem Hausfreund ist auch an seiner Taufe ein Mann zu Gevatter gestanden, auf welchen das ganze badische Land, ja das ganze Deutschland mit Ehrfurcht und Bewunderung schauen darf, unser Altmeister Hebel: dieser ist der Kalendermann geworden für alle Zeit. Aus seinem Herzen entströmten zu Deutschlands schlimmster Zeit, zur Zeit der tiefsten politischen Erniedrigung, die edelsten, deutschen Klänge, er ist's, der das Dornröschen der Dichtung erlöst hat aus hundertjährigem Schlafe, er ist's, der deutsche und alemannische Dichter und Schriftsteller, der uns wieder recht volksmäßig, einfach, naiv, herzmäßig hat schreiben gelehrt. Er ist's, der das Knäblein Hausfreund hat laufen lehren und hat über seine ersten 13 Lebensjahre sorgsam gewacht und ihn in die Welt eingeführt, wie kein anderer ihn besser hätte einführen können.

Und um Hebel als ersten Pfleger des Hausfreundes ins rechte Licht zu stellen, hat der Herausgeber des Kalenders schon vor 1½ Jahren Kosten und Mühe nicht gescheut, dem deutschen Volk eine Hebeljubiläumsgabe darzureichen, eine Prachtausgabe der alemannischen Gedichte des Meisters, durch einen berühmten Künstler illustriert und durch einen Hebelkenner eingeleitet. Diese Einleitung gibt nicht ein vollständiges Leben Hebels, sondern zeigt nur, auf welchem Wege ein armer Wiesentäler Webersohn zum

Gott begnadeten Sänger hat werden können ohne besondere Machenschaften. Diese „alemannischen Gedichte“ sind ein Buch, welches seinen Weg bereits gefunden hat zum Herzen des deutschen Volks und ihn finden wird fernerhin nach allen Orten, wo man sich freut an deutschem Wesen und Lieberklang. So ist also des Hausfreundes Jubiläum zugleich ein solches Hebels und um so mehr, als der Hausfreund sich immer treu erzeigt hat der rechten Volksart trotz der vielfachen Änderungen in Mode und Anschauungen. Dies Buch, welches des Volkes Herz bereits für sich gewonnen hat, möge diesem ein bleibender Segen werden!

Der Wälber auf dem Markt.

Von Fr. Dorn.
(Wiesentäler Dialekt).

Es isch e Wälber uff em Märt
Un goht dur 's Stäbili us,
Und wunn er si hott umme Gehrt,
Se chunnt er zue 'me Hus;

Dert isch e schwarzi Tasse dra
Un ebbis Gschrieß druff,
Drum blibt er stoh und lueget's a.
Jez goht e Thüren uff.

Gschwind schielt er ine. — Wunderfich
Muesch du denn alles seh?
Jo frili het er denkt; poh Blich,
Das loß i mer nitt neh.

O, Hunderttausig Gütterli!
Und wie viel Büchsen erst!
Wer stellt jez alli die dohi?
D'Stadtliit sin doch au närf.

I muesch doch luege, was si henn,
In dem Chromladen in;
Wer weiß, eb si's nitt wölfler gean,
No dem es Sache sin.

Jez goht er und macht d'Thüren uff,
Un sieht e junge Heer;
Der wuslet un schafft druff un druff.
As wenn er blesse wär.

Der Wälber denkt: was soll ich thue?
Un blibt e Rüngli stoh;
Und endli frogt er no derzue:
Was hent er feil? he do!

Der jung Heer fährt en: Gsel! a —
Der Wälber seit: do in?
Er müent e gueten Abgang ha,
Dah ihr aleinig sin!

Griene Bohne mit nig Drzu.

Humoreske von Hermann Waldeck, Mannheim.

(Nachdruck verboten.)

„'s Handwerk hott'n goldne Bobde,“ — des alde Schbrichwort hott aach heitzudag noch nig vunn seiner diese Bedeidung verlore, trotzdem sunscht Alles annerscht worre is wie frieher, unn dr erschte beschte Häringsbändiger, wann'r sein Sunndagsruh genießt unn drherkummt wie'n maskirter Aff, uff'n solide Schuhmacher, odder Schbenglermeeschter, wo die Sorge längscht aus'm Kreiz hott, runnerguckt, als wann Limburgerkäs im Kleene verkaafe e geruchloses Handwerk, Dachtauble rebarire herngege die greekscht Erniedrigung wär. — 's Handwerk hott'n goldne Bobde, — 'm Herr Dinchermeeschter Sauerampel, vierfacher Hausb'fizer unn Präsident vumm „Verein zur in die Höhschrauwung vunn de Wohnungsmiete“, hott die Bohrheit vunn demm alde Schbrichwort nooch unn nooch zu alle Knopplöcher rausgeguckt. Zwar hott mer sich so unner dr Hand immer zugebuschelt, dr Wohlstand käm nit alleen vunn dr Olsarb unn de feine Hoorbensel, nit alleen vumm Blason weißle unn die gude alde Dabeedemuschter uff die verbuzte Wänd hindrechle, dr Herr Sauerampel hätt aach zwischenein in Grundschick schbedulirt unn Glid g'hatt; awer dobriver, daß 's Vermöge, 's scheene Vermöge, 's große Vermöge dogeweßt is, dobriver sinn selbscht sein beschte Feind nit wegtumme. —

Schtolz is 'r nit worre im Zwerfluf, dr Herr Sauerampel, 'r hott nooch wie vor anschtatt nit dr Gavel mit 'm Messer gesse unn sich im Summer in Hemdsärmel an de Disch g'setzt; bis zu Schlehtrage unn're goldne Uhrekett wo im rechte Westesack anfangt unn im linke uff heert, hott'r 's aach nit gebrocht, unn 'n Handkäs mit Kimmel unn recht durch, wann's nit annerscht gange is zwee Schtick uffemool, is'm als noch liewer geweßt wie zwölf Duzend vunn de feinschte holländische Aufsitre. For sein Kleeber hott'r sich grad wie frieher, wo'r noch for zwee Mark fuffzig heelscht eighändig dr Fraa Schnorwemeier ihr Schlooffstubbbed frisch geweißelt hott, de Schtoff, for Summer unn Winter vunn eem Schtick, beim Herr Filzinger in dr Unnerschtadt gekaast; noochher hott'm dr Schneider Schnorreberger 'n Anzug drauß z'jammemondirt in demm mer scheen Blaz g'hatt unn immer noch mehr Fett hott anseße kenne. Dinchermeeschter — 'r hätt's awer weß Gott nit neethig g'hatt — is'r aach gebluwe. Norre

daß'r blos noch in Ausnahmefäll selwer de Benschel eingebunkt unn Schtrich gezoge hott, des hott'n vumm Dinchermeeschter Sauerampel vunn vor zwanzig Johr frieher unnerschiede.

Awer wie's halt so geht, 'n großer Gelbeitel unn's angenehme Gsiehl, daß mer sich riehe unn's sich leischte kann, des bringt halt selbscht de anschbruchsloschte Mensch uff verrichte Gedanke. Schließlich schlächt aach dr zahmschte Saul emool hinne unn vorne naus, wann 'n dr Hawwer schickt. In de erschte Johre, wo's angfange hott uff de Herr Sauerampel Geld zu regne wie Heu, is's Sunndags nooch wie vor beim Friehschoppe 's Bertel for finsezwanzig gebluwe, unn Noochmiddags is die Familie, Badder, Mudder, drei große Döcher unn zwee halbwichsige Buwe, zweemool um die Schtadt rummgeloffe unn dann im „Griene Bäre“ eingelehrt. Do hott's Butterbrot unn Käs, unn Lemer unn Griewe, so lang eens Abedit g'hatt, unn Doppelbock so viel die Gorgel nummergange is, gewe. Nooch unn nooch awer, wie als een fünschtöckiger Zinepalascht um de annere aus'm Bobde gewachse, unn die Wohnunge for schweres Geld schunn vermiet gewest sinn, eh die Wänd drucke ware, hott's als Sunndags for zwee Bertel for dreißig unn aach als emool for e Fläschel Rosel — Brauneberger odder Trabener — gelangt. Mer hott aach als Middags emool 'n Ausflug per Schees, odder mit dr Bahn in die Umgegend gemacht, warm zu Nacht gesse, unn is erscht Nachte nooch de zwelfe, mit heeße Köpp, vumm echte Minchner, heemtumme. —

Des hätt awer Alles nig zu sag: g'hatt, wann der unausrottbare Dwendschoppe, dr Deiwel hott'n g'sehe, nit geweßt wär! So Dwendschoppe, so gemietlich se aach sein möge, die hawe die Krenk in sich; bei denne werd Alles ausgemacht; do krihe die Mitmensche 's Budderbrot im Leib ausgerechent, do kumme de Zeit die dummschte Einfäll und die gscheidtschte Gedanke in de Sinn. Norre daß die gscheidte Gedanke als glei widder vergeße, unn die dumme Einfäll um so feschter angenaggelt werre.

's is shtark uff's Friejhohr zugange; — dr Herr Lorenz Sauerampel hott wie gewöhnlich mit seine zwee Schbeezel, 'm Dschmezzger Baschtelfinger, unn 'm Bardekiljeh Seldefröhlich beim Dwendschoppe g'seße unn g'schwigt unn dischkurirt unn 's große Wort g'fiehrt unn gekrische als wann'r drheem in seine vier Wänd hoche unn sein Aeldschde die Hoor aus de Lage mache dhät, weil der schunn widder keen Dasche-

geld mehr g'hatt hott. 's is vunn Allem geredt worre; vunn dr Bollidid, vunn de Wohnungsmiete, wo als noch nuffgingte, vunn de Schtaatsbabiere unn vunn Schtaat, vunn de Weiwer, vunn, wo's alleweil 's beschte Bier unn die kleenschte Schweinerippcher gäb, unn schließlich is dr Mezger Baschtelfinger aach uff's — verreefe — zu redde kumme.

„Verreeft, so was mer richdig verreefe heeft, bin ich eigentlich noch nie gewekt, 's fällt mer aach gar nit ein, drheem is drheem, unn die Wertshausfreferei, vor dere haw ich Abel,“ —

bott dr Herr Sauerampel glei einae worfe, mit 'm Sichelring an's Glas gekloppt unn noch 'n halwe Dunkles bschdelst. —

„Du bischt unn bleibst halt 'n richdiger Schbieß, — was dhuscht dann mit dein viele Geld, wann'd keen Bildung hoscht unn nit weescht wie die Welt

annerschtwo ausaucht,“ meent sein Freind Seldefröhlich ganz pissig un nimmt e saftigi Pries aus dr runde Schtammbus. „Mir zwee,“ secht glei druff dr Baschtelfinger, unn dubbt 'm Seldefröhlich eene uff de Wage, daß der glei autsch gefrische hott. „mir zwee gehne des Johr in die — franzesisch Schweiz!“ „Siehst Lorenz, des wär erscht noch gar nit so undumm, wann'd mitgingscht, was meenscht, denn Wein wo's dort hott, und halwer geschenkt, unn die Meedle, unn denn feine Widel!“ So hawe die zwee uff'n neingerebt. „'s mißt mich dricke, mir is 's drheem lang badisch,“ brummt dr Sauerampel, drinkt sein Reschtel aus, sezt de Gut uff, unn drauß war'r. Drheem beim Nachtesse, 's hott Kardoffelsalad unn Knackwerst gewee, war'r e bisel dieffinnig, unn Nachts im Draam sinn'm e bisel Schnellzugslokomotive iwer de Schädel

g'fahre. — De neekschde Dwend hott dr Baschtelfinger glei widder vunn dr franzesisch Schweiz angfange. „Wann'd nit uffheerscht mit dein Verreefe zu blooe kumm ich nit mehr,“ hott dr Sauerampel gschennt; inwendig awer hott's 'n schunn e bisel nooch dr Schweiz, unn vor allem nooch demm feine Widel gejuht. — Korzum bis 's Friejhohr recht dogewekt, war schunn grofi Dresch g'schoke, unn bis dr Summer in's Land kumme is, do war's e ausgemacht Sach: Dr Seldefröhlich, dr Baschtelfinger unn dr Sauerampel, e Trio vunn z'famme iwer sechs

Zentner, gehn mitnanner uff verzehn Dag in die franzesisch Schweiz.

Die Fraa Sauerampel, wo gemeent hott, sie dhät ihren Lorenz kenne, hott die Sach bis zum letschte Tageblick for'n schlechte Witze g'halte, awer nix do, 's is woher worre, unn an'me scheene Augustdag sinn se mit'm

Blitzzug abgedampft, hoscht nit g'sebe, unn in eener Rutsch de neekschde Dag weit hinner Genf, wo die Berg in de Himmel wachse gelandt. — „Des bisel Dorst,“ hott dr Sauerampel gekrische, grad als wann 'r drheem gewest wär, wie 'r sich mit Nieh unn Rot aus demm warme Eisbahnkubee rausgeschält g'hatt hott; „unn denn scheene Abenditt,“ meent dr Mezgermeeschter Baschtelfinger. „Des werre mer glei hawe, do drive is 's Hobell, 's langt grad noch for die Daweldob,“ secht dr Seldefröhlich. — Also unser drei gewichtige Vergnuegreesende sinn dr nix wie niwer in de „Rote Hahne“ unn hawe sich breet, wie's nit annerscht meeglich gewekt, unn wie se gange unn gschtanne sinn an de Disch g'jekt. Do hoti's jauwer ausgeguht! Annerthalwe Duzend Englänner unn Englännerinne, allmitnanner berr unn lang unn bodnowel, e paar



Du bischt unn bleibst halt 'n richdiger Schbieß.

echte Berliner Kennomirschnauze in frisch gewesene borzlanene Anzieg, wuflige Franzeesinne unn 'n Hause Amerikaner, wo gebhan hott, als wann Giroba jeh erscht, unn zwar vunn ihm entdeckt worre wär.

„Kann mer do hinn sein West uffmake,“ bloost dr Herr Sauerampel, kaum daß 'r recht g'fesse is. „Was fällt dr dann ein,“ bischbre sein zwee Kollege unn friche weiße Naseschütze. „Non dann nit, ich schwiz wie 'n Doh!“ — Do hott 'r grad sein Deller Supp hinschbellt kricht. Dr Sauerampel schmeikt erscht 'n Blick in sein halbvolle Deller binne Brieh, wo e paar eendärmige Brocke drinn rummaschwumme sinn, dann schnell een uff die Schbeiskaart unn brüllt wie 'n Halbwilder: „Ei do schdeht jo Dohschwanzsupp druff, wo sinn dann do die Schwänz?“ — Zwee kleene Franzeesinne owe am Eck vunn dr Dassel hawe sich alei for lache in die frischangschtrichene Lippe gebisse unn e Engländerin mit 're mordsgroße, rote, griechische Hoorzwimel, die hott for lauder Schrecke de Suppelöffel falle loske unn — schodding — geruse. „Krich die Krent unn rebd deitsch.“ kummt's 'm Sauerampel zwische seine Zahnlucke durch. — Die zwee gube Freind hawe bereits Blut aschwitzt for Verlegenheit, sich nit gemuckst, unn ihr Supp geße, als wann's die Henkersmahlzeit wär. Dr neetsche Gang werd uffgebrage; beim Sauerampel is ang'fanae worre. „Was is dann def,“ gauzt 'r de Dwerkellner an. „Hammelskeule mit Reis,“ secht der sehr vornehm. „Sie wolle sage mit Reishrei, is dann Zuder dran?“ „Nein der wird ohne Zuder gegeben!“ „Was,“ fanqt do dr Sauerampel widder an im heefschte Diskant zu schenne, „Hammelfleesch mit Reishrei, unn aach noch ohne Zuder?“ „Ei Reishrei mit Zuder, denn es ich jo noch nit emool drheem, dodesfor hätt ich nit in die franzeesch Schweiz zu fahre brauche!“ „Non do esse mer halt Hammelfleesch,“ unn wer sich sechs Schtucker Brote nimmt, unn noch drbei mault, „ihr mist jo 's Unglick krieh ihr gebuzte Schbitzbuwe mit eierm Reishrei,“ def war dr Herr Sauerampel. Sein zwee Schbeezel rechts unn links sinn immer eenfilwiger worre, hawe norre noch an die Deck geguckt unn gedenkt, def kann gut werre. Unn 's is aach gud worre. 's hott Alles norre noch uff de Sauerampel geguckt unn sich gegeseitig mit de Aaoc gewinkert, awer unser Mann hott nit gemerkt unn uff eenmool widder ganz laut afrooat: „Non warum seid 'r dann so lanaschtelig; was drinke mer dann Männer?“

„Kellner, bringe se 'mool die Weinkaart!“ — „'n Luter offne Note“ ruft 'r glei druff demm Kellner nooch. „Bebaure sehr, an der Tafel werden nur Flaschenweine serviert!“ „Was is def, ihr wollt keen offne Wein hergewe?“ „Ei do schdeht's jo doch uff dr Kaart!“ Der Kellner zucht homadisch sein schmale Achse. „Keen offne Wein zibt's do hinn,“ schtumpt dr Sauerampel nit grad sanft sein zwee gube Freind; „mit eich geh ich widder uff die Rees, ihr kummt mer aschliche, eich nuh jo e neineneinzig . . .“ Do hott 'n aach ichunn dr Selbdefröhlich rechts, unn dr Baschtelringer links am Arem g'halt, unn sie hawe uff 'n neingerebt, „sie wäre doch nit alleen do, unn def bhät sich nit bahe, unn . . .“ „Keen def baht sich aach nit, daß mer nit kricht was mer hawe will,“ fanqt dr Sauerampel widder an zu rekonnire, „unn, unn jeh drinke mer iwerhaabt keen Wein, unn wann def so weiter geht . . .“ Do is vunn dr linke Seit e Platt mit abgebrichte ariene Bohne kumme. Griene Bohne, abgebricht unn mit Budder aschmelzt, def war zufällig 'm Herr Sauerampel sein Leibschbeis, unn die gucke unn uff eenmool sanft werre wie e Lamm, def war 's Werk vunn 'me Aageblick. Veranieat hott 'r mit seine kleene Schweinsauge aeblingelt, „a la bunneer“ a'sagt, unn sich e Drages Bohne uff de Deller gelade, als wann 'r bis ewe verzehn Daq bei Wasser unn Brot hinner Schloß unn Nichel g'fesse hätt. 's hott widder Alles norre uff ihn geguckt unn die Gäscht sinn schbrachlos gewest, hawe fortwährend nooch sein Deller aschielte unn dobei ihr paar Bohne geße. Dr Sauerampel awer, def war merkwerdig, hott, trokdem 's sein Leibschbeis gewest, def Gemiek nit angeriehr, hernege mit alle Zeeche vunn Ungebuld ball nooch rechts unn ball nooch links geguckt, unn immer uffgeregter mit dr Gavel unn 'm Messer gedrummelt. Uff eenmool awer, wie 'r a'fesse hott, daß Alles Bohne unn zwar ohne ist, sein zwee gube Freinde aach, olagt 'r raus wie 'n Blick vumm helle Himmel, unn so laut, daß die Wänd gewackelt hawe: „Non wo bleiwe dann die berre Zung unn dr rohe Schinke!“ — Keen Mensch hott 'm Antwort gewe, unn sein zwee Freind wäre am liebschte unner de Disch gschluppt. „Freile,“ ruft 'r eens vunn denne Meedle, wo in dr Vandestracht bebient hawe, „Freile, kumme se 'mool her!“ „Sie wünschen mein Herr?“ „Wo bleibt dann dr Schinke unn die Zuna?“ „Bei mir haben Sie nichts bestellt!“ „B'schtell, a noch, soll ich vielleicht die Bohne eenzelhaft esse?“

Des Meedel lacht unn secht: „Grüne Gemüß werden bi uns als Zwischenpreise und ohn Beilage gegeben!“ Do is 's awer beim Herr Sauerampel mit 'm letschte Meschtel vunn Gemietstruh vorbei gewest. Uffgschbrunge is 'n wie 'n angshohner Ewer, bloo is 'r worre in G'sicht for Wut, unn trotzdem sein zwee Nooh bersleit alle Anschtrungunge gemacht hawe 'n zurickzuhalte, hott 'r angfange loszulege: „Was is des, ich glaab bei eich is e Schraub los!“ „Griene Bohne mit nix drzu?“ „Kellner zahle!“ „Griene Bohne mit nix drzu, ei des is jo di hellste Be-
drug, des geht jo in keen Land!“

„Wann d'r noch wenigschdens de Reis, Reis hatt sein losse unn 's Hammelfleesch zu de Bohne geliffert hatt, ihr Hofemacher!“ „E scheeni Gegend die franzeesch Schweiz, griene Bohne mit nix drzu, Kellner wann geht dr neekschde Zug?“

„Schocking,“ hott's jez vunn siwe Seite geklunge, die Franzeesinne hawe sich die Riechfläschelcher an die Schtumpnäscher g'howe, unn so 'n gebugter, griener Berliner is uffgschbrunge, hott sein erreichte Schnorrbart noch weiter nuffzu's gedreht unn im echte Leitnantston angfange: „Mein Herr . . .“ Weiter is 'r nit kumme. „Halt Dein Maul Du, Du . . .“ 's annere hott dr Sauerampel anschlatt Schinle unn Jung verschluckt, awer e Ehreklärung is 's nit gewest. Jez is dr Wert kumme unn hott sid in's Mittel lege wolle, awer des war de Mäue gepiffe unn dr Sauerampel is heckschdens noch wilder worre. „Griene Bohne mit nix drzu,“ hott 'r in eem fort gedunnert, „des hott mer dervun, wann mer in's Ausland geht, eich muh jo 's Feier verzehre ihr Leitshinner, Gäng genug, awer nix zu esse!“ Korzum der Mann war nit

mehr zu halte, 'r hott sein Serviett z'ammegetrumbelt wie 'n alde Lumbe unn als weiter gemault: „Chseschwanzsupp ohne Schwanz, Hammelfleesch mit Reis, griene Bohne mit nix drzu, Kellner zahle, wann geht dr Zug,“ is aus 'm Saal nausgschterzt wie 'n Dohsüchtiger unn war, trotzdem sein zwee halbdode Kollege drauß im Hodelleingang e halwi Schtund uff 'n neingerebt hawe, nit kleen zu kriechen. —

Wer mit 'm neekschde Blitzzug in eener Rutzsch glei widder heem g'surrt unn die ganz Fahrt lang in eemfort vor sich hin gemault hott:

„Griene Bohne mit nix drzu, Lumbedeiwel verfluchte, Schwefelbande verdammte,“ des ioar dr Herr Lorenz Sauerampel. Sein Fraa hott fast dr Schlag gerieht wie 'r uff eenmool Dwends nooch beneine die Dhier bis hinne wedder uffgemacht.

„Bischt's, odder bischt's

nit, was is dann basirt,“ greint se mit alle Anzeechen vunn 're schwere Ohnmacht. „Griene Bohne mit nix drzu, — griene Bohne mit nix drzu,“ — sunscht hott se um die Welt aus ihrem Lorenz nix rausgebroscht. „Gell Du hoscht 'n Sunneschtich verwischt, soll ich zum Dolder schide?“ — „A noch“ secht dr Herr Sauerampel, „froog die Annere, wann se widder kumme, ich leg mich in's Bett, vunn mir aus kann die ganz franzeesch Schweiz im Reisbri verkaufe!“ Die Fraa Sauerampel hott die Kinner geweckt, 'n unner Drähne erklart dr Vadder war blöglisch, iwerschnappt aus dr franzeesch Schweiz widder kumme unn miht morge in e Anstalt; unn dr Herr Lorenz is schloose gange. Sein letschter Seifzer, eh 'r secht eingeschloose is, war: „Griene Bohne mit nix drzu,“ unn in der Nacht is 'r alle Ritt in die Höh g'hupft. Eenmool hott 'r „schocking“



Uffgschbrunge is 'r wie 'n angshohner Ewer.

g'schtöhnt, unn eenmool „Döfeschwanz“ unn dann widder vunn griene Bohne g'fajelt, unn sein Fraa hott Dodesäng'schte ausgschtanne unn ihren Mann bereits bei de „Unheilbare“, unn sich sogar schunn als verlohene Wittwe mit 'me Hause unnmännige Kinner g'sehe. Dr Herr Sauerampel awer holt aach de neekschde Dag unn noch lang dernooch for e medizinisches Rätsel gegolte, unn wann sein zwee gude Freind seiner Fraa nooch verzehn Dag nit e Licht uffgschtedt hätte, wist se heil noch nit was eigentlich los gewest is. Aus 'm Herr Sauerampel awer war nooch wie vor iwerhaabt nix rauszubringe, unn so oft in dr erschte Zeid die Redd uff 's Berreefe kumme is hott 'r, wo's aach gewest, glei Reisaus genumme. Unn wann 'n alleweil nooch Johr unn Dag, eener froogt: „Gehne se def Johr nit aach e bisel fort“ — dann lacht 'r ganz giftig unn secht: „For was dann, def kann ich aach drheem hawe — griene Bohne mit nix drzu!“

Des Holzfällers Töchterchen.

1.

Das kleine Schwarzwaldhaus lag in den dichten, ein ganzes Stück über die niedrigen, schmalen Fenster hinaufreichenden Schneemassen beinahe begraben und in seinem Innern herrschte seit den beiden letzten Wochen Tag und Nacht die gleiche Dunkelheit, obgleich Ostern nicht mehr fern war. Das kam von seiner tiefen Lage in einer Mulde an der Nordseite des Berges, die nur schwach von der Sonne bestrahlt wurde. Es kam aber auch vom letzten Sturm, der die im Lauf des Winters angesammelten ungeheuren Schneemassen von den höher gelegenen Punkten heruntergeweht und teilweise rings um das Häuschen aufgetürmt hatte. So schlimm, wie es sich ansah, war aber die Lage der Bewohner nicht. Sie waren an derartige Barricaden gewöhnt und hatten sich schon mehr als einmal morgens beim Erwachen als Gefangene des harten Bergwinters gefunden. Darum wußten sie sich auch zu helfen und in verhältnismäßig kurzer Zeit einen engen Gang durch den Schnee zu graben, der die unterbrochene Verbindung zwischen dem Hause und der Außenwelt wiederherstellte.

Zugeschnitten oder nicht, das blieb sich gleich, im Innern war es immer gemütlich wie in allen Schwarzwaldhäusern mit ihren getäfelten Stuben,

in welchen der mächtige Kachelofen mit der von ihm unzertrennlichen „Kunst“ steht, der eigentlichen Wärmespenderin; und die Bewohner fühlten sich trotz ihrer Armut und der harten Arbeit, durch die sie ihr Leben fristeten, zufrieden und glücklich.

Xaver Häusler war Holzfäller, das Brenneli, sein Weib, schaffte, was es gerade zu schaffen gab. Sommers arbeitete sie bei den umwohnenden Bauern im Taglohn auf dem Felde, wenn die eigenen bestellt waren, im Herbst und Winter ging sie „aus'helfen,“ bei Hochzeiten, Rindtaufen und andern Festen auch kochen, denn sie hatte als Mädchen zu St. Blasien im „Posthaus“ gebient und verstand etwas davon. Fand sich aber keine Lohnarbeit, so ging die Frau mit ihren Kleinen in den Wald, um Beeren, Kräuter, Dürholz und Laub für die Ziegen zu sammeln. Mit einem Worte, die Leute halfen sich, so gut sie konnten, denn das Erträgnis der wenigen, nur kärglich abwerfenden Äcker, die zu dem Häuschen gehörten, war ein zu geringes, die Lohnarbeit zu selten, um die aus acht Köpfen bestehende Familie zu ernähren. Die Kinder aber, von denen das älteste kaum elf Jahre zählte, konnten nur ab und zu ein paar Pfennig verdienen, und zwar nur die drei älteren. Zu bedeutenderen Ersparnissen aber hatten es Häuslers trotz ihres Fleißes, ihrer äußerst bescheidenen Bedürfnisse und ihrer Sparsamkeit noch nicht gebracht. Der Lohn war gering, die fünf Kinder kosteten viel und die alte, schwer gichtleidende Großmutter vermochte nicht mehr mitzuarbeiten. Das kleine Hauswesen notdürftig in Ordnung halten und die Kleinen hüten, wenn die Frau auswärts schaffte, das war alles, was sie noch leisten konnte.

Der Mangel an Erspartem machte sich der Familie bei verschiedenen Gelegenheiten fühlbar, doch noch nie in dem Maße, wie seit den letzten fünf Wochen, seit der unheimliche Gast Krankheit schwere Sorge über sie gebracht hatte. Die Ausgaben waren jetzt größer, die Einnahmen weit geringer, das wenige vorhandene Bargeld ging auf die Reige, und so drohte bittere Not in das sonst so friedliche Häuschen einzuziehen; doppelt bitter, wenn die Herzen kummervoll sind und der Körper Schmerzen erduldet.

Häusler hatte das Unglück gehabt, bei seiner Waldarbeit von einer stürzenden Föhre getroffen zu werden und lag nun, das linke Bein gebrochen und arg zerquetscht, hilflos zu Bette, ohne daß sich bisher eine wesentliche Besserung

bemerklich gemacht hätte. Allerdings war 's Breneli zwei Tage nach dem Unfall — eher hatte es die Bitterung nicht erlaubt — zum Arzt nach St. Blasien gewandert, bei ihm Hilfe für den Verunglückten suchend. Die Entfernung von dort bis zu dem einsamen Berghäuschen betrug jedoch über drei Stunden, von denen die eine zu Fuß zurückgelegt werden mußte, der tiefe Schnee machte die Wanderung äußerst beschwerlich, die Wege zuweilen für Tage unpassierbar, und die Folge davon war, daß der Arzt nur selten nachsah und der Patient nicht nur der erforderlichen Bequemlichkeit, sondern auch der gebotenen Fürsorge entbehrte.

Der Arzt sah nur zu gut, wie es stand, und nachdem er den Verunglückten jetzt nochmals gründlich untersucht hatte, sagte er zu der weinenden Frau, sie solle alles aufbieten, um den Kranken ins Spital zu bringen. Wenn er bei seiner kräftigen Konstitution vielleicht auch mit dem Leben davonkäme, vollständig gesund würde er im eigenen Heim, das sich sogar nicht zur Behandlung eines so schweren Falles eigne, wohl nimmer werden.

Dieser Rat war leicht zu geben, seine Ausführung aber überstieg die Kräfte der armen Frau. Woher hätte sie das Geld nehmen sollen, um den schwierigen und daher auch kostspieligen Transport ihres Mannes nach dem sehr fernen nächsten Spital zu bezahlen? Sie verdiente jetzt noch weniger als sonst, denn sie mußte manchen Tag, an dem sie hätte arbeiten können, daheim verbringen, entweder weil es unaufschiebbare häusliche Geschäfte zu verrichten gab oder weil Häusler ärgere Schmerzen litt und einer Pflege bedurfte, die weder seine gliedersteife Mutter, noch seine Älteste, das Annili, ihm zu geben vermochten.

„Habt Ihr keine Verwandten unten im Tal, Frau Häusler, die Guern Mann für einige Zeit bei sich aufnehmen würden? Man könnte dann doch öfter nach ihm schauen,“ sagte der Arzt, als man die Verbringung nach dem Spital als unmöglich aufgeben mußte.

„Doch, ein Better von meinem Mann wohnt zwischen St. Blasien und Oberkutterau, der Herr Doktor kennt ihn gewiß, es ist der Köhule Marti,“ erwiderte die Frau.

Der Arzt kannte den Better, schien jedoch auf seines Patienten Verwandtschaft mit ihm keine großen Hoffnungen zu setzen.

„Glaubt Ihr, daß er den Häusler zu sich nehmen wird, steht Ihr gut mit ihm?“ fragte er.

„Gerade viel bekümmert er sich nicht um uns, der Köhule, aber er ist auch nicht wüß, wenn eins von uns hinunterkommt —“

„Was wahrscheinlich nicht oft der Fall ist?“

„Höchstens einmal im Jahr.“

„Andere Verwandte habt Ihr nicht in der Gegend?“

„O, genug, Herr Doktor, aber sie sind alle arm, manche noch ärmer als wir.“

„Ich werde in diesen Tagen mit dem Köhule reden und ihn ersuchen, Guern Mann für die Dauer seines Leidens bei sich aufzunehmen, doch rate ich Euch, keine großen Hoffnungen daran zu knüpfen. Mit dem Bauer ließe sich schließlich schon etwas anfangen, aber sein Weib ist eine böse Sieben, von der auch der Teufel des Geizes Besitz genommen hat.“

Die Häuslerin nickte verständnisvoll. „Sie mache ihren Eigenen das Leben sauer, sagen die Leute, und ich tät's nicht einmal gern sehen, wenn der arme Xaver 'nunterkäm. Er müßt's ja alleweil hören, daß er nur aus Gnad und Barmherzigkeit, um den Gotteswillen da ist, und die rechte Pfleg hatt er auch nicht, jede Handreichung wär der Bäuerin zu viel!“ erwiderte die Frau.

„Das mag wohl sein, aber ich könnte täglich nach ihm sehen, und das wäre von großem Vorteil.“

Der Arzt trat nun wieder an das Bett, machte sich noch eine Weile mit dem Verunglückten zu schaffen, sprach ihm auch Mut ein, traf allerlei Anordnungen für die Weiterbehandlung bis zu seinem nächsten Besuch und warf dabei ab und zu einen forschenden Blick auf Annili, die das Kleinste hütete. Sie war ein aufgeschossenes, bleiches Kind, dem das rasche Wachstum sehr zuzusehen schien, und bekam öfter heftige Hustenanfälle, denen stets einige Atemnot folgte.

„Wie lange hustet das Kind schon?“ fragte endlich der Doktor.

„Seit Weihnachten. So recht fest ist es schon lange nicht mehr, ich denk, es wächst zu streng, denn seither hat's bald das, bald jenes,“ entgegnete die Mutter.

„Und ist dieser Husten ganz von selbst gekommen?“

„Ich weiß es nicht, bin ja so wenig daheim, wenn sonst alles recht ist, aber es kann sein, daß es sich arg verkältet hat. Ich hab schon alles probiert, aber es will nicht bessern.“

„Komm mal zu mir, Kleine,“ sagte der Arzt, dem Mädchen winkend.

Annili schaute die Mutter an, und als diese nickte, legte sie das Kleine in die Wiege und trat mit verlegener Miene vor den Doktor hin.

Sie mußte ihr Säckchen ablegen, und dann begann er an Brust und Rücken zu klopfen und zu horchen, ließ sie tief atmen und richtete so viele Fragen an sie, daß dem armen Breneli angst und bange dabei ward.

Wenn das Kind auch noch erkrankte! — Daran hatte sie bisher noch gar nicht gedacht, denn ein Husten ist ja keine Krankheit; jeder Mensch hustet einmal, der eine länger, der andre kürzer.

„Schmerzen hast Du also nicht?“ fragte der Arzt, des Mädchens bleiche Wangen tätschelnd.

„Nein, aber müd bin ich alleweil, tät am liebsten den ganzen Tag schlafen,“ stotterte 's Annili.

„Das kommt, weil Du nachts keine rechte Ruhe hast. Du hustest doch wohl?“

Die Kleine nickte.

„Viel?“

„Ja.“

„Mehr als am Tage?“

„Ja.“

„Das kommt ihm nur so vor, weil's im Schlaf gestört wird,“ setzte die Häuslerin hinzu.

„Mag sein; jedenfalls aber müßt Ihr auf das Kind acht haben, Frau,“ erwiderte der Arzt sehr ernst. „Es ist blutarm, in hohem Grade sogar, und da liegt die Gefahr nahe, daß der Husten ein höreartiger wird. Möglichst kräftige Nahrung, viel Milch, keine Anstrengung und ja keine Erkältung! Haltet sie im Hause, bis der Husten vorüber ist; ich werde ihr Tropfen geben, von denen sie dreimal des Tages bekommt.“

Das Breneli stand schreckensstarr. Was der Arzt verlangte, war unmöglich! Die Großmutter konnte nur wenig schaffen, sie aber mußte dem Verdienst nachgehen, sollten nicht sie alle Hungers sterben. Das sagte sie auch, alle die vielerlei Arbeiten aufzählend, zu deren Besorgung in ihrer Abwesenheit niemand da war, als das kleine Mädchen.

„Ihr müßt es eben anders einrichten, Frau, sonst stirbt Euch das Annili. In die Schul darf sie von vornherein nicht eher wieder, als bis wir warmes, schönes Wetter bekommen, und zum Holzholen, Wassertragen und all den andern Arbeiten, die im Freien zu verrichten sind, könnt Ihr die beiden Buben anstellen. Sie sind stramme Bengels, denen es nichts schadet.“

Der alte Herr gab nun die Tropfen, sagte, wie sie zu gebrauchen seien, dann nahm er Abschied und ging, der Häuslerin noch vor der Türe mit ernster Miene einschärfend, daß sie sich streng an seine Weisungen halten müsse, wolle sie ihr Töchterchen am Leben erhalten.

Raum, daß sie wieder in die Stube getreten war, rief sie der kranke Mann zu sich.

„Frau,“ begann er aufgereggt, „zu 's Köhnl's bringt ihr mich unter keiner Bedingung, das sag' ich Dir, eher sterben!“

„Sei nur ruhig,“ tröstete ihn die Sequälte, er darf Dich ja obnehin nicht nehmen, denk ich. — Eigensinnig mußt aber nicht sein, bedenk' dich, was aus uns werden sollt, wenn Du ein Krüppel bleiben tätest! Ich bring's ja allein nicht durch, ich mag's anfangen, wie ich will.“

Häusler stöhnte.

„Daß ich auch so unglücklich gewesen bin! Weiß heut noch nicht, wie's zug'angen ist. Auf einmal bin ich dagelegen und der Baum auf mir! — Ich denk aber doch, der liebe Gott wird wieder helfen, er weiß ja, daß ich schaffen muß, und wie vorhin der Verband unten war, hab ich 'n Fuß bewegen können. Freilich nur ein ganz kleines Bissel, sonst aber ist's gar nicht 'gangen, und das ist doch ein Zeichen der Besserung.“

„Gott geb's!“

„Was hat der Doktor wegen 'm Annili gesagt?“

„Daß wir's hüten müssen, damit sein Husten nicht schlimmer wird,“ entgegnete die Frau.

„Ja, der Husten hat mir auch schon zu denken 'geben! Es sieht auch so bleich aus und ist für seine Jahre arg gering. Aber es kommt ja jetzt der Sommer, und Milch hat's so viel's nur will,“ sagte der Vater.

„Und dann wird's schon wieder recht werden,“ setzte die Mutter hinzu, die eigene Angst tapfer in ihrem Herzen verschließend, um des Kranken Sorgen nicht zu vermehren.

Redete er auch nicht viel darüber, die Frau wußte doch, wie sehr er unter seiner Hilfslosigkeit litt, wie es ihn quälte, die ganze Last auf ihren Schultern zu wissen und sie ihr nicht erleichtern zu können.

Nachts aber, als alle schliefen, und auch ihr Mann eingeschlummert war, kniete das Breneli im „Herrgottsecke“ nieder, in welchem außer einem alten Kreuzifix noch allerlei Heiligenbilder, mit Papierblumen und Esen umkränzt, und ein Weihwasserkeßelchen die Wände schmückten, und vergoß heiße Tränen.

2.

Der Frühling hatte in diesem Jahre nicht nur besonders lange auf sich warten lassen, er hatte auch viel Regen gebracht und kühles Wetter. Noch zu Pfingsten hatte es tüchtig geschneit und war der Schnee über vierzehn Tage liegen geblieben. Jetzt aber hielt der Sommer seinen siegreichen Zug durch die Lande, selbst bis in die abgelegensten, schattigsten Bergwinkel bringend. Wohin man schaute, überall grünte und blühte es in wonniger Pracht, überall lachte heller Sonnenschein, in Strömen von dem tiefblauen Himmel niederfließend. Im Tal aber fanden sich die ersten der stets so sehnlich erwarteten Sommergäste ein.

Auch um Xaver Häuslers ärmliche Behausung prangte alles im fastigsten Grün und bunten Blüten, die Bäume, die Matten, die Saatfelder. Im Innern des Häuschens aber sah es noch immer trübselig aus, in mancher Beziehung noch trübseliger als ein Vierteljahr vorher.

Der Köhne-Wetter hatte den Holzfäller nicht bei sich aufgenommen, oder vielmehr sein Weib hatte es nicht getan. „Das gibt's nicht,“ war ihr kurzer Bescheid, „wenn eins von meine Leut krank ist, muß ich's auch haben und für es sorgen, und so soll's nur die Häuslerin auch. Hätten's nicht geheiratet, wenn's an keinem Eck langt! Tät ich erst anfangen, kriegt ich auch noch die Kind' auf'n Hals, und dafür tu ich mich bedanken.“

Dabei hatte es sein Bewenden gehabt, und Häusler war auf die häusliche Pflege und die verhältnismäßig seltenen Besuche des Arztes angewiesen geblieben. Seine Genesung hatte denn auch lange nicht die raschen Fortschritte gemacht, die er erhofft, als er das gebrochene und sonst

Hausfreund.

noch übel zugerichtete Bein zum erstenmal wieder bewegen konnte. Der Fortgang in der Besserung war kein stetiger. Es traten Zeiten des Stillstandes, es traten insolge der unzweckmäßigen Verpflegung öfter leichte Rückfälle ein, die den Verunglückten selbst ebenso wie sein Weib und seine alte Mutter halb verzweifeln ließen. Und auch jetzt konnte er noch nicht als wiederhergestellt betrachtet werden, trotzdem die verschiedenen Bunden und Quetschungen, die ihm der stürzende Baum beigebracht, endlich geheilt waren und er seit drei Tagen das Bett verlassen durfte.



Der Herr Doktor hat mir die Markt gegeben.

Auf einen derben Stock gestützt, und mit dem einen Arm Breneli's Schultern umfassend, versuchte er von Zeit zu Zeit in der Stube ein wenig umherzugehen. Nach etlichen Schritten war er aber allemal so müde, daß er sich wieder setzen mußte, und dann stellten sich die Schmerzen von Neuem ein.

„Ich seh's immer besser, die alte Kraft krieg ich nimmer!“ höhnte er nach

einem dieser Versuche, der kein günstigeres Resultat gehabt hatte, als die vorhergegangenen.

Dem Breneli traten gleich die Tränen in die Augen und es wandte sich rasch um, damit sie der Patient nicht sehen sollte.

„Das mußt jetzt nicht sagen, Xaver,“ erwiderte sie, ihrer Stimme einen möglichst festen Ton gebend, „nachdem eins fast volle fünf Monat im Bett gelegen hat, kann's nicht gleich davonspringen wie ein Gesundes. Du hast schon oft verzweifeln wollen, und jetzt sind wir mit Gottes Hilfe wenigstens so weit!“

„Das ist wohl war, aber viel weiter werden wir wohl nimmer kommen. Ich hab ja gar keine Kraft mehr, auch im andern Bein, im ganzen Körper nicht!“

5

„Du ißest halt auch nicht viel, hast arge Schmerzen ausgestanden und lang in den Fiebern gelegen, das zehrt am Menschen. — Wenn Du wieder ein bißel zur Kraft kommen bist, führ ich Dich vor's Haus 'naus. Es ist heute so schön warm und sonnig draußen, und der Doktor hat auch gemeint, Du solltest recht viel im Freien sein, in der frischen Luft und in der Sonne täte Dich am ersten erholen.“

Häusler erklärte sich bereit, den Versuch zu wagen. Er hatte schon so lange den Himmel nicht mehr über sich gesehen, und das war für ihn, der den weitaus größeren Teil des Tages im Freien zuzubringen gewohnt war, eine harte Entbehrung.

„Willst schon jetzt?“ fragte die Frau, die Ansicht aussprechen, es dürfte besser sein, wenn er sich erst noch ein Weilchen ausruhte.

„Ich will lieber 'naus, kann ja dann ruhig sitzen bleiben, so lang 's mir behagt,“ entgegnete er.

's Breneli wies ihren ältesten Sohn, den achtjährigen Jokili an, die beiden dick gestopften Federkissen aus dem Bette zu nehmen und samt dem Holzschemel zur Bank vor dem Hause zu tragen. Sie selber aber setzte einen Stuhl in die Nähe der Türe, damit ihr Mann unterwegs Rast machen konnte.

Diese Vorsicht erwies sich als sehr zweckdienlich, denn Häusler erholte sich auf diesem Stuhle über zehn Minuten von der gehaltenen Anstrengung, ehe er den Rest des Weges durch den engen Hausgang bis zur Bank zurücklegte.

Während sank er auf den von Wind und Wetter arg mitgenommenen, knarrenden Sitz und lehnte in vollständiger Erschöpfung gegen die Kissen, die ihm sein Weib zurechttrichtete. Wie bleich und eingefallen er war, sah sie erst jetzt so recht deutlich, wo das grelle Tageslicht sein Gesicht voll beschien. Wie er so daſaß mit geschlossenen Augen, war er einem Toten ähnlicher als einem Lebenden, und 's Breneli überlief ein Schauer.

Wenn ihr Xaver wirklich nicht mehr recht werden, wenn er so langsam hinstirben sollte! — Mit dem Wagner Seple, der unter die Räder eines Heuwagens geraten, war es auch so gegangen; seine Verletzungen hatten sich ausgeheilt, doch die Gesundheit und Kraft waren nicht mehr zurückgekehrt, und nachdem er sechzehn Monate herumgeseſſen und herumgelegen, hatte man ihn eines Tages nach dem Kirchhof hinausgetragen!

— Sie gedachte, wie so oft in dieser schweren Prüfungszeit, ihrer fünf Kinder, und das Herz wollte ihr brechen.

„Gott b'hüt uns vor einem solchen Jammer!“ betete sie still für sich.

Dann aber wandte sie sich zu ihrem Mann zurück, der noch immer die Augen geschlossen hielt, und fragte, ob er ein wenig Kirschwasser zur Stärkung wolle.

Er schüttelte den Kopf.

„Nein,“ antwortete er matt, „'s ist mir schon wieder leichter; die frische Luft tut gut.“

Breneli setzte sich dem Patienten gegenüber auf einen umgelegten Simer, aufmerksam in sein Gesicht schauend, über welches sich allmählich der Hauch einer leichten Röte verbreitete.

Sein Atem ging immer ruhiger und ruhiger, und schon glaubte die Frau ihn eingeschlafen, als er, plötzlich die Augen aufschlagend, sagte: „Ich mein, ich könnt mich auch bald erholen, wenn ich im Gemüt ruhiger wär!“

„Du kannst ja ruhig sein, Xaver, brauchst Dir keine schweren Gedanken zu machen, 's geht alles, wie 's soll,“ erwiderte 's Breneli, sich zu einem heiteren Lächeln zwingend.

„Bis auf das Stückel Feld, das wir haben verkaufen müssen, und das, an welches bald der Rehr kommen wird!“ sagte er bitter.

„Jetzt tut's es schon noch; die Bauern geben mir alleweil viel Sach in die Haushaltung und 's Annili verdient auch ein bißel was mit den Kräutern, die's ins Tal 'nunter verkauft.“

„Und dabei wird's alleweil weniger!“

„Aber 's hat doch wieder eine gesunde Farb.“

„Vom vielen Husten!“

„Der Husten ist auch weniger 'worden, seit wir die warmen Täg haben, und wenn sich's jetzt alleweil im Freien aufhalten kann, wird er bald ganz weg sein. Der Doktor glaubt's auch,“ röstete die Frau, obgleich sie selber in schwerer Sorge war um ihr Töchterchen, das der Arzt bei seinen Besuchen mit recht ernster Miene ansah und immer wieder an Brust und Rücken abklopfte.

Jetzt wurde in der Ferne ein helles Röcheln ichtbar, und einige Augenblicke später stand 's Annili atemlos und hustend, doch mit strahlender Miene vor den Eltern, ihnen die flache Hand entgegenhaltend, auf der ein Markstück lag.

„Mei, bist Du schon da — und das viele Geld — woher hast es?“ fragte die Mutter beinahe erschrocken.

„Der Herr Doktor hat mir die Mark 'geben für die Kräuter. Er hat gesagt, seine Frau könnt sie für die Küch' brauchen!“

„Eine Mark ist aber viel zu viel für das bissel Sach —“

„Und ich hab noch mehr, Mutter!“ plauderte das Kind fröhlich weiter, in der Tasche seines Röckchens suchend, aus der sie schließlich ein Fünzig- und ein Zehnpfennigstück zum Vorschein brachte.

Die Mutter war sprachlos vor Erstaunen, über des Vaters Gesicht glitt ein Lächeln als Wiedersehen des Glückes, das aus Annilis Mienen leuchtete.

„Im 'nuntergehen, als ich den Weg hab kürzen wollen, bin ich an einen Erdbeerschlag 'kommen und hab alle Beerle 'pflückt, die schon schön rot waren. Viel war's nicht, nur ein Plättle voll, aber ich hab sie doch verkaufen können, und die Wirtin im „Posthaus“ hat mir das dafür 'geben!“ und dabei ließ sie die beiden Geldstücke in die Hand der Mutter gleiten.

Beide Eltern schauten voll Rührung auf ihr Mädchen, das so glücklich war über den guten Erfolg des heutigen Tages, des größten, den sie seit Beginn ihrer Laufbahn als Kräuterhändlerin aufzuweisen hatte.

„Bist ein braves Maidli!“ sagte der Vater, mit der Hand über ihren hellblonden Scheitel streichend.

Annili sah bei diesem Lob ziemlich verwundert drein. Sie verstand es nicht, weil sie nicht die Empfindung hatte, es zu verdienen. Der Herr Doktor und die Wirtin vom „Posthaus“ waren brav, sie hatten ihre Ware abgenommen und gut bezahlt!

„Hat der Herr Doktor nach 'm Vater gefragt?“ riß das Breneli die Kleine aus ihren Betrachtungen.

„Ja, und es sei recht, daß er jeden Tag ein wenig aufstehen tät, und er wollt diese Woche noch heraufkommen zu ihm.“

„Und wegen Dir hat er nichts gesagt?“ fragte Häusler.

„Doch. Ich sollt nur den ganzen Tag im Freien 'rumspringen, ich tät schon viel besser aussehen, und wenn ich ins Städtle käm, müßt ich mit meiner Sach immer zuerst bei seiner Frau ankehren.“

Die Häuslerin ging ins Haus, während das kleine Mädchen wie ein fürsorgliches Hausmütterchen dem Patienten die Kissen zurechtückte und glättete. Dann sprang auch sie fort, doch nur, um schon nach wenigen Augenblicken wieder mit ihrem Strickzeug und einem hölzernen Schemel ins Freie zu treten.

„Alleweil fleißig, Kleines, das ist recht!“ sagte Häusler. „Wenn eins tüchtig schafft, kanns auch vorwärts kommen, will's der liebe Gott!“

Für's erste mußte sie den Strumpf jedoch ruhen lassen,

denn die Mutter brachte ein Schüsselchen Ziegenmilch und ein tüchtiges Stück dick mit Ziegenbutter bestrichenes Schwarzbrot.

„Hab noch keinen Hunger, Mutter, im „Posthaus“ hab ich eine ganze Platten voll Nudeln und ein Stückel Fleisch kriegt.“

„Tut nichts, bist seither wieder 'n Berg 'raufg'laufen, und der Herr Doktor will's haben, daß Du recht ißest,“ entgegnete 's Breneli.

So friedlich gestimmt, so heiter, wie an diesem Spätnachmittage war die Familie schon lange nicht mehr gewesen. Alle waren voll Dank gegen den lieben Gott, der Annilis kleinen Handel segnete und ihre Gesundheit allmählich wieder kräftigte, aber sie waren auch voll Hoffnung. Wohlthuende Ruhe war wie eine Erlöserin in ihre gequälten Herzen eingezogen, und es war ihnen, als würde es sich nun zum Besseren wenden.



Mutter, Mutter!

Die beiden Gatten wußten allerdings nicht, weshalb sie das glaubten und hofften, denn bisher ließ ja noch nichts auf eine bevorstehende günstige Wendung in ihrem Schicksale schließen. Im Gegenteil, die Notwendigkeit, ein zweites Stück Feld oder eine Matte zu verkaufen oder mit fremdem, entliehenem Gelde zu belasten, mußte in Bälde an sie herantreten, denn der Baarvorrat war nur ein geringer, und es gab so viel zu zahlen und zu kaufen. Ging alles gut, so konnte man sich vielleicht bis zum Spätjahr durchhelfen, dann aber mußte der schwere Schritt unbedingt getan werden, denn Häusler konnte im nächsten Winter gewiß seine schwere Arbeit noch nicht wieder aufnehmen, und man mußte Gott danken, wenn überhaupt jemals wieder die Zeit kam, wo er das konnte. Das sagten sich auch Mann und Frau im Stillen, und beide unterdrückten einen Seufzer, doch der Druck, den dieser Gedanke sonst auf ihr Gemüt ausübte, blieb heute fern.

Annili dagegen wußte ganz genau, aus welchem Grunde sie so seelenvergnügt war. Sie setzte große Hoffnungen auf ihren kleinen Handel, seit sie für die wenigen Beeren so viel Geld erhalten, und im „Posthaus“, in dem die Mutter einst gedient, hatte man ihr gesagt, daß in der nächsten Zeit viele Kurz- und Sommergäste eintreffen würden und sie einen Blumenhandel anfangen solle.

„Werd' schon dafür sorgen, daß Du Deine Sträußle bei meinen Gästen los wirst; bist ein artig Kind und ein solches haben die Herrschaften ohnehin gern!“ hatte die Wirtin hinzugefügt.

Das waren glänzende Ausichten für das kleine Mädchen, das von der Welt noch nichts kannte, als die Berge, in denen sie geboren worden, und ein paar der umliegenden Täler. Und während es so dasaß, die Stricknadeln emsig bewegend, überlegte es bereits, wie es von dem für die gesammelten Beeren erlösten Gelde kleine Sträußchen kaufen und mit diesen hausieren gehen wollte, und dabei strahlten die blauen Kinder- augen beinahe ebenso hell wie die Sonne selber.

3.

Im „Posthaus“ waren beinahe sämtliche 30 Zimmer besetzt, und die gutmütige Wirtin hielt ihr dem Annili gegebenes Versprechen. Sie empfahl es so warm wie möglich ihren Gästen, versäumte auch nicht, Häuslers Mißgeschick zu schildern, und die Folge davon war, daß die kleine Händlerin bei ihren täglichen Besuchen im

Gasthofs stets gute Ernte hielt. Sie verkaufte ihre „Sträußle“ wie die Beeren; die einen wanderten zunächst in die Küche, die andern in die Stuben der Gäste, die ihr in der Regel etwas mehr gaben, als sie forderte.

Mit Tagesanbruch verließ 's Annili regelmäßig das elterliche Haus, um zunächst die Beerenplätze aufzusuchen, die ihm schon von früheren Jahren her wohlbelannt waren; gegen ein oder zwei Uhr mittags kam es wieder heim, in der Tasche mehrere Markstücke und Kleingeld, auch das Körbchen selten leer. Von der Tafel der Gäste blieb allerlei übrig, was die Wirtin für's „Kind“ zusammenpakte und ihm mitgab, damit der Vater „bälde zu Kräften komme.“ Der Wirt aber fügte öfter einmal eine Flasche Wein bei, ohne dessen Genuß seiner Meinung nach kein Kranker gesund werden und kein Gejunger gesund bleiben und existieren konnte.

Der franke Vater war über den geschäftlichen Erfolg seines Töchterchens beinahe ebenso glücklich wie sie selbst. Nicht allein, weil er ihm und der Familie zugute kam, sondern auch, und sogar zumeist, weil es ihn mit Stolz erfüllte, ein so braves, tüchtiges Kind zu haben, an dem die „feinen Stadtherren und Frauen“ solchen Gefallen fanden!

„Wenn das so weitergeht, werden wir noch reiche Leut durch's Annili!“ pflegte er oft zu scherzen, wenn die heimkehrende Kleine ihre Schätze an Geld und Schwarzem vor ihm auskrante.

Die Armut, der harte Kampf ums tägliche Brot, macht jedoch frühzeitig reif und klug; außerdem war's Annili ein von Natur aus aufgewecktes Kind, und so wußte es recht gut, daß der Vater nur einen Scherz machte, um es zu erfreuen. Zudem hörte es auch die Mutter öfter klagen und die Befürchtung aussprechen, ihr Mann möchte nicht wieder ganz „recht werden,“ für alle Zeit ein schwaches und steifes Bein behalten.

Und diese Besorgnis erschien nicht unbegründet, denn Häusler ging immer noch sehr mühselig auf zwei Krücken, wurde gleich müde und durfte sich nicht die geringste Anstrengung erlauben.

So jung Annili auch noch war, der Gedanke an den bevorstehenden Winter beschäftigte sie während ihrer einsamen Bergwanderungen doch sehr lebhaft. Sie wußte, wie hart den Eltern der letzte geworden, wie wenig auch jetzt in den besten Monaten verdient wurde, und nachdem

der Vater noch sehr lange nicht würde arbeiten können, mußte es immer schlimmer werden. Und je klarer sie sich das machte, umso stärker wurde der Wunsch in ihr, zu helfen soweit das in ihren Kräften stand.

Sie sann und grübelte, bis sie sich endlich sagte, es sei ja nicht nötig, jeden Tag schon spätestens um zwei Uhr daheim zu sein. Wenn sie mehr Beeren suchte, mehr Sträußle kaufte, konnte sie auch mehr verdienen. Einige Tage zuvor hatte sie auf einem der belebteren Waldwege in der Umgebung des Städtchens einen Knaben gesehen, der den Vorüberkommenden Blumen zum Kauf anbot, und was dieser konnte, das konnte auch sie. Es blieb jetzt lange hell, und machte sie sich erst um fünf Uhr auf den Heimweg, so kam sie doch noch zu rechter Zeit oben auf dem Berge an.

Mit der Ausführung dieses Planes zögerte das kleine Mädchen nicht, und er gelang über Erwarten, denn die älteren Kunden bemühten sich, ihr neue zu verschaffen, so daß sie nicht allzu oft vergeblich an eine Türe klopfte. Sie hielt es nämlich nicht wie der kleine Junge, dessen Beispiel sie auf diesen Einfall gebracht, sondern ging von Haus zu Haus, die Beeren und Sträußchen anzubieten.

Mit der Zeit fühlte Annili aber doch die tägliche, ihre Kräfte übersteigende Anstrengung. Ihre Wangen bleichten von neuem, es wurde ihr manchmal schwarz vor den Augen von Müdigkeit, auf dem Rückweg, wenn es die steilen Bergpfade hinanging, wollte der Atem oft ganz stocken, und der beinahe gänzlich beseitigte Husten wurde wieder heftiger. Unterwegs bekam sie Anfälle, die sie zum Stehenbleiben oder selbst zu längerer Rast nötigten.

Häuslers sahen die Veränderung wohl, die mit ihrem Töchterchen vorging, und wollten schließlich nicht mehr dulden, daß es täglich zu Tal gehe. Annili versicherte jedoch so lebhaft, daß ihr nichts fehle, sie ganz wohl sei und so tüchtig springen könne, wie alle andern, daß die Eltern sie schließlich doch immer wieder gehen ließen. Sie brauchten das, was ihre Kleine verdiente, eben so sehr nötig, und der Herr Doktor hatte ja erst vor wenigen Wochen noch gesagt, daß ihr der ständige Aufenthalt im Freien und die Bewegung sehr bekämen. Allerdings hatte er warnend hinzugefügt: zuviel dürfe sie sich aber nicht zumuten.

Es war ein brennend heißer Julitag, als Annili gegen sechs Uhr todmüde und betrübt

von St. Blasien ausbrach. Sie hatte einen in jeder Beziehung schlechten Tag gehabt. Die Hitze griff sie übermäßig an, sie hustete viel stärker als sonst, war weit mehr gelaufen, und hatte trotzdem nicht ihren ganzen Beerenvorrat und kaum die Hälfte ihrer Sträußle an den Mann gebracht. Das kam übrigens nicht daher, daß man der kleinen Händlerin mit den großen, bittenden Blauaugen überdrüssig geworden wäre, es lag einfach an dem wolkenlosen Himmel, der viele ihrer treuesten Kunden zu Ausflügen und weiteren Spaziergängen verlockt hatte.

Die Kleine wußte das auch, aber es tröstete sie nicht, und wie in absichtlicher Selbstquälerei dachte sie fortwährend daran, daß mit dem Sommer ihr Handel mangels an Käufern überhaupt ein Ende nehmen und sie dann nichts mehr verdienen würde. Ist man aber ohnehin schon müde und unwohl, so tragen trübe Gedanken nicht zur Ermunterung und Belebung bei. Das war auch bei Annili der Fall, sie fühlte sich immer kraftloser und elender, bis sie am Ende eines schmalen, dunkelschattigen Waldweges in geringer Entfernung vom Städtchen nicht mehr weiter konnte.

Zum Glück für das Kind befand sich in seiner Nähe eine Bank, auf der es rasten und neue Kräfte sammeln konnte. Es hatte sich aber kaum gesetzt, als ein neuer Hustenanfall auftrat, der gar nicht enden wollte, und bald einen trampfartigen Charakter annahm.

Annili war das zwar schon gewöhnt und machte sich nicht viel daraus. „Es wird schon wieder aufhören!“ dachte sie, und es hörte auch allemal wieder auf, und wenn sie eine Weile ausgeruht, ging sie wieder tapfer weiter. Heute aber, wo sie müder als sonst war und ein bedrücktes Gemüt hatte, wo sie gar nicht wieder zu Atem kam, war das anders. Weit und breit war keine Menschenseele zu sehen, sie dachte an den noch so weiten Weg, den sie ganz allein zurücklegen mußte, und plötzlich befiel sie eine Angst, wie sie noch nie empfunden hatte.

Sie brach in lautes Schluchzen aus, immer wieder in kurzen Pausen vom Husten unterbrochen, und wenn sie für einen Augenblick ein wenig mehr Luft bekam, rief sie in verzweifelter Lauten: „Mutter! Mutter!“ als ob diese sie zu hören vermocht hätte.

Mit einemmal legte sich eine Hand auf ihren Kopf und eine weiche, freundliche Stimme fragte teilnehmend: „Was fehlt Dir, Kind, bist Du krank? — Und wo ist Deine Mutter?“

Das Mädchen, das keine nahenden Schritte gehört, war über diese unerwartete Anrede so erschrocken, daß Tränen und Husten sofort zum Stillstand kamen.

Sie schaute auf und in das zu ihr niederbeugte Gesicht einer Dame. Zu einer Antwort vermochte sie sich aber nicht aufzuraffen, obgleich sie schon gewöhnt war, Fremden Rede und Antwort zu stehen, denn ihre Kunden fragten sie nach diesem und jenem, und manche plauderten oft längere Zeit mit ihr. Es war aber auch nicht verlegene Scheu, die sie stumm dastehen und die Fragende mit großen, verwunderten Augen anschauen ließ, sondern eine seltsame Empfindung, die mit ihrer Aufregung und Schwäche zusammenhängen mochte. Es war ihr nämlich, als ob ein Traum sie befinde, als ob weder die Dame noch der ältere Herr, den sie wenige Schritte von der Bank entfernt stehen sah, Menschen von Fleisch und Blut wären.

„Warum antwortest Du nicht, hast Du Angst?“ drang jedoch die Dame freundlich und mit weich klingender Stimme in den Wirrwarr ihrer Empfindungen.

Annili schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte sie. „Nun, dann kannst Du mir auch sagen, was Du hast und wo Deine Mutter ist, nach der Du so oft riefst?“ wiederholte die Dame geduldig ihre schon einmal gestellten Fragen.

„Mir ist so elendig — und die Mutter ist oben — daheim im Häusle.“

Ein abermaliger Hustenanfall, der dem vorausgegangenen an Heftigkeit nichts nachgab, bestätigte die Versicherung des „Elendigseins.“

Annilis Beschützerin setzte sich neben sie auf die Bank und zog sie auf ihren Schoß, ihr mit der Hand das wirr gewordene Haar aus der heißen Stirn streichend, ihr zusprechend, sie beruhigend, denn die Tränen wollten sich auch jetzt wieder einstellen. Als der Husten aber gar nicht nachließ und der Atem immer kürzer wurde, sagte die Dame einige Worte zu ihrem Begleiter, die das Kind nicht verstand.

Er verschwand gleich danach hinter der Biegung des Weges, kehrte aber schon nach einigen Minuten wieder zurück, der Dame ein befeuchtetes Tuch und einen kleinen Becher mit Wasser reichend.

„Nimm ein paar Schluck Wasser, Kleine, das wird Dir gut tun,“ sagte sie, Annili den Becher an die Lippen haltend, während sie ihr das Tuch an die vom Blutandrang stark gerötete Stirn hielt.

Sowie eine kleine Pause eintrat, tat Annili gehorsam ein paar kleine Züge aus dem Becher, und nachdem sie das einigemal wiederholt, war der Anfall für diesmal vorüber.

Einige Augenblicke noch, und das geschwächte Kind hatte sich soweit erholt, um sich wieder aufzurichten. Ein Lächeln glitt über ihr hübsches kleines Gesicht und mit einem dankbaren Blick zu ihrer Beschützerin aufschauend, die sich ihrer so fürsorglich angenommen, sagte sie: „Bergelt's Gott! Jetzt will ich aber laufen, daß ich wieder heimkomm, sonst wird's finstere Nacht und die Mutter kriegt Angst.“

Damit wollte sie von der Bank heruntergleiten und ihre Körbchen an sich nehmen.

Die fremde Dame hielt sie jedoch an der Hand zurück und erkundigte sich, wo Annili wohne und wie weit sie zu gehen habe, wie sie heiße und was ihr Vater sei.

„So weit kannst Du nicht gehen, es ist schon spät, Du kämst in die Dunkelheit und auf den einsamen Waldwegen könnte Dir etwas zustoßen,“ erklärte die Dame, nachdem das Kind gesagt, es habe noch gegen drei Wegstunden zurückzulegen.

„O nein, 's tut mir kein Mensch nichts, ich geh alle Tag 'nauf und 'nunter! — Gelt, Ihr seid fremd hier?“

Die Dame lächelte über die naive Frage, beantwortete sie aber nicht, sondern beehrte zu wissen, ob Annili nicht Verwandte oder Freunde im Tal habe, die sie sicher zu den Ihrigen zurückbringen könnten.

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Gar niemand hast Du?“ fragte jetzt der Herr, der noch immer neben der Bank stand.

„Den Röhle-Better in Oberkutterau, aber zu dem geh ich nicht! Er hat 'n Vater auch nicht in sein Haus genommen, wie er so arg übel d'ran war.“

„Aber in St. Blasien kennst Du doch gewiß verschiedene Leute, da Du täglich hinkommst?“ fragte die Dame.

„Das schon!“ erwiderte Annili und begann ihre sämtlichen Freunde herzuführen, wobei sie mit dem „arg guten Herrn Doktor“ anfang und mit den Gästen des „Posthauses“ schloß, die ihr alleweil ihre Beeren und Sträußle abkauften und sie so gut bezahlten.

Sie war entschieden stolz auf ihre ausgebreiteten Bekanntschaften im „Städtle.“

„Wenn Du so viele Freunde hast, ist es nicht schlimm,“ sagte ihre Beschützerin lächelnd.

Hierauf wandte sie sich an ihren Gefährten mit der Bemerkung, sie wolle das Kind mit in die Stadt nehmen und dafür sorgen, daß es sicher heimkäme.

„Das beste wird sein, sie dem Arzt zu übergeben, von dem sie spricht; er kennt wahrscheinlich auch die Eltern,“ lautete die Erwiderung.

„Nein, nein,“ wehrte Annili jedoch erschrocken ab, „zum Herrn Doktor will ich nicht! Der tät schelten, daß ich nicht gleich zu ihm 'gangen bin, wie's mir schlecht 'worden ist.“

„Er hat ganz recht, wenn er tüchtig zankt; fühlt man sich krank, so läuft man nicht allein in den Wald hinein.“

„Schlecht ist's mir oft, tät ich's aber sagen, so dürft ich nimmer fort von daheim,“ versetzte das Mädchen aufstehend.

Sie ging ein paar Schritte, um dann vergnügt zu verschwinden, nun gehe es wieder ganz gut, und sie sei auch nimmer so arg müde.

„So wollen wir gehen, und Du zeigst uns des Herrn

Doktors Haus,“ sagte die fremde Dame, des Mädchens Hand in die ihre nehmend.

Langsam ging es den Waldweg zurück, den Annili etwa eine Stunde zuvor in so unglücklicher Gemütsstimmung heraufgekommen war. Jetzt aber war nicht nur aller Trübsinn von ihr gewichen, sondern auch die drückende Müde, und sie plauderte ebenso eifrig als munter, fränk und frei jede Frage beantwortend, welche ihre Beschützerin an sie richtete, so daß diese sehr bald von allem unterrichtet war, was sie selber und die Ihrigen betraf.

„Ein braves kleines Ding!“ hörte Annili den Herrn sagen, der schweigend nebenher gegangen war.

Die Dame nickte, dann wandte sie sich wieder zu dem Kinde und sagte herzlich: „Es ist recht, daß Du so für Deine Eltern sorgst, Kleine, und der liebe Gott wird Dich nicht vergessen.“

Das Städtchen war erreicht, und Annili fiel es auf, daß alle Leute, die sich in den Straßen befanden, die Hüte und Mützen abnehmend, stehen blieben, sie mit verblüfften Mienen betrachteten und lange nachschauten. Die gute Dame, die sich ihrer so annahm, mußte von jedermann im Orte und auch von den Fremden gekannt sein, und das überraschte die Kleine, die sicher war, sie vorher noch nie gesehen zu haben, trotzdem St. Blasien nicht groß war und sie beinahe alle Leute wenigstens vom Sehen kannte, selbst, wenn sie noch gar nicht lange da waren.

Noch größer aber war ihre Bewunderung, als des Doktors alte Magd, welche die Haustüre öffnete, beim Anblick der beiden Fremden feuerrot im Gesicht ward, schleunigst die blaue Küchenschürze unter den Arm nahm und in eine solche Verwirrung geriet, daß sie kein Wort über die Lippen brachte und nicht mehr wußte, was sie tat.

Die Dame fragte nach dem Herrn Doktor, und nun kam wenigstens so-

viel Leben in die alte Katherine, daß sie die Türe zu des Arztes Studierzimmer so weit als irgend möglich aufriß.

Der Doktor, der an seinem Schreibtische saß, schaute um, kaum aber, daß er die eben die Schwelle überschreitende Dame erblickt, sprang er auf und verneigte sich bis beinahe auf den Boden.

Annili stand mit offenem Munde und weit-aufgerissenen Augen, dabei aber beschlich sie einiges Unbehagen. So etwas hatte sie noch nie gesehen, sie wußte es sich auch nicht zu erklären, und geriet in Verwirrung, beinahe in Angst, so daß sie gar nicht mehr an das ihr bevorstehende „Gescholtenwerden“ und das gefürchtete Verbot, ihre Handelschaft weiterzutreiben, dachte.

Die Türe des ärztlichen Konsultationszimmers schloß sich, und nun bemerkte die allmählich sich wiederfindende Katherine die Kleine, die nicht



Mit einemmal aber lag ihre Hand wieder in der ihrer Beschützerin.

wußte, ob sie ebenfalls bei dem Herrn Doktor eintreten oder in der Flur warten solle.

„Wirft machen, daß Du in die Kuchel kommst! Die Herrschaften dürfen Dich nicht zu sehr kriegen, wenn's wieder herauskommen! — Was willst denn überhaupt zu der Stund bei uns? — Und die Frechheit, da hereinzuschleichen mit den Herrschaften und herzustehen, als ob Du's beste Recht dazu hättest!“ fuhr die Dienerin mit gedämpfter Stimme zwar, doch in einer derartigen Aufregung auf Annili ein, daß dieser angst und bange ward. Sie kannte die sonst so gutmütige, freundliche Katherine nicht wieder, die noch an diesem Vormittag so lieb zu ihr gewesen war.

Wie erstarrt vor Schrecken schaute sie die Erregte an, ohne auf ihre Redeflut nur mit einem einzigen Worte zu antworten.

„Stehst noch immer da!“ polterte die Alte, empört über des Kindes Ungehorsam. „Na, wart nur, wenn Du mir wieder mit Deine Beerle kommst, Dich will ich jagen, daß die Schuh' verlieren sollst!“

Und ohne weitere Umstände faßte sie Annilis Arm und zog sie mit sich fort, der Küche zu.

Ein Ruck aber, und das kleine Mädchen hatte sich ihrem wohl nicht allzufesten Griff entzogen.

„Aber, Katherine, ich bin ja mit der Dam' kommen!“ rief sie atemlos hervor.

„Das ist ja die Frechheit! — Weißt nicht —“

„Ich hab sie ja zum Herrn Doktor führen müssen, sie hat's wollen, so viel ich auch gebittet hab! Dafür kann ich doch nichts!“ verteidigte sich die Kleine beinahe fassungslos und die Augen schon wieder von aufsteigenden Tränen gefüllt.

Jetzt kam die Reihe des Erstarrens an die Katherine. — „Herführen — gebittet —?“ stammelte sie wie geistesabwesend.

Annili versuchte, ihr den Zusammenhang zu erklären, war aber mit ihrem Bericht kaum zur Hälfte fertig geworden, als die alte Frau sie ans Fenster zog, ihr Gesichtchen in beide Hände nahm, es aufmerksam betrachtete, in die Worte ausbrechend: „Maidli, bist denn auch sauber gewäscht?“

Ehe aber die eine diese Frage beantworten oder die andre einen Tadel aussprechen konnte, ging die Türe des Studierzimmers wieder auf, und der Doktor rief: „Annili, komm herein!“

Des Mädchens Unbefangenheit war jedoch dahin, alles, was sie in des Arztes sonst so gemüthlichem Hause gesehen und erlebt, war ihr

unheimlich, und so folgte sie nur zögernd und klopfenden Herzens seiner Aufforderung, einen scheuen Blick auf die noch gleich freundlich aussehende Dame werfend, die in dem Lehnstuhl neben dem Schreibtisch saß.

Sie mußte aber, sie mochte wollen oder nicht, mit vor an den Schreibtisch, und der Doktor richtete allerlei Fragen über ihr Unwohlsein an sie, auf die sie jedoch nur stockend und verworren antwortete. Am liebsten wäre sie davongelaufen.

Mit einemmal aber lag ihre Hand wieder in der ihrer Beschützerin, die sie zu sich heranzog und sanft, in überredendem Tone fragte: „Was ist's wieder mit Dir, Annili, warum antwortest Du dem Herrn Doktor nicht, wie es sich gehört, Du kannst doch ganz nett erzählen?“

Das Kind atmete auf beim Klang dieser Worte und als es, neuen Mut fassend, in die guten, teilnehmenden Augen der fremden Dame schaute, wich der Druck und die Bangigkeit vollständig von ihr.

„Die Katherine hat mich so vergelstert!“ sagte sie lächelnd.

„Ist das die Frau, die uns aufgeschlossen hat?“

Annili nickte. Jetzt war sie wieder sie selbst und konnte so frisch und frei reden, wie sonst, obgleich sie noch immer die Empfindung hatte, ihre Beschützer mühten Wesen ganz besonderer Art sein, da ihr Erscheinen überall solches Aufsehen und im Hause des Doktors diese Aufregung hervorgerufen hatte.

Zimmer noch der Kleinen Hand festhaltend, sagte die Dame: „Der Herr Doktor wird Dich nach Hause bringen lassen, Kind, und Dir auch sagen, was Du tun mußt, um wieder ganz gesund zu werden. Du darfst ihm aber nicht ungehorsam sein, in nichts, denn sonst kann er Dir nicht helfen. Wenn Du nun nicht mehr täglich den anstrengenden Weg ins Tal machen kannst, so brauchst Du Dich darüber nicht zu grämen, denn es wird dafür gesorgt werden, daß ihr dadurch keinen Schaden leidet. Auch für Deinen Vater wird man sorgen, damit er bald wieder seinen Geschäften nachgehen kann. Der Himmel behüte Dich! Bleib brav, und hast Du irgend etwas auf dem Herzen, was Dir niemand abnehmen will, so komm zu mir.“

Bei diesen Worten beugte sie sich zu dem Kinde nieder, es auf die Stirne küßend.

Als die Herrschaften im Begriffe standen, sich von dem Arzt zu verabschieden, sagte der Herr: „Gibst Du nicht auch mir die Hand, Kleine?“

Dazu war's Annili sofort bereit, und ihr: „Bergelt's Gott vielmals für alles!“ kam aus einem warmen, von ungetrübter Dankbarkeit erfüllten Herzen. —

Eine Minute später war sie wieder allein im Zimmer und als sie niemand mehr sah und hörte, wollte ihr wieder ein — wenig bange werden. Sie hatte an diesem einen Abend so viel und so seltsames erlebt, es waren so viele und verschiedenartige Empfindungen durch ihre junge, der Aufregung noch ungewohnten Seele gezogen, und sie war auch so müde von der übermäßigen Anstrengung, daß sich in ihrem Köpfchen alles verwirrte, ein Chaos bildend.

Der Doktor kam jedoch bald wieder, setzte sich an seinen gewohnten Platz und nahm das Mädchen zwischen die Knie. „Das heißt einmal Glück haben, ein Unwohlsein, das solche Früchte trägt! Hättest es nicht für möglich gehalten, gelt? — Na, nun sag aber mal, wie ist denn das gekommen mit dem



Der Landesvater wollte Dich nach Baden ins Bad tun.

Schlechtwerden, hast tagsüber vielleicht nichts Rechtes gegessen?“
 „Mein Brot und ein Stückle Käse von daheim.“
 „War das alles?“
 Annili nickte. „Die Frau Wirtin war nicht da, die Köchin auch nicht, die mir immer was geben, und die Jungfern haben gesagt, ich soll die Beeren nur da lassen, das Geld tät ich morgen kriegen.“

„Und etwas verlangen wolltest Du nicht, gelt?“
 „Nein, heischen ist eine Schand.“
 „Da hast Du recht. Zu uns hättest Du aber doch kommen können, denn ich habe Dir gesagt: Du solltest es, wenn Du einmal Hunger bekämst. Die Geschichte konnte ein böses Ende nehmen; leichtsinnige Kinder treffen nicht alle Tag Großherzog und Großherzogin im Walde, auch nicht immer gute Menschen, die sich ihrer annehmen. Merk Dir's für ein andermal und komm jetzt in die Küche, Katherine soll Dir ein tüchtiges Nacht-

essen geben. Dann bringt Dich unser Baptift im Wagen zu den Eltern hinauf, denn der Großherzogin liegt sehr daran, daß Du sicher heimkommst. Vorwärts!“

Der Doktor stand auf und ging nach der Türe, erwartend, Annili werde ihm folgen. Sie aber schien nicht daran zu denken. Wie versteinert blieb sie am gleichen Flecke stehen, immer ganz leise vor sich hinsagend: „Großherzog und Großherzogin!“ Wer das war, wußte sie ganz genau aus der Schule und von daheim, sie hatte von beiden auch schon Porträts gesehen, schlechte

Holzschritte oder Farbendrucke, aber erkannt hatte sie sie trotzdem nicht, und im Stillen gedacht, die freundliche Dame mit den guten Augen sei vielleicht eine jener hilfreichen Feen, von denen die Großmutter allerlei zu erzählen wußte. In Annilis Kopf ging es jetzt noch toller durcheinander.

„Alle Wetter, Maidli, wo steckst Du?“ erklang jetzt des Doktors Stimme von draußen und brachte Leben

in das Kind.

Die Katherine setzte ihr zwar ein sehr reichliches Essen vor, die Kleine kam aber nicht zu ruhigem Genuß, denn sie mußte der vor Staunen starren Köchin haarklein ihr Erlebnis im Walde erzählen.

„Da hört doch alles auf, die Landesmutter nimmt so ein Bauernmaidli auf den Schoß, und der Landesvater holt ihm Wasser!“ wiederholte sie ein- um das andermal.

Auch auf der Heimfahrt erging es ihr nicht besser, denn der Baptift war ganz ebenso neugierig wie die Katherine, und als endlich des Weges letztes Drittel zu Fuß zurückgelegt war und sie das Elternhaus erreicht hatte, wo sie schon in heftiger Unruhe erwartet wurde, begann das Erzählen zum drittenmal.

„Und ich soll Dir auch sagen, Kaver, daß der Herr Doktor übermorgen selber heraufkommt und Du gute Hoffnung haben solltest. Der

Landesvater wollte Dich nach Baden ins Bad tun, und dort tätest Du wieder ganz gesund werden. Dein Maibili dürft aber vorher nicht hinunter, es müßt gründlich ausruhen und die Häuslerin sollt ihm alle zwei Stunden von den Tropfen geben, wie's d'rauf steht."

Nach dieser langen Rede zog der Baptist ein Fläschchen aus der Tasche seines Kittels, das er auf den Tisch stellte.

's Annili ward sogleich zu Bette gebracht und schlief augenblicklich ein; die Eltern aber saßen bis gegen Morgen am Tische. Sie vermochten nicht zu fassen, was sie gehört, soviel sie auch darüber sprachen, und endlich sagte die Frau: „Du, Xaver, kann's denn auch wahr sein?"

Xaver sah sehr ernst aus bei dieser Frage, dann aber erwiderte er: „'s muß doch wohl so sein, weil's auch der Baptist sagt!"

Das schien dem Breneli einzuleuchten.

Und was der Baptist und 's Annili erzählt, bestätigte zwei Tage später der Arzt bei seinem Besuche, der gleichzeitig der Überbringer eines bedeutenden Geldgeschenktes der Höchsten Herrschaften war und dem Holzfäller bedeutete, er solle sich zur Reise nach Baden bereit halten, wo er hoffentlich wieder zu vollen Kräften gelangen werde.

„Und ich darf gar nicht wieder 'nunter?" fragte 's Annili betrübt.

„Diese Woche nicht, aber von der nächsten an, doch höchstens dreimal. Dann kommst Du jedesmal zu mir in die Sprechstunde; die Katherine wird Dir das Essen aufheben," erwiderte der Doktor.

Das war zwar wenig, das Kind war aber doch zufrieden, denn es hot ihr immerhin die Möglichkeit, wenigstens etwas zu verdienen und — „die Dame mit den guten Augen" wiederzusehen, wenn auch nur aus der Ferne.

Letzteres gelang ihr in diesem Sommer zwar nicht mehr, dafür aber in den folgenden, besonders oft in jenem, wo sie im „Posthaus" das Kochen lernte.

Jetzt aber ist's Annili selber eine Frau Wirtin, die bereits drei kleine wilde Buben ihr eigen nennt, die Großmutter und Großvater, der in Baden wirklich wieder gesund und erwerbsfähig geworden, abwechselnd hüten. Zum fünfzigjährigen Jubiläum des Großherzogs Friedrich aber verließ sie zum erstenmal seit der Hochzeit Mann und Kinder für mehrere Tage, um nach der Residenz zu reisen und „Landesvater und Landesmutter," denen sie ihre und ihres Vaters Gesundheit dankte, noch einmal zu sehen.

Schwer geprüft.

Erzählung von Irma v. Troll-Borostkanti.

Der silberne Glanz des Vollmondes leuchtete an einem milden Hochsommerabend über das stattliche Bauerngut des Lindenhofers, wie der nach seinem bürgerlichen Namen Franz Xaver Moserecker heißende Besitzer des Anwesens, wegen der auf dem geräumigen Hofe vor dem Hause stehenden Gruppe mächtiger Lindenhäuser, allgemein genannt wurde. Ruhe lag über dem weitläufigen Gehöfte; die Tagesarbeit war getan und die Leute gaben sich der wohlverdienten Rast hin. Nur in der Küche waren zwei Mägde unter Schwägen und Schädern mit dem Abspülen der bei dem Abendessen benützten Schüsseln und Teller beschäftigt, während die Knechte, auf der langen Holzbank vor dem Stalle sitzend, schweigend ihre Pfeifen schmauchten.

Ja, den Eindruck tiefen Friedens boten die von einem sanft murmelnden Bache durchschlängelten grünen Wiesen, die Äcker und Getreidefelder, auf denen vor wenig Stunden noch das Dienstvolk des Großbauern rüstig gearbeitet hatte, der Hof, über den die alten, dichtbelaubten Linden ihre Schatten warfen, und das Haus, dessen Dach und Mauern im milchweißen Mondschein schimmerten.

Friehlos aber pochten die Herzen des Besitzers und seines einzigen Kindes, der bildsauberen Rosel, die mit trotzigen, von verhaltenem Weinen zuckenden Lippen ihrem Vater gegenüber saß, während dieser, auf dem abgeriebenen Ledersofa seiner Stube vornübergebeugt kauend, die Ellenbogen aufgestützt, die eine Hand zur Faust geballt auf der Tischplatte ruhend, in der anderen die kurze Tonpfeife, deren Feuer längst erloschen war, heftig und eindringlich auf das Mädchen losredete.

„Ja — es geht nit, i will's nit haben und es kann nit sein," wiederholte er, nach kurzer Pause das schon oft Gesagte. „Wenn der Mathis 's nächste Mal kummt, so sagst eahm, daß die G'schicht ein End' haben muß. Er soll sich um ein' Andere umschaun. Dich kriegt er nit. Dich gib i eahm nit. Was i g'sagt hab', dabei bleibt's. Es is aber besser, Du sagst es eahm, als wenn i selb'n mit ihm reden muß. Denn wenn er mir a dumme Antwort gibt, könnt i leicht gar zu grob werd'n."

Die Rosel würgte und schluckte an den aufquellenden Tränen, die ihr die Stimme ver-

schlagen wollten. Dann brachte sie endlich mühsam hervor:

„Aber Vater, der Mathis is a kreuzbraver Bursch. Du selb'n hast es oft g'sagt. Arbeiten tut er von der Fruah bis auf d'Nacht. Trinken tut er nit, auf kein' Tanzboden geht er. Du könnt'st dir gar kein' braveren Schwiegersohn wünschen, wie er is.“

Der Bauer räusperte sich, spuckte in weitem Bogen auf die Diele und antwortete:

„Brav is er schon, dös muß ma eahn lassen. Aber brav hin, brav her, dös is alles oans in der Sach'.

„I brauch auf mein' Anwesen ein' Schwiegersohn, der a Geld hat; der Mathis is aber ein armer Teifel. Mit dem biel Geld, was er für das Häusl und die paar Acker kriegen wird, wenn seine Alten amal sterben und er sein' Hof verkauft, is mir nit gebient.“

„Aber lieber Vater,“ fiel die Kosl mutig ein, „s Geld alloan macht doch nit glücklich. Wir haben doch unseren schönen Hof, was brauchen

wir denn no' extra so viel Geld aa dozua?“

Da schlug der Bauer mit der Faust auf den Tisch, daß es dröhnte.

„Du red'st halt, wie's Du's verstehst, und Du verstehst nit viel,“ erwiderte er, mühsam seine Stimme dämpfend. „Aber damit's di auskennst und koane Dummheiten machst, muas i Dir sagen, wie's steht. A schön's groß's Anwesen haben wir freili, Acker und Felder und Wiesen und an Wald au no derzua. Aber Schulden sein drauf, mehr als alles miteinander wert is. Und die Fezung hab' i schon im Voraus verkauft. Dein Bruder, der Franzel, war a Lump hint' und vorn, der hat mi soviel Geld kost't. Jetzt is er tot und es is nit recht, an Toten in's Grab schlecht nachz'reden. I hab' Dir's aber sagen müß'n, damit daß d'weist, wie's d'ran bist, und daß den Mathis nit heiraten kannst.“

Die Kosl starrte den Vater an, als ob sie ein Gespenst sähe. Wär' es möglich, sprach er die Wahrheit? Der Franzel war freilich ein Gallodri gewesen, der sich bei Tanz und Wein und auf der Regelbahn lieber herumtrieb, als bei der Arbeit. Aber daß er es so arg getrieben haben sollte, daß sie nun völlig ruiniert wären, wollte ihr doch nicht recht einleuchten. Sie wußte freilich nicht, was der Vater ihr sorgsam verschwiegen hatte, daß nicht nur der Bruder, sondern auch der Vater selber an der Mißwirtschaft sich beteiligt hatte. Sie wußte nicht, daß, wenn er unter dem Vorwand, die alte Base zu besuchen, so häufig zur Stadt fuhr, daß sie sich gar nicht genug wundern konnte über seine plötzliche Liebe für die zänkische, mürrische Alte, die er früher nie leiden konnte, sein Weg nicht zu dieser führte, sondern in eine Spekulation, wo er mit anderen lieberlichen Burschen dem Kartenspiel fröhnte, das oft in wenigen Stunden Summen verschlang, welche die beste Ernte auf seinen



Halt ja, i hab's nimmer ausg'halten.

Feldern nicht wieder hereinzubringen vermochte. Nach dem vor drei Jahren erfolgten Tode seiner Frau hatte es den Anfang genommen, da war er nach und nach wieder der Leidenschaft des Spieles verfallen, der er, nachdem er als junger Bursche in ihren Bann geraten war, unter dem Einfluß seines geliebten und braven Weibes gekündigt hatte.

Mit verstörtem, kummervollem Antlitz starrte die arme Kosl vor sich hin. Sie war noch ganz fassungslos. Zu plötzlich war die Eröffnung ihres Unglücks über sie gekommen. Und wie sie so sann und grübelte, da fiel ihr allerlei ein, was an ihrer früheren Ahnungslosigkeit unbeachtet vorbeigeglitten war; Äußerungen des Altknechts, daß im Wald zu viel Holz geschlagen und nicht genug aufgeforstet werde, daß es eine Schande sei, den Boden so auszuziehen, wie jetzt geschehe usw. Weiter fiel ihr ein, wie schadhast das Hausdach sei und wie ihr Vater

der Mahnung einer Neudeckung allerlei Ausreden entgegensetzte. Mit scheuem Blick streifte sie den Vater, der sich erhoben und seine Pfeife wieder in Brand gesetzt hatte und mit schwerem Schritt im Zimmer auf und ab ging. Jetzt blieb er vor ihr stehen und eine mächtige Rauchwolke emporqualmend, sagte er:

„So, jetzt woast, wie's steht, und was d'zu tun hast. Und daß d' niemand nix sagst vor dem, was i Dir g'sagt hab, das wirst vor selber einsehen.“

Die Rosl hatte keine Zeit, zu antworten. Ein heller Fuchzer scholl vom Hofe herein und im nächsten Augenblick ging die Tür auf und Mathis trat über die Schwelle.

„Grüß Gott bei einand!“ rief er fröhlich, seine Müze ziehend und zuerst dem Bauern, dann der Rosl die schwielige, braune Hand zum Gruße bietend.

Zögernd, mit verdrossener Miene schlug der Alte in die bargereichte Rechte des Burschen, während Rosl, bald rot, bald blaß werdend, bestürzt zu Boden schaute.

Mit verwundertem Blick vom Bauern zum Mädcl, dann wieder zu diesem gleitend, hub der Mathis wieder an:

„Mir scheint i für Enk. Habt's leicht was Wichtig's z'reden miteinand. Na, i geh' glei' wieder. I hab' halt g'moant, i derfjet wohl wieder amal nachschaun kumma, wie's Enk geht. Mi hat's schon nimmer derlitten, so lang nix z'hören von . . . von . . .“

„Von der Rosl, moanst,“ fiel der Bauer spöttisch ein. „Sag's nur, wie's d'es denkt. Es is loan Geheimnis für mi, was d'moanst.“ Dabei nahm er breit und behäbig auf dem Sofa Platz, wo er früher gesessen. Als Mathis kam, wollte er die beiden jungen Leute allein lassen, damit Rosl ihm Bescheid sage über die Ausichtslosigkeit seiner Bewerbung um ihre Hand. Dann fiel ihm aber ein, wie leicht es geschehen könne, daß sie, um den Grund seiner Abweisung zu erklären, dem Burschen wieder erzähle, was ihr der Vater über seine wirtschaftliche Lage anvertraut hatte. Das aber wollte er nicht. Niemand durfte etwas davon erfahren. Dafür hatte seine guten Gründe. Deshalb hielt er es für besser, gleich selbst mit dem unbequemen Freierrmann reinen Tisch zu machen.

Der Mathis aber, durch des Bauern Worte irreführt, hielt diese für eine Ermutigung seiner Bewerbung. „Halt ja, i hab's nimmer

ausg'halten, die Rosl so lang nimmer zu sehen,“ antwortete er freudig, dem Mädcl nochmals seine Hand entgegenstreckend.

Aber auch der Lindenhofener wendete sich an seine Tochter. „Lass' uns alloan, Rosl,“ sagte er, nach der Tür weisend, „i hab mit 'n Mathis was z'reden.“

Sie widersprach nicht. Todblaß, einen verzweifelnden Blick auf den Burschen heftend, der jetzt unruhig über des Lindenhofers Rede, sie forschend anschaute, verließ sie stumm das Zimmer. Als aber hinter ihr die Tür ins Schloß fiel, schluchzte sie laut auf und eilte in ihre Schlafkammer, um dort ihren Tränen freien Lauf zu lassen.

Ob nur Minuten, ob es Stunden waren, seit sie, im offenen Fenster ihrer Stube lehrend, still vor sich hin weinte, sie wußte es nicht. Plötzlich wurde sie durch laute, in heftigem Wortwechsel ertönende Stimmen aufgeschreckt, und aus dem Fenster sich beugend, erblickte sie den Mathis, der, durch einen wuchtigen Stoß von ihres Vaters Arm vom Haustor auf den Hof taumelnd, sich aufriffte, mit einem Jorner seinen Arm drohend gegen ihren Vater schüttelte und dann in weitausgreifenden Schritten an den die Streitenden erstaunt anglozenden Knechten vorüber, forteilte.

Wie gelähmt vor Schreck blickte sie dem Dahinstürmenden nach. Heiß drängte es sie, ihm nachzueilen, sich ihm in die Arme zu werfen, ihm zu sagen, daß sie nie eines andern Weib werden, nie aufhören werde, ihn zu lieben. Aber sie durfte es nicht. Wenn ihr Vater es erführe, könnte es geschehen, daß er im Jorn ein Verbrechen beginge und sie träse die Schuld. Sie, sein eigen Kind, hätte durch ihren Ungehorsam ihn zur Missetat gereizt. Nein, nein, — das durfte nicht sein!

So blieb sie regungslos auf ihrem Plage lauern, achtlos der schwindenden Zeit. Die Nacht schritt vor. Die Leute waren zur Ruhe gegangen. Tiefe Stille lag über dem Gehöfte. Nur hin und wieder stampfte ein Pferd, brüllte ein Kind im Stalle. Ein leichter Wind hatte sich erhoben, strich mit leisem Rauschen durch das üppige Laub der Binden, strich durch das offene Fenster und kühlte mit sanftem Hauch die tränenheißen Augenlider der armen Rosl, die in hoffnungslosem Kummer in die stille, weiße, mondburchschimmerte Nacht hinausstarrte.

Der aber, dessen sie in Gram und Sorge und hoffnungsloser Liebe gedachte, der Mathis,

der kniete zur selben Stunde unter dem alten, verwitterten Wegkreuz, das in einer Waldblichtung am Rande des nach dem Dorfe, wo Mathis wohnte, führenden Sträßchens stand. Auf dem Betschemel unter dem von Sturm und Regen arg mitgenommenen Christusbild am roßbraunen Holzpfeiler kniete er, das Gesicht in die gefalteten Hände gepreßt, und betete. Ganz wirr war es ihm im Gehirn. Zorn, Reue, Verzweiflung und heiße Sehnsucht stritten in seinem Herzen um die Herrschaft. Er flehte zu Gott, daß er ihm den rechten Weg zeige aus dem Wirrsal und die Kraft verleihe, ihn zu gehen.

Ach, als er vor einigen Stunden hier vorüber geschritten, wie leicht und froh war ihm zu Mute! Und jetzt — wie war nur alles gekommen? So plötzlich, so unerwartet ist es über ihn hereingebrochen, daß er sich kaum zu entsinnen vermag, wie es zugegangen. Doch, jetzt erinnert er sich. Ja, so war es. Als die Rosl das Zimmer verlassen hatte, erklärte ihm der Lindenhof er kurz und bündig, daß er sich die Schöntuerer mit seiner Tochter verbitte und daß er seine Besuche auf dem Lindenhof ein für allemal einzustellen habe. Da hatte er, der Mathis, seine



Zorn, Reue, Verzweiflung u. heiße Sehnsucht stritten zc.

Liebe zur Rosl gestanden und den Alten gebeten, sie ihm zur Frau zu geben. Darauf war der Lindenhof er grob geworden, hatte ihn einen Hungerleider, einen abgeseimten Mitgiftspekulanten geschimpft, der dem reichen Mädchel den Kopf verdrehe, um durch ihr Anwesen Großbauer zu werden und sich mästen zu können. Was er dem Alten geantwortet, das wußte er nicht mehr. Aber harte Worte mußten es wohl gewesen sein, denn in jäher Wut erhob der Bauer die Faust und schlug ihn, und er erwiderte den Schlag. . . Was dann weiter geschehen, wie der Bauer ihn aus dem Zimmer und aus dem Hause gestoßen, wie er, der Mathis, ihm Rache geschworen und wie er hieher den Weg gefunden, dessen erinnerte er sich nur mehr in trübem, wirrem Dunkel. Das aber wußte er, daß der Linden-

hofer von nun an sein unverföhnlicher Feind sei und daß die Rosl auf immer für ihn verloren war.

Seufzend erhob er sich von seinen Knien und setzte seinen Weg fort, heimwärts. Seine Eltern waren längst zur Ruhe gegangen. Auch Mathis warf sich auf sein Bett, und so schwer der Kummer auch sein Herz bedrückte, forderte die Natur ihr Recht. Ermüdet von der emsigen Tagesarbeit und dem doppelt zurückgelegten zweistündigen Marsch von seinem Dorf zu dem des Lindenhofers, sank er bald in tiefen Schlaf.

Etwa eine Stunde mochte er geschlummert haben, als er von seinem Vater, der ihn kräftig an der Schulter schüttelte, geweckt, empfing.

„Auf, auf, Mathis, sich auf!“ rief ihm dieser zu. „Brennen tut's, drent in Grünau. Vichterloh brennt's. Und anschlagen tut's aa schon, hörst es nit?“

Mit einem Satz war Mathis aus seinem Bett und riß das Fenster auf. Hinter dem Walde deckte tiefes Rot das Firmament, dessen Blut von Augenblick zu Augenblick sich noch verstärkte. „Herrgott!“ schrie er entsetzt, „es wird doch nit . . .“

„Der Lindenhof moanst, das brennt,“ ergänzte sein Vater. „No, es wär schon mögli; a groß's Haus muas sein, das brennt, sunst wär die Röte nit so stark.“

Der Mathis hörte kaum, was der Vater jagte. Im Nu warf er sich in seine Kleider und stürmte auf die Straße. Dort herrschte schon lebhaftes Treiben, Schreien, Laufen. Auch die Dorfspritze war schon angespannt und fuhr eben vorüber, hinter ihr ein mit kräftigen Burschen besetzter Leiterwagen. Der Kutscher hielt die Pferde an. „Kommst mit, Mathis?“ rief er diesem zu, „es wär noch Platz für oan.“

Der Mathis schwang sich auf den Wagen und fort ging es, der Unglücksstätte zu, so schnell als die schweren Ackergäule auszugreifen vermochten. Mathis' Voraahnung hatte ihn nicht getäuscht. Es war der Lindenhof, der brannte.

Nicht nur das Wohnhaus, auch die Stallungen und das Wirtschaftsgebäude standen schon in hellen Flammen. Das Feuer hatte ungehindert um sich gegriffen, da es, weil alles schlief, erst spät bemerkt worden war und es zuerst auch an genügenden Spritzen und Leuten zu deren Bedienung fehlte. Die einzige Dorfspritze von Grünau reichte nicht aus zur Bekämpfung des Brandes und selbst die nächsten Ortschaften lagen so weit entfernt, daß es lange dauerte, bis von dort Hilfe kommen konnte. Als Mathis mit seinen Gefährten eintraf, war freilich alles schon in voller Tätigkeit, um dem Feuer Einhalt zu tun, aber bald zeigte es sich, daß von den Gebäuden nichts als die nackten Mauern stehen blieben. Ein Glück, daß das Vieh noch rechtzeitig aus den Ställen getrieben und aus dem Wohnhause von Wäsche, Kleidern und Gerätschaften vieles gerettet worden war.

Schon fandte die aufgehende Sonne ihre ersten goldigen Strahlen über die glühende, rauchende Brandstätte, als Mathis mit seinen Kameraden sich zur Heimfahrt anschickte. Da von den Gehöften des Lindenhofers nichts mehr zu retten war, mußte sich die Tätigkeit der Löschmannschaften darauf beschränken, das Feuer so weit zu bändigen, daß nicht auch die Nachbarshöfe davon ergriffen wurden. Und als die Flammen erstickt waren und die Brandstätte nichts anderes als rauchgeschwärzte, triefende Mauern und glühende, dampfende Schutthaufen zeigte, die für die umliegenden Gehöfte keine Gefahr mehr brachten, machten sich die Leute aus den anderen Ortschaften auf den Heimweg, die rastlose Arbeit den Grünauern überlassend.

Als der Mathis dem Wagen zuschritt, auf dem die andern Burschen seiner schon warteten, schaute er sich noch nach allen Seiten um, ob er unter dem sich allmählich lichternden Menschengewühl nicht die Kosl erspähe, die er die ganze Zeit über nirgends erblickt hatte. Aber auch jetzt konnte er sie nirgends entdecken. Nur den Lindenhofers sah er, der eben in eifrigem Gespräch mit einem Gendarm aus der Toröffnung der rauchgeschwärzten, noch dampfenden Ruine des Pferdestalles trat. Da er dem Mann nach den Vorkommnissen des gestrigen Abends aber nicht begegnen möchte, sprang er hurtig auf den Wagen. Während er sich auf dem unter den rasch anziehenden Pferden stoßenden, holpernden Wagen mühsam zurechtsetzte, hörte er die Gefährten über die Feuersbrunst und deren mutmaßliche Ursache durcheinanderschwärzen.

„Es hoast, das Feuer is g'legt worden,“ sagte der eine. Worauf ein anderer: „A mei, dös sagen's bei an iaden Feuer, bis die richtige Ursach außakummt.“ Dann wieder der erste: „Na, da is nit aso. Es hoast, der Kofstall und's Wohnhaus hätten zu gleicher Zeit zum Brennen ang'fangen. Dös kann nur g'schehen, wann's Feuer g'legt is. Und im Stall hat der Gendarm in an Winkel, der nit ganz abbrennt is, in an vom Spritzen ganz zerwoachten Heubusch'n an Fezen g'funden, der ganz in Petroleum ein'taucht war.“

Das war eine Neuigkeit, die allgemeines Interesse erregte und während der ganzen Fahrt bis zum Heimatdorse wurde von nichts anderem gesprochen. Der Mathis hörte aber nur mit halbem Ohre zu. Er mußte immer an seine geliebte Kosl denken, wo sie jetzt bis zum Neubau des Hauses wohl wohnen werde, und ob er sie nicht verstoßener Weise auffuchen könne, um ihre Verzeihung zu erbitten für den Schlag, den er ihrem Vater zurückgegeben und sie zu iragen, ob sie ihn auch jetzt noch ein bisl lieb habe, oder ob alles aus sei zwischen ihnen. Als aber der Wagen endlich vor seinem Häuschen hielt, konnte er nicht einmal mehr an die Kosl denken, so todmüde war er. Nachdem er noch rasch den dicken Ruß von Gesicht und Händen gewaschen, sank er auf sein Bett und schlief ein. Zu Mittag, als ihn die Mutter zum Essen weckte, war er wohl ausgeruht, aber um's Herz war ihm ebenso schwer, wie vorher. Und auch bei der Arbeit wurde es nicht besser. Als die Eltern, die ihrem Mathis bald ansahen, daß ihn irgend ein Kummer bedrückte, ihn darüber befragten, da erzählte er ihnen alles. Nach dem frugalen Abendbrot, als er zwischen Vater und Mutter auf der niedrigen Holzbank vor dem Hause saß, klagte er ihnen sein Leid und beichtete den bösen Austritt, den er mit dem Lindenhofers gehabt. Die Mutter jammerte, als sie die Geschichte erfuhr. Der Vater sagte gar nichts. Vorwürfe mochte er dem Mathis nicht machen, da er sich bewußt war, daß er selber an seiner Stelle kaum anders gehandelt, sich den Faustschlag des Lindenhofers sicherlich nicht gefallen lassen hätte. Trösten konnte er den armen Burschen aber nicht, da er wußte, daß seine Hoffnungen, das geliebte Mädchen zur Frau zu bekommen, sicherlich unerfüllt bleiben würden. So herrschte ein gedrücktes Schweigen. Plötzlich unterbrach es der Alte mit der Bemerkung: „Da schaut's, wer

daher kommt! zwei Gendarm' miteinand'. Grad' als ob j'an Raubmörder suchten."

In der That wurden an der Biegung der Dorfstraße zwei Gendarmen sichtbar, die sich in raschem Dienstschrift näherten. Jetzt schritten sie quer über die Straße der Bank zu, auf der Mathis mit seinen Eltern saß und blieben vor diesem stehen, der sie verwundert anblickte. Da sagte der eine: „Du bist der Mathis Anthaller?“ Auf dessen mit einem Kopfnicken bejahende Antwort fuhr er fort: „Komm mit uns! Im Namen des Gesetzes muß ich Dich verhaften.“

Wie von einem Peitschenhieb getroffen, sprang der Mathis auf, keines Wortes mächtig vor Entsetzen. Auch die beiden Alten blickten in stummem Schreck auf die bewaffneten Schergen. Endlich brachte der Bauer zitternd über seine Lippen: „Verhaftet — der Mathis! — er hat ja nix 'tan.“

Der Gendarm suchte die Achsel. „Das wird sich schon herausstellen, ob er was getan hat, oder nit. Wenn er unschuldig is, wird ihm nix g'sehen.“

Da raffte sich der Mathis auf: „Darf i nit wissen, z'wegen was i mit Euch gehen soll? Was soll i denn tan haben?“

Da zog der Gendarm aus der inneren Brusttasche seines Uniformrockes ein gestempeltes amtliches Schreiben, entfaltete es und hielt es dem Burschen unter die Augen. „Da lies, wenn'st lesen kannst,“ sagte er, „Angeklagt der Brandstiftung auf dem Gute des Großbauern Franz Xaver Moserecker alias Lindenhofser in Grünau.“

Ahzend sank der Mathis, während seine Eltern laut ausschrien, vor Schreck, auf die Bank zurück. Mit verglasten Augen blickte er um sich und keine anderen Worte fand er, als immer wieder: „Dös hab' i nit 'tan — i bin unschuldig, so wahr ein Gott im Himmel is.“

Mittlerweile hatte der Gendarm das Amtsschreiben wieder in seine Tasche geschoben und den Rock zugeknöpft. Jetzt legte er seine Hand auf des Mathis Schulter, räusperte sich und

sagte: „So, mach vormwärts! Mach di z'recht und komm mit. Dös Jammern nußt nix.“

Da erhob sich der Mathis, setzte seine Müze auf, die neben ihm auf der Bank lag und erklärte, bereit zu sein zu gehen. Zu seinen Eltern, die ihm weinend um den Hals fielen, sprach er: „Tut's nit fennen, i bin unschuldig; der liebe Gott wird's schon an Tag bringen.“ Dann löste er sich aus ihren Armen und folgte den Gendarmen, die ihn in ihre Mitte nahmen und mit raschen Schritten fortführten. So schwer ihm um's Herz war, verzweifelte er doch nicht. Mit Sicherheit hoffte er, daß seine Unschuld sich bald herausstellen werde. Die Verhaftung aber betrachtete er als eine Strafe Gottes für die dem Vater Mosls in blindwütigem Zorn zurückgegebenen Faustschlag und für die Rache, die er ihm, wenn auch nicht ausgeführt, doch zugeschworen hatte. Das ahnte er freilich nicht, wie schlimm es um seine Hoffnung, seine Unschuld beweisen zu können, stand. Zu viele Verdachtsgründe sprachen dafür, daß das erwiesene Verbrechen der Brandlegung von keinem anderen, als von ihm begangen worden sei. Sein heftiger, bis zu Tätlich-



Erst als der eine von ihnen seine Schulter berührte.

keiten ausgearteter Streit mit dem Lindenhofser; sein vermutlicher Haß gegen diesen, weil er ihm die Hand seiner Tochter verweigert hatte; die in lauten Worten geschrieene Rachedrohung gegen den Lindenhofser, welche dessen Knechte gehört hatten und einmütig bezeugten; der Umstand, daß Mathis, wie sich bei den gerichtlichen Erhebungen herausstellte, erst bei vorgerückter Nacht nach Hause gekommen war, viel später, als der zur Zurücklegung des Weges von Grünau nach seinem Heimatsdorse erforderliche Zeitaufwand rechtfertigte: alle diese Tatsachen zusammen verstrickten sich zu einem so engmaschigen Netze schwerwiegendster Verdachtsmomente, daß nur ein Wunder ihn davor bewahren zu können schien, der Brandstiftung schuldig gesprochen zu werden.

Tausendfältig ärgere Seelenqualen als der

Angeklagte der im Bewußtsein seiner Unschuld, und als seine Eltern, die in unerschütterlichem Vertrauen auf seine Unschuld felsenfest auf seine Freisprechung bauten, litt die arme Rosl. Wohl zweifelte auch sie keinen Augenblick daran, daß Mathis dem Verbrechen vollkommen fernstand. Doch war sie viel mehr als jene eingeweiht, in die die Anklage unterstützenden Indizienbeweise. Denn ihr Vater, der wiederholt vom Untersuchungsrichter als Zeuge einvernommen wurde, erzählte ihr triumphierend alles, was er über den Stand der Sache wußte, indem er es bei keiner Gelegenheit unterließ, ihr vorzuhalten, daß sie sich in einen Brandstifter vergafft habe und es nur ihm, ihrem Vater zu danken habe, daß sie nicht die Frau dieses Lumpen geworden sei.

So schwanden die Wochen. Gleichzeitig mit dem Herannahen der Gerichtsverhandlung, die über das Schicksal des armen Mathis entscheiden sollte, erhob sich der Neubau der eingäscherten Gehöfte des Lindenhofes stolz und schmucl aus den Ruinen. Denn die hohe Prämie, auf die der Lindenhof bei der Affekuranzgesellschaft versichert gewesen war, deckte ihm nicht nur den erwachsenen Schaden, sondern gestattete ihm auch, trotz der Kosten des Neubaus, noch ein hübsches Sümmchen zu erübrigen.

Endlich war die gerichtliche Voruntersuchung zu Ende geführt. Morgen sollte die Hauptverhandlung vor dem Schwurgericht der Kreisstadt stattfinden. Die Sonne war untergegangen. Graues Dämmerlicht verbreitete sich in der Gefängniszelle des massigen Justizgebäudes, in welcher der arme Mathis der Entscheidung über seine Zukunft hoffend und bangend entgegenharrte. Vor einer Stunde war sein Verteidiger von ihm gegangen, der ihn nochmals aufgesucht hatte, um ihm auf's neue einzuschärfen, sich von den Kreuz- und Querfragen des Staatsanwalts nicht irremachen zu lassen und sich in seinen Aussagen nur immer genau an die Wahrheit zu halten.

Jetzt war er wieder allein in seiner Zelle. Raslos hin- und hergehend, durchmaß er mit schweren Schritten den engen, dumpfigen Raum. Eine große Erregung hatte sich seiner bemächtigt bei dem Gedanken, daß in kaum mehr als zwölf Stunden die Schlacht beginnen würde, in welcher der Verteidiger seiner Unschuld gegen die auf einer Reihe schwerer Scheinbeweise gestützte furchtbare Anklage zu kämpfen hatte. Bald aber wich seine in peinigendem Schwanken

zwischen hoffnungsfreudiger Zuversicht und mutloser Verzweiflung hin und wieder schaukelnde Erregung dem Gefühl todesmüder Erschlaffung. Der nagende Kummer, die Entbehrung körperlicher Bewegung in freier Luft hatten seine jugendfrische Kraft nicht unerschüttert gelassen. Er war abgemagert, seine früheren, von gesundem Rot überkleideten Wangen hatten eine gelblich graue Farbe angenommen, tiefe, schwärzliche Dinge umgaben seine glanzlosen Augen und eine schwere Mattigkeit lag in seinen Gliedern. Seufzend setzte er sich auf seinen Holzstuhl und ließ seinen Kopf auf die über der Tischplatte verschränkten Arme sinken. Wenn er doch schlafen könnte! Was nützte all sein banges Grübeln und Sinnen, das an der von Gott beschlossenen Fügung seines Geschickes doch nichts ändern konnte. Aber der Schlaf floh seine müden Augenlider. Nur in ein traumhaft dämmeriges Hinbrüten versank seine Seele, in dem die düsteren Bilder seiner Vorstellung gleich Schatten in einander glitten.

So bemerkte er es nicht, wie der Gefängniswärter mit einem brennenden Licht in seine Zelle trat, dieses vor ihm auf den Tisch stellte und sich wieder entfernte, während zwei Herren, die hinter ihm eingetreten waren, langsam auf Mathis zuschritten. Erst als der eine mit einem sanften Schlag seine Schulter berührte, hob er, verwirrt um sich blickend, seinen Kopf empor. „Was is?“ frug er erstaunt, „ist's schon Zeit zur Verhandlung?“ Da sah er seinen Verteidiger vor sich stehen und neben diesem einen geistlichen Herrn, in dem er den Grünauer Pfarrer erkannte. In beider Angesicht spiegelte sich eine freudige, beinahe feierliche Stimmung. „Nein, zur Verhandlung ist es noch nicht Zeit,“ erwiderte der Rechtsanwalt. „Die Verhandlung wird sogar gar nicht stattfinden.“ Und da der Mathis ihn auf's höchste betroffen und völlig verständnislos anstarrte, fuhr er fort: „Ein merkwürdiges Ereignis ist eingetroffen. Du bist frei, Mathis. Die Staatsanwaltschaft hat ihre Klage gegen Dich zurückgenommen, da der wirkliche Brandstifter gefunden ist und seine Missetat eingestanden hat.“

Da sprang der Mathis von seinem Stuhl auf. Ein Freudenschrei brach von seinen Lippen. Dann fiel er auf seine Knie nieder, schlug die Hände vor sein Angesicht und brach in Schluchzen aus.

Als er sich endlich beruhigt hatte, nahm der Pfarrer das Wort. „Ja, Mathis,“ sagte er,

„Gottes Arm hat den Schuldigen gezüchtigt und zum Geständnis seines Verbrechens geführt und Deine Unschuld geoffenbart.“ In gedrängten Worten erzählte er nun dem Staunenden, was sich zugetragen. Tags zuvor hatte der Lindenhofener zur Besichtigung des Neubaus seines Wohnhauses das Gerüst bestiegen und war durch einen Fehltritt von diesem herabgestürzt, wobei er sich tödtliche innere Verletzungen zugezogen. Und als der Pfarrer zu ihm kam, um ihm die Sterbesakramente zu reichen, da gestand er sein Verbrechen. Er selbst hatte an seinem Gehöte das Feuer gelegt, um in den Besitz der hohen Versicherungssumme zu gelangen. Als dann entdeckt wurde, daß das Feuer gelegt worden war, wußte er auf geschickte Weise den Mathis, gegen den unglücklicherweise so viele Gründe sprachen, in den Verdacht der Brandstiftung zu bringen. Der Pfarrer aber war sogleich zu Gericht geeilt, um das vor mehreren Zeugen abgelegte Geständnis des Lindenhofers zur Anzeige zu bringen und so wurde die Anklage gegen Mathis zurückgezogen, während der Schuldige seiner Verantwortung vor den Menschen durch den Tod entrückt wurde. —

Als Mathis am nächsten Morgen heimfuhr, waren auf der Bahnstation, wo er den Zug verließ, nicht nur seine Eltern, sondern fast alle Mitbewohner seines Dorfes versammelt, um ihn zu begrüßen und feierlich einzuholen. Die Kunde von dem vor seinem Tode abgelegten Bekenntnisse des Lindenhofers hatte sich im Fluge von Grünau in die Nachbarorte verbreitet und in der Heimat des braven und allbeliebten Mathis große Freude hervorgerufen. Unter Lachen und Weinen, unfähig ihrer tiefen Bewegung in Worten Ausdruck zu geben, schlossen Mathis' Eltern ihren ihnen neugeschenkten Sohn in ihre Arme, dann drängten die andern sich herbei, schüttelten ihm die Hände und beglückwünschten ihn. Aber so glücklich sich Mathis auch fühlte, so war ihm doch nicht leicht und froh zu Mute. Denn er mußte der Kosl gedenken, die an der Bahre eines Vaters stand, der als Verbrecher gestorben war. Heute sollte das Begräbnis stattfinden. Mathis wagte nicht, daran teilzunehmen, um ein unliebsames Aufsehen zu vermeiden. Doch drängte es ihn, bevor der Tag zu Ende ging, die Kosl aufzusuchen.

Die Sonne neigte sich dem Untergange zu, als Mathis in das Haus der Taufpatin der Kosl trat, bei der sie seit dem Brande wohnte. Eine Magd, die er befragte, wo er sie finden

könne, wies ihn zurecht. Einen Augenblick blieb er vor der Thür der Stube stehen, ohne einzutreten. Das Herz klopfte ihm zu gewaltig. Endlich drückte er die Klinke auf. Da sah er das Mädchen, den Rücken ihm zugewandt, am Fenster stehen. Sie war allein in der Kammer. Wieder zögerte er eine Minute. Dann schritt er langsam auf sie zu.

„Kosl!“ —

Sie wendete sich um. Einen Augenblick standen sie wortlos einander gegenüber, schauten sich in die Augen. Dann stürzten sie aufschluchzend einander in die Arme. —

Ein Jahr später wurden sie Mann und Frau. Ihre treue Liebe ließ sie des Schreckens und Kammers, die ihre Jugend getroffen, allmählich vergessen und ihre wackere Arbeit und Sparsamkeit brachte das argverschuldete Lindenhofers Anwesen zu neuem Wohlstand.

In der Frühlingsnacht.

Skizze von D. Salten.

Frühlingsdüfte, Lebenslust, Knospen und Grünen wohin das Auge blickt, zwitternde Schwalben über den Fenstern des hochgiebeligen Forsthauses, gackernde, scharrende Hühner, jubelnde Kinderstimmen — darüber tiefblauer Himmel und Sonnenschein — warmer, belebender goldener Sonnenschein! — Wie in Licht gebadet erscheint die erwachte Natur, alle Farben gewinnen an Intensität, als wäre die Sonne der Alles durchleuchtende Goldgrund, auf den des größten Künstlers Pinsel sie aufgetragen. Das flimmert und glänzt in den Fensterscheiben und auf dem hohen Schieferdache des Hauses, spiegelt sich in den kleinen Pfützen im Hofe, darin sich die buntbefiederten Enten herumtummeln, bringt selbst noch durch das grüne Blätterdach der großen Linde in glitzernden Streifen über den blonden Scheitel der jungen Frau hinweghuschend, die sich doch das schattigste Plätzchen ausgesucht zu haben meint.

Jetzt schaut sie besorrt in den Korbwagen, der nicht weit von ihr steht und zieht ihn mit dem Fuße zu sich heran, weil der zudringliche Sonnenschein gar in den weichen Flachshärchen ihres schlafenden Lieblings sein übermütiges Spiel zu treiben beginnt.

Noch einen Blick in den angrenzenden Hof, wo sich zwei pausbäckige, ebenfalls flachshblonde

Kinder, in Gesellschaft verschiedener Jagdhunde herumtollen, und sie nimmt ihre Handarbeit wieder auf. Und was tut sie? — Etwas ganz Wunderbares. — Sie strickt eifrig an einem winzigen Kindersocken. — Man denke sich in unserer Zeit, in der es so viel bestrickende, aber um so weniger strickende Damen gibt, eine hübsche, kerngesunde und vollkommen zufriedene junge Frau, die, helle Lebensfreude in den blauen Augen, ein lustiges Liedchen summt und dabei Kinderstrümpfe strickt! — Sie ist ganz vertieft, sie möchte heute noch fertig werden. Der Hansel ist auch gar zu wild, alle Tage ein Loch am Knie oder in der Ferse. — Ja, das Klettern über die Gartenzäune und ewige Herumwälzen mit den Hunden — gestern hat ihm der Teufel wieder die neuen Hosen zerrissen, die sie aus Pappas abgelegten, dunkelgrünen so schön zurechtgeschneidert. Ach ja! Man hatte seine liebe Not mit der kleinen Bande. —

Und mit erneutem Eifer klappern die Stricknadeln in den fleißigen, etwas gebräunten Händchen der jungen Frau Oberförsterin. —

Da sitzt aber ein sonderbarer schwarzer Gast auf der Banklehne und rückt in unverschämter Vertraulichkeit immer näher, bis dicht an die Schulter der jungen Hausfrau.

„Quab, Rab,“ sagt's, und noch einmal energischer „Rab, Rab.“

„D, Jakob, du Strick! Geh fort, du weckst mir meinen Bub auf,“ sagt sie leise und graut ihn ein wenig am Kopfe.

Jakob heuchelt Taubheit. Er ist sich seiner Rechte als zahmer Hausrate bei Oberförsters zu wohl bewußt. Wenn man vom Stalljungen aus dem mütterlichen Rabennest gestohlen, in der Oberförsterei auferzogen und zur Familie gerechnet wird, kann man sich schon was erlauben.

Er legt den Kopf auf die Seite, macht ein Gesicht wie ein Philosoph und denkt: „Glänzende Stricknadeln sind doch was Hübsches.“

„Quab, Quab!“

„Du — — ! wirst du wohl nicht immer nach den Fingern haften, du Schelm! Ich kann ja so nicht stricken. Hansel! Lotte! Kommt mal hierher und verjagt mir den Jakob, er ist unfolgsam.“

Die kleinen Trabanten erscheinen auf der mütterlichen Ruf hin, aber ein Gefolge vor Hund und drängt sich mit ihnen heran, so daß Frau Gertrud ängstlich nach dem Korbwagen schaut und erwägt, ob sie nicht lieber auf die

„Schutztruppe“ hätte verzichten sollen. Indessen Bubi schläft weiter und weder das Krächzen des Raben noch die lärmenden Geschwister stören seinen gesunden Schlummer.

„Laß doch den Jakob mit den Nadeln spielen, Mutter, er ist so komisch“ meint die dicke Lotte und streichelt, an die Knie der ersteren geschmiegt, des Raben glänzendes Gefieder.

„Da will ich nur ganz aufhören; Pitt sitzt mir bereits auf dem Kleide, Foy stößt den Wagen beständig an. Gleich wird noch der Maxel aufwachen. Ihr seid mir rechte Ruhestörer.“

Sie drohte lachend mit dem Finger und schob das Strickzeug zusammen.

„Rab,“ erwiderte Jakob, indem er nach dem Ehering an ihrer Hand haßte, und seine begehrligen Augen sagten dazu: „Der gefällt mir auch.“

„Du Quälgeist! Na, also komm, du sollst deinen Spaß haben.“

Und somit zog die hübsche Frau den glänzenden Reif vom Finger und ließ ihn an einer Stricknadel in der Sonne auf und nieder tanzen.

„D, wie nett, sieh mal Hansel den Jakob, wie der sich freut! Gelt Jakoble, das glänzt? Nein, Foy, du böser Hund, nicht immer die Mutter anzupfen. Weg mit der Schnauz, das ist nichts für so Hunde.“

„Da! Natürlich stößt mich der tappige Kerl an den Arm! Foy, kusch, kusch!“

D wehe, Foy hatte nicht widerstehen können und seiner Herrin doch einen sanften Puff an die ausgestreckte Hand, welche Nadel und Ring hielt, versetzt. Der Ring rollte in's Gras.

„Dummer Hund!“ schrie Hans ihn an und zerrte ihn am Halsband fort.

„Quab!“ triumphtierte Jakob und ehe sich Frau Gertrud nur bücken konnte, saß er schon vor ihr auf dem Nasen, hatte den Ring im Schnabel und flog damit über die Gartenmauer.

„Jakob, Jakob! Jakoble komm doch zurück,“ rief ihm Lotte weinend nach.

„Bring doch Mutters Ring wieder, du kriegst auch en fetten Regenwurm.“

Die junge Frau war ganz erschrocken. Ihren Ehering! dort trug ihn der Rake davon. Mein Gott, wie peinlich, was würde ihr Mann dazu sagen? Forstleute sind meist ein wenig abergläubisch, es war wie eine unheilvolle Vorbedeutung. Hätte sie nur nicht mit dem Ringe gespielt. Ihre schönen, dunkelblauen Augen blickten recht ernsthaft zu Boden.

„Sei nicht traurig, liebe Mutter,“ tröstete Hans, „er bringt ihn Dir sicher wieder. Such, dort ist er über die Mauer, wir wollen mal den Rutscher zu Trotta's schicken, damit sie ihn jagen.“

„Das wird nichts nützen, Hansel. Trotta's haben heute große Abendgesellschaft, da findet niemand der Dienboten Zeit für uns und wer weiß, wo Jakob den Ring inzwischen hingeschleppt hat. Väterchen muß ihm die Flügel besser beschneiden, sonst passiert immer dergleichen. Den kleinen silbernen Salzlöffel, den er gestohlen, haben wir auch nicht wieder bekommen.“ Sie blieb verstimmt, obgleich die treuherrlichen Kleinen sich gegenseitig in Trostesworten überboten.

„Such, er war gar nicht mal so arg schön, nur ganz glatt und einfach,“ sagte Hansel, den Ring meinend.

„Der Vater kauft Dir einen neuen, einen ganz dicken mit einem großen, roten Stein drin.“

„Ja, so wie die Frau Baronin drüben welche hat,“ stimmte Hans seiner Schwester bei. „Der ihre Finger sind so glänzend. Sie hat, glaube ich, an jedem sechs Ringe mit grünen und gelben und weißen Glasperlen.“

„Ach du Armes, du hattest nur den einen, aber warte nur, wenn ich groß bin und Geld habe, kaufe ich dir eine ganze Menge.“

Sie hingen sich beide an der Mutter Hals und erstickten sie fast mit ihren Ausbrüchen des Mitleids, dann sprangen sie wieder auf den armen Fox los und wollten ihn durchprügeln, weil er doch an allem Schuld sei, bis schließlich das Brüderchen erwachte und Frau Gertrud's Gedanken für einige Zeit von ihrem Kummer abgelenkt wurden.

* * *

In den prächtigen Räumen der neben dem Forsthaufe gelegenen, eleganten Villa des Baron von Trotta bewegte sich am Abend desselben

Tages eine auserlesene Gesellschaft. Sämtliche Adelsfamilien der Umgegend waren mit ihren Damen vertreten, ebenso die Offiziere der benachbarten Garnisonstadt. Das elektrische Licht durchflutete mit märchenhaftem Glanze die luxuriösen Empfangszimmer bis hinaus in den Park und spiegelte sich in dem glänzenden Widerschein auf dem blanken Parkett, den blitzenden Uniformen, den Juwelen der Damen und den Glazen einiger alten Herren, welche, die Ordensbänder im Knopfloch, sich vor einer hochgewachsenen jungen Dame verneigten, einen Glückwunsch

murmeln, um sodann dem nachdrängenden, jüngeren Teil der Gesellschaft Platz zu machen. Es war ein beständiges Kommen und Gehen, ein Händeschütteln und Austausch konventioneller Redensarten. Die junge Dame bildete den Mittelpunkt des ganzen Kreises. Sie nahm mit der Würde einer Königin die dargebrachten Gulbigungen entgegen und schien für jeden ein passendes Wort, begleitet von ent-

sprechendem Mienenspiel, in Bereitschaft zu haben.

Sie war schön, eine bewusste, siegesgewisse, frauenhafte Schönheit. Viele unter denen, die ihr heute beglückwünschend nahten, hatten ihr zu Füßen gelegen. Sie wußte, doch kein Zucken der dunkeln Wimpern, darunter die grauen Nixenaugen so kühl berechnend blickten, hätte dem Betreffenden verraten, daß sie es wußte und gleichzeitig ahnte, wie sehr heute einer von vielen beneidet wurde.

Er stand nicht weit von ihr — ihr Verlobter, der Landrat von Stolling. Auch ihm schüttelte man die schmalen aristokratischen Hände, auch um seine hochmütig geschwungenen Lippen schwebte das selbe verbindliche Lächeln. War er doch Sieger geblieben in dem Wettbewerbs um die Hand der schönen Chlothilde, der 23 jährigen Tochter des Hauses, die heute zum letzten Male ihren Geburtstag im Elternhause beging.



Und somit zog die hübsche Frau den Ring vom Finger und ließ ihn in der Sonne tanzen.

Nun waren die Gratulationen vorüber, die zahllosen Blumenspenden überreicht, man saß beim auserlesensten Souper nach Rang und Würde beisammen. Aus den geöffneten Fenstern des Speisesaals drang Stimmengewirr und Gläserklingen in's Freie, Blumenduft betäubendes, Aneur der Damen, Geruch der Speisen und der teuren Weine. Und draußen spielte die milde Nachtlust in den blütenbedeckten Sträuchern, leise, wie flüsternd bewegten sich die Baumkronen im Schmucke des zarten Maiengrüns. Es war ein so sinnberückender, köstlicher Frühlingsabend, so ganz und gar dazu angetan, um draußen herum zu schweifen, sich satt zu trinken an dem berausenden Frühlingsodem, der in seiner Kühle und Reinheit einen solchen Gegensatz bildete zu der drückenden Atmosphäre, in der sich die elegante Tischgesellschaft sehr wohl zu fühlen schien.

Das junge Mädchen mit dem lockigen, goldbraunen Haar, welches von seinem Plage aus gegenüber einem der offenen Fenster, zerstreut und sehnsüchtig hinauschaute, schien das Ende des Soupers kaum erwarten zu können. Der Ausdruck schlecht verhehlten Unwillens überflog ihr feines Gesichtchen jedesmal, wenn immer und immer wieder ein Toast auf's Wohl des schönen Geburtstagskinds, oder den beneidenswerten demnächstigen Gatten ausgebracht wurde. Ach, jetzt hinaus dürfen in den Park! — Wie unerträglich war es doch nun, hier sitzen zu müssen und sich von dem langweiligen, blasirten Dragoner-Leutnant den Hof machen zu lassen, machen lassen zu müssen, denn er war ja ein Graf. Sie ballte die kleine Faust unter dem Tische und reimte gerade in Gedanken: „Graf“ und „Schaf.“ Er hatte entschieden ein Schafeprofil! — Wie konnte nur ein Mensch so wahnfinnig dumm sein, wie dieser Sohn Mars hier neben der süßen, kleinen Erica von Trotta? Und die mütterlich aufmunternden Blicke, die ihr beständig Mama zusandte! Ein parmal schon stand ihr das Weinen nahe. —

Wieder einmal hatte man auf's Wohl des Brautpaares die Gläser geleert, ärgerlich trant Erica ihren Sekt aus, nun mußte es doch ein Ende finden. Da näselte sie ihr Tischherr an: „Aber meine Allergnädigste, sind heute so fabelhaft träumerisch gestimmt. Macht das die bevorstehende Trennung von Fräulein Schwester. Ah, ah? Sollten Baroness Erica nicht so tragisch nehmen, meine, Baroness sind überhaupt viel zu philosophisch beanlagt — einzige Rettung

von Melancholie — Beispiel am glücklichen Paare nehmen, ah — —!“

„Ich dachte gar nicht an Chlothilde, Herr Leutnant,“ war die Antwort. „Ich langweile mich bloß ganz grenzenlos und wünsche, Mama würde die Tafel bald aufheben, damit man in's Freie könnte.“

„Ah, ah, kann ich gar nicht begreifen, amüsiert mich einfach großartig. Allergnädigste Baroness sehen auch heute Abend wieder ganz besonders feudal, ah pardon, wollte sagen überwältigend liebreizend aus, „wie die holdselige Haideblume neben der leuchtenden Purpurrose,“ sagte vorhin der Herr Oberst, als die Damen nebeneinander standen. Name paßt auch so famos, Erica, Erica!“

„So—o—o! Ein recht poetischer Vergleich,“ erwiderte das schlank Mädchen gedehnt, ein Gähnen unterdrückend. „Ach, geben Sie mir doch noch einen Schluck Sekt.“ Dabei waren ihre Gedanken: „Haideblume sagt er, der gute Oberst, und Gänseblumen meint er. Natürlich, wie kann man neben einer solchen Schwester etwas anderes sein, als ein unscheinbares Blümchen? Und doch beneide ich dich nicht, Frau Landrätin in spe.“

„Wie du auch strahlst in Diamantenpracht, Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.“

Sie setzte rasch ihr Glas an die roten Lippen und schaute dabei blickschnell nach dem unteren Ende der Tafel; als sie den feinen, geschliffenen Kelch wieder vor sich hinsetzte, erschien ihr zartes Gesichtchen eine Sekunde wie rosig angehaucht und ein glücklicher Schimmer huschte drüber hin.

Da unten saß auch ein Offizier, aber es war kein Graf, er hieß nur ganz einfach Lothar Boissen. Arm, und zu stolz um, wie seine Kameraden, die reichen Erbinnen zu umschwirren, wurden ihm gewöhnlich in Gesellschaft die sogenannten „späten Mädchen“ als Tischdamen zuerteilt. Auch bei den Müttern hatte er kein Glück, weil er zu ehrlich war, um ihnen der Töchter wegen den Hof zu machen. Heute Abend war er wiederum seinem Schicksal nicht entronnen; seine Nachbarin, die spindelbüre dreißigjährige Tochter des Regiments-Kommandeurs schien jedoch ihrerseits mit ihrem Lose sehr zufrieden zu sein, denn er war viel zu taktvoll und bescheiden, um seiner Pflicht als Kavallier nicht stets in jeder Weise nachzukommen. Jetzt schlug sie ihm affektiert koquett mit dem Fächer auf die Schulter und sah ihm schmachtend in sein hübsches, vornehmes Gesicht. Weshalb er

nur plötzlich so blaß wurde und so hastig die Enden des braunen, langen Schnurrbarts drehte? Die Dame des Hauses nickte in demselben Augenblick wohlwollend, mit einem leisen Anfluge aufmunternder Vertraulichkeit dem Grafen und ihrer jüngsten Tochter zu. Sie sah bereits in Gedanken in Erica's Wäsche-Aussteuer die neunzackige Krone prangen. —

„Der Graf, das Schaf,“ dachte die kleine Erica und war innerlich erboht auf die Mutter

Da, endlich, endlich das Zeichen zum Aufstehen. Händeschütteln, Verbeugungen nach rechts und nach links, Treten auf Damenschleppen, Entschuldigungen, Drängen und Schieben der distinguirten Gesellschaft, theils nach dem Musikzimmer, theils nach der großen Veranda, wo beim Scheine der buntbeschirmten Windlichter und Lampen eine köstlich duftende Maibowle serviert wird. —

Graf Sammeleck war gleich den Uebrigen zunächst zur Baronin Troita getreten, um ihr galant die ringgeschmückte Hand küssend, „gesegnete Mahlzeit“ zu wünschen. Weider Blicke trafen sich wie in stummem Einvernehmen und der Graf dachte: „Der kleine Goldfisch ist mir gewiß, jawohl, schlau sein Dagobat, immer erst Muttern gewinnen!“

In der Absicht, Erica den Arm zu bieten und dieselbe zur Veranda zu geleiten, ging er mit Siegermiene zur Stelle zurück, wo er den reizenden Gegenstand seiner Gedanken und Wünsche soeben verlassen hatte, aber siehe da, die Stätte war leer. Er klemmte sein Monokle fester in's Auge und suchte, soweit dies im Gedränge möglich war, in sämtlichen Räumen, trat verschiedene ältere Damen auf die Schleppen, einige seiner Borgesetzten auf die Füße, rempelte mehrere weißgekleidete junge Mädchen an „äh pardon, Verwechslung, dachte Baroness Erica, äh“ usw., aber die Gesuchte war spurlos verschwunden.

„Raffinierter, kleiner Käser,“ brummte er geschmeichelt, „will sich bloß interessant machen, vielleicht auch Uebermaß der Gefühle, sucht Ein-

samkeit! — Na, wird schon wiederkommen — Maibowle duftet großartig!“

Erica hatte sich die durch den Ausbruch veranlaßte Verwirrung zu Nutze gemacht und war dem ihr so lästigen Gesellschaftstrubel wirklich entronnen. Die wenigsten der Gäste wußten, daß aus dem Rauchzimmer ihres Vaters eine kleine Freitreppe in den Park führte. Für gewöhnlich war die Türe verschlossen und man benutzte den Ausgang über die Veranden an der Frontseite des Hauses. Heute indessen war alles weit geöffnet, um die herrliche Abendluft

einströmen zu lassen, und so war Erica, während sich die meisten der Geladenen von dem in Aussicht stehenden kühlen Getränk angelockt, nach der gewohnten Halle begaben, flink wie ein Vogel, dem der Zufall den Käfig geöffnet, von Niemanden bemerkt, hinausgeschlüpft.

Äh, wie wonnig, nur kurze Zeit allein sein zu können in dem kühlen, dämmrigen Park! Sie strich sich die Läckchen von der heißen Stirn. Gott sei Dank, so bald kam ihr gewiß keiner



Name paßt auch so famos, Erica — Erica.

nach. Man war ja wieder ausschließlich um Chlothilde und den Schwager Landrat versammelt, trank Bowle und sagte sich fade Schmeicheleien, die niemand ernstlich meinte. Wie sie das ganze oberflächliche, gesellschaftliche Treiben, in das sie durch ihre Geburt eingepflanzt war, haßte! Wie kontrastieren ihre innersten Gefühle und Ansichten mit dem, was man ihr von Kindheit an anzuziehen bestrebt war. Ja, was nur an freie natürliche Selbstentfaltung streifte, das wurde von ihrer nächsten Umgebung, von den Eltern und der wätherzigen Schwester für unstatthaft und unpassend erklärt. Was lag Erica an Rang und Reichthum? Sie paßte ja gar nicht zu alle dem Luxus, den man im Elternhause, als zum Leben notwendig erachtete. Mit welcher bescheidenem Lose wäre sie zufrieden gewesen, die kleine Haideblume! Sie habe so etwas spießbürgerliches an sich, fand Chlothilde, wenn sie nicht dazu zu bewegen war, ihre graziöse, schlankte Gestalt in ein schweres seidenes

Ballkleid zu zwingen, statt dessen leichte, an-schmiegende Stoffe vorzog. Frau von Trotta hingegen nannte sie eigensinnig und trotzig, mit Bezug auf ihre beharrlichen Weigerungen gegen-über der verschiedenen Heiratspläne, die die sorgsame Mutter beständig gegen sie im Schilde führte. Sie war kaum achtzehn Jahre und schon viel umworben. Ein Goldfischchen aus vornehmer Familie, das genügte vollkommen, und keiner gab sich nur die Mühe, sie näher kennen zu lernen. Hatte man die nötige gefell-schaftliche Stellung, so machte man ihr eben den Hof und durfte Mama's Protektion gewiß sein. Denn, daß Erica früh verheiratet werden mußte, stand fest, sonst war mit Bestimmtheit vorauszu sehen, daß ein Mädchen, mit solchen „ausgesprochenen Emmanzipations-Gelüsten,“ wie ihre anspruchslose Natürlichkeit genannt wurde, die ganze hochlöbliche Familie Trotta noch ein-mal kompromittieren würde.

„Wartet nur, ich werde euch kompromittieren,“ dachte die Kleine, „und mit Wonne! Ich will nicht um Geld und Gut geheiratet werden und wenn zehn Grafen mit Schafsnasen kämen.“

Unwillkürlich fing sie unter der Einwirkung dieser Gedanken an zu laufen, als wären ihr alle die verhassten Anbeter gleichzeitig auf den Fersen.

Und wie himmlisch schön war dieser Maien-abend! Kein Blatt regte sich, Saszin und Flieder strömten ihren süßen, betäubenden Duft aus. Fast schon wie ein sommerlicher Hauch lag's über der ganzen Natur, als nickten die Sträucher in Erwartung von noch Vollkommenerem, von noch herrlicherer, üppigerer Pracht, denn die Rosenzeit in ihrem wundersamen Zauber stand noch bevor.

Erica war am unteren Ende des Gartens angelangt, dort wo eine hohe Mauer von blühen-dem Hollunder überschattet, ihre Besingung von der Oberförsterei trennte.

Hier stand unter einem mächtigen Birnbaum die Bank, das Ziel ihrer abendlichen Wanderung. Leise glitt ihre schlanke Gestalt an der Mauer entlang. Zwar war es schon späte Abendstunde, doch eine jener Frühlingsnächte, in denen ein dämmeriges Halbdunkel herrscht und die Dunkel-heit niemals völlig hereinbricht. Da erspähte sie den wohlbekanntenen Spalt, durch den sie oft heimlich in den Forstgarten hinüberschaute. Sie schob die Epheuranke zurück und lauschte. Die Gunde schlugen an. Ja, da drüben bei den

lieben, natürlichen, einfachen Menschen, da war das Glück, das Erica's kindliche, reine Mädchen-seele sich erträumt. Zwei getrennte Welten diesseits und jenseits der Mauer! —

Jetzt legte die junge Frau wohl den blonden Kopf an ihres Mannes Brust, wie oft hatte Erica sie belauscht, und er küßte sie auf die sanften Augen. — Sie redeten eine andere Sprache da drüben, sie war schlicht, aber innig und ging zum Herzen wie Frühlingssonnenschein.

Halb unbewußt lehnte sich Erica zurück und verharrte, das Gesicht mit den Händen bedeckend, lange Zeit in dieser Stellung. Außer dem Försters-Ghepaar, mit seinen fröhlichen, herzigen Kindern war ihr bis jetzt nur ein einziger Mensch wirklich sympathisch gewesen. Das war Lothar Boissen, „der arme Boissen,“ wie seine flotten Kameraden ihn nannten; an diesen einen dachte sie gerade jetzt und seufzte. Er war der einzige der ihr trotz häufigem Zusammen- sein nicht den Hof gemacht hatte. Eigentlich kannten sie sich kaum, aber er hatte so gute, ehrliche Augen — sie freute sich jedesmal, wenn er sie ansah. Ob er wohl bemerkt hatte, wie sie ihn bei Tische einmal ganz lange betrachtet hatte? Heimlich, während sie ihr Glas aus-trank, denn Mama beobachtete scharf und mochte arme, bürgerliche Leutenants nicht leiden. Und noch gar einer, der so stolz war und so wenig Gefallen an den abgeschmackten Neckerlichkeiten an den Tag legte, wie er. Erica hatte bereits längst in diesem Punkte eine Art Geistesver-wandtschaft zwischen sich und Lothar Boissen herausgewittert, hätte sie sich nur einmal mit ihm darüber aussprechen können. Allein, das gerade machte ihr Kummer, wo sie sich auch trafen, er sprach fast niemals mit ihr. Weshalb nur nicht? — Sie grübelte und träumte vor sich hin. Und so verrann die Zeit. Erschreckt durch irgend etwas fuhr Erica aus ihrem Sinnen auf, sie wußte nicht, war es ein Geräusch, ein später Vogellaut, oder das plötzliche Gefühl, jetzt in's Haus zurück zu müssen. — Aber da kam es wieder, doch ein Geräusch. Leises Knacken der überhängenden Zweige auf dem schmalen Weg, Fußtritte knirschten auf dem Kies. — Sie sah zwischen den Rosensträuchern an der rechten Seite Blühendes auftauchen. — Eine schlanke, hohe Gestalt in Uniform! — O, wehe! Der Graf war ihr gefolgt und die ganze Ge-sellschaft befand sich wohl in seinem Gefolge, auf der Jagd nach ihr, dem abtrünnigen Schäflein. Sie fing vor Schrecken und Unmut beinahe an

zu weinen und setzte sich trotzig, mit abgewandtem Gesicht wieder auf die Bank.

„Fräulein Erica!“ sagte da eine weiche, sympathische Männerstimme. — Nein! das war nicht der affektierte, näselnde Dagobad Hammelseck. — „Verzeihen Sie mir, Baronesse — Fräulein Erica, daß ich Ihnen gefolgt bin, ich — ich konnte einfach nicht widerstehen. Ich sah Sie hinausgehen, wissen Sie und da — sind Sie mir böse? —“

Boissen, „der arme Boissen“ stand vor ihr. Sie war merkwürdigerweise nicht mehr erschrocken, nicht einmal überrascht, was sie doch berechtigter Weise hätte sein dürfen. Es kam ihr so natürlich vor, daß er mit einem Male da stand, nachdem sich noch vor einer Minute alles in ihr aufgebaut, als sie ihn für den Grafen gehalten. Ach, es war gut, daß er da war und ihr nun mit den ernstesten braunen Augen glücklich und doch zaghaft in das erglühende Gesichtchen schaute, ein wonniges Gefühl von Ruhe und Geborgenheit durchströmte sie bei seinem Anblick.

„Es ist ganz anders, Ihnen im Freien gegenüber zu stehen, als im Salon oder Tanzsaal,“ meinte er und setzte sich, ihres Einverständnisses gewiß, neben sie.

„Ich passe auch eigentlich nicht in den Salon,“ erwiderte sie unbefangen. Dann sahen sie sich fröhlich an und lachten über diese Entdeckung, wie ein paar Kinder.

„Sie werden sich gewiß über meine unerhörte Kühnheit wundern, Fräulein, pardon, Baronesse Erica,“ fuhr er fort, während das junge Mädchen sich sagen mußte, daß er überhaupt noch niemals soviel mit ihr gesprochen hatte als in den paar Minuten.

„Ich meine, daß ich ihr Verschwinden in so egoistischer Weise ausgenutzt habe, ich hoffe nämlich alle offiziellen Festlichkeiten, müssen Sie wissen, es geht mir darin wie Ihnen, als passe ich nicht in den geselligen Strudel, und wie ich

beim Souper, — zürnen Sie mir nicht wenn ich heimlich beobachtet habe — aber als ich da bei Ihnen Zeichen der Ungebuld bemerkte, Ihre sehnsüchtigen Blicke nach dem Parke sah, da vermutete ich eine gleichgestimmte Seele.“

„Vermuteten Sie die erst da?“ kam es von Erica's Lippen, aber im selben Moment wurde sie glühend rot und hätte vor Scham in die Erde sinken mögen über die verräterischen Worte und es war gut, daß der Mond, der inzwischen aufgegangen, nur verstoßen durch die Zweige des Birnbaums lugte und Boissen

bloß ihr feines Profil in der schwachen Beleuchtung sehen konnte. Er schwieg zuerst, dann entgegnete er eigentümlich bewegt:

„Nein, Fräulein Erica.“ Es folgte eine lange, bedrückende Pause. Der Mond hatte sich mittlerweile aus seinem versteckten Standpunkt hervorgestohlen, er stand bereits über dem Giebel des Forsthauses und übergieß das junge Paar unter dem Baume mit seinem breiten vollen Lichte. Die Hollunderbüsche an der Mauer mit ihren tellerartigen, weißen Blüten leuchteten wie im Silberglanze; ein betäubender Duft entströmte ihnen. Er schien Erica zu bedrücken, sie hätte auch längst schon gehen müssen. — Plötzlich sagte sie ganz unvermittelt zu dem jungen Manne:

„Weshalb wurden Sie eigentlich Offizier? Ich kann mir nicht vorstellen, daß eine Natur wie die Ihre sich in dem auferlegten Zwange wohlfühlen kann?“

„Und wenn ich es nicht täte? Was blieb mir als Sohn meines früh verstorbenen Vaters, nach der Erziehung im Kadettenhause anders übrig? Die kärgliche Pension einer Offizierswitwe gestattete meiner lieben Mutter nicht einen anderen Beruf für mich zu wählen. Ich bin eben ein armer Teufel, doch hoffentlich trotz allem kein schlechter Soldat — und zwei Jahre gehen bald vorüber.“ —

„Was wollen Sie damit sagen?“ frug Erica



Dinnerwetter, was war das? — Es klang wie Metall!

mit steigendem Interesse, „in zwei Jahren, — Sie wollen doch nicht fahnenflüchtig werden?“

„O nein, aber weltflüchtig. Ein hochbetagter, kinderloser Bruder meiner Mutter hat mir sein kleines Gut testamentarisch vermacht. Selbst wenn er länger leben sollte, als bei seiner Gebrechlichkeit anzunehmen ist, soll ich nach dieser bestimmten Frist das Anwesen übernehmen und wie mein Eigentum verwalten. Dann hänge ich den bunten Rock an den Nagel und werde biederer Landwirt; ich taue besser dazu, Kohl zu bauen, als zu repräsentieren mit meinen mangelnden gesellschaftlichen Talenten,“ fügte er mit einem Anfluge von Selbstironie hinzu.

„Das freut mich für Sie,“ erwiderte Erica warmherzig, „Sie werden sich in dem freieren Leben bestimmt glücklicher fühlen.“

„Hielten Sie mich seither für unglücklich?“ ein trauriger Ausdruck flog über seine sympathischen Züge.

Sie schüttelte das Köpfchen. „Ich sah Sie noch niemals recht eigentlich froh.“

„Vielleicht fehlte mir der Mut um glücklich zu sein, Sie mögen recht haben, Erica.“

Es lag im Klange seiner Stimme eine scheue Frage. Sie schwiegen Beide.

Ein paar abgeknickte Blätter und Blütenstengel fielen aus der Baumkrone auf die Bank.

„Sonderbar,“ meinte Boiffen aufstehend, „die Zweige des Birnbaumes bewegen sich und doch ist es vollkommen windstill. Sollte eine Rage droben sitzen? soll ich mal schütteln?“

„Nein, lassen Sie nur die Miez sitzen, es a so wunderschön hier,“ sagte sie zerstreut und räumlich. Er war vor ihr stehen geblieben.

„Ich fürchte, wir müssen gehen, hören Sie, es wird musiziert, man kann die Stimme bis hierher unterscheiden, Frau von Leinau, Baron Niefen und die Doktorin, sie singen die Schumann-Lieder, die herrliche, beliebte ‚Tragödie‘.“

Boiffen war plötzlich sehr ernst geworden. Ja, zurück zu den fremden Menschen, in den Salon, wo sie sich steif und kalt würden gegenüberstehen müssen, jetzt und für alle Zeit, wenn er nicht endlich den Mut fand, ihr zu sagen was er in seinem braven, ehrlichen Herzen mit sich herumtrug, wie lange schon? Und durfte er denn sprechen zu der Reichen, Vielumworbenen, die für ihn der Inbegriff alles Süßen und Lieblichen war, deren kindliches und doch tapferes Herz er durchschaute bis in seine innersten Tiefen, er, der arme Boiffen?

Das junge Mädchen vor ihm hatte keine Ahnung, welcher Kampf der Empfindungen in ihm tobte. Sie fühlte nur mit Wangen, wie die Minuten verrannen und, daß sie sich vielleicht nie mehr so allein gegenüberstehen würden, in einer mond-durchglänzten, wunderbar schönen, duftigen Maiennacht. Vom Hause her erklangen die herrlichen Schumann-Lieder und fanden ihr Echo in den heftig pochenden Herzen der beiden jungen Menschenkinder, die sich nicht losreißen konnten von einander in Gedanken und Blicken und doch die erlösenden Worten nicht fanden.

Sie schwiegen, während leidenschaftlich fliehende Töne die milde Frühlingsluft durchzitterten:

„Entslich' mit mir und sei mein Weib,
Und ruh' an meinem Herzen aus!“

Erica schickte sich zögernd zum Gehen an. „Wir wollen fort, nach Hause, Herr Leutnant,“ flüsterte sie kaum hörbar, dabei standen ihr Tränen in den Augen.

„Nur noch dies Lied zu Ende hören,“ bat er innig, sie sanft auf die Bank niederziehend „und das darauf folgende auch noch. Sie sind beide so wunderschön. Hören Sie nur.“

Sie lauschten Beide wie es schwermütig herübertönte, ernstem Glockenklang nach jauchzendem Glücke vergleichbar.

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümlein.“

Boiffen war bleich geworden. Er sah auf Erica's schlanke Hände, die sie um die Knie gefaltet hielt und auf ihr reizendes Kindergeſicht, welches in diesem Augenblick der andächtige Ausdruck noch verschönte. Durfte er sich den Blick dieser unergründlichen Augen günstig deuten? Und selbst wenn er es durfte? Er war ein armer Leutnant, sie ein reiches, vornehmes Mädchen — es wäre eine Vermessenheit — nein, er konnte, er durfte ja nicht reden. Jawohl, dachte er, „ein Reif in der Frühlingsnacht,“ den keine Sonne der Liebe hinwegtaut, ein Reif, der mein ganzes Wesen verdunkeln wird, o Erica, kleine Haideblume, wenn ich dich nicht erringen kann.

Wütend über seine erzwungene Resignation und Zaghaftigkeit zerrte sich Boiffen am Schnurrbart und blickte totunglücklich vor sich nieder. Hätte er nur ein klein wenig von dem Mute und der siegesgewissen Unverfrorenheit des Grafen Dagobats in sich gefühlt, wie er den albernen Gecken darum beneidete!

Da wurde er mit einem Male aus seinen Grübeleien aufgeschreckt. Abermals fielen eine

Menge Blätter aus der Baumkrone, wie bereits schon vor kaum einer Viertelstunde. Ein Rütteln und Rauschen aing durch den alten Birnbaum, als führe ein Windstoß darüber hin.

Erschrückt sahen Beide gleichzeitig in die Höhe.

„Mein Gott,“ rief Erica entsetzt, „was ist das? Sehen Sie doch nur, ein großes schwarzes Tier sitzt zwischen den Ästen! Eine Gule, ein Uhu! O Herr Leutenant, lieber Herr Boiffen!“

„Quab, Krrab, Quab!“ sagte da das schwarze Tier, der vermeintliche Uhu und flog schwerfällig mit lautem Getöse über die Mauer in den Forstgarten hinüber. Im selben Augenblick, als es dicht über Erica's Kopf hinwegstreifte, fiel dieser ein kleiner, blinkender Gegenstand in den Schoß. Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus und sah ganz blaß und verstört um sich.

„Donnerwetter, was war das,“ rief Boiffen, „es klang wie Metall und der hinterlistige Rabe hat die ganze Zeit her über uns gefressen, lassen Sie doch sehen, was da herunterfiel, aber Baronesse,“ unterbrach er sich plötzlich, „Fräulein Erica, liebe, süße Erica, was ist denn mit Ihnen? Wie sehen Sie denn aus, hat der abscheuliche Vogel Sie so erschreckt?“

Liebevoll besorgt blickte Boiffen dem jungen Mädchen ins Gesicht. Sie schien in der That halb ohnmächtig vor Schrecken, während er, alle seitherige Zaghaftigkeit abstreifend, sich mit zärtlichster Fürsorge um sie bemühte. Ganz wie selbstverständlich legte er die Arme um ihre zitternde, zarte Gestalt und zog sie fest an seine Brust, ohne daß sie auch nur den geringsten Einspruch erhoben hätte. Und als ihr braunes Köpfchen dann an seiner Schulter lag, und die großen Augen voller Liebe zu ihm aufblickten, da flutete ein heißer Strahl seligsten Glückes durch beider Herzen. Was sie längst schon gefühlt und gewußt, unausgesprochen noch und doch so klar und innig lag's in dem einzigen Blick. —

Wie im Traume, während ihr Arm noch Boiffen's Hals umschlungen hielt, faßte Erica nach dem blinkenden Ding, das der Rabe ihr in den Schoß geworfen und sie bis dahin nicht beachtet hatte.

Es war ein glatter, goldener Ring. Boiffen nahm ihn ihr aus der Hand und seine treuen Augen strahlten vor freudiger Ueberraschung.

„Erica!“ jubelte er, „du liebe, Innigstgeliebte, welch wunderbare Vorbedeutung! Sieh nur, ein Reif, ein goldener Reif! Erscheint das

Wort im Liebe nicht doppelt sinnig? Ist so etwas möglich, Erica?“

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“ zu deinem Schoß, du Süße, als sollten wir Beide nach langem Harren durch ihn erlöst werden. Wahrhaftig ein Märchen! Ich stecke ihn dir an unter dem Zauberbaum als Verlobungsring und segne den schwarzen Gefellen dafür, daß er ihn gestohlen, sonst hätte ich wohl niemals den Mut gefunden um dich zu werben, meine kleine, unerreichbare Haideblume.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, küßte er sie auf den roten Mund und der Mond versteckte sich gänzlich hinter einer Wolke, so überrascht war er über diese unvorhergesehene Wendung der Dinge.

Oberförsters Jakob ließ sich in seiner schwarzen Rabenseele wohl schwerlich träumen, welch großen Glückes Schmieb er in jener Frühlingsnacht gewesen. Aber soviel ist sicher, er hatte durch seinen Ring-Diebstahl den „armen“ Boiffen zu einem „reichen“ Boiffen gemacht. Erica kompromittierte, nach dem Ausspruche der Mama Trotta, tatsächlich die ganze hochlöbliche Familie, indem sie ihren Willen durchsetzte und ihrem geliebten Lothar die Hand reichte. Sämtliche früheren Kameraden beneideten den jungen Gutsherrn um die reizende Frau, die so viel Schneid bewiesen und nach ihrer „eigenen Façon“ hatte selig werden wollen.

Baronin Chlothilde, die schöne Landrätin, beehrte die Schwester nur selten mit ihrem Besuche. „Es ist dort alles so rührend bürgerlich zugeschnitten,“ äußerte sie kürzlich gegen den Grafen Dagobat, „und die Verliebtheit der jungen Eheleute sehr wenig chic und gar nicht mehr zeitgemäß.“

Daß der Dieb Jakob strafgerichtlich verfolgt und ihm bei gestuhten Flügeln untersagt wurde, mit Eberingen um sich zu werfen, will ich im Interesse der Gerechtigkeit nicht unerwähnt lassen; ebenso, daß die Frau Oberförsterin bald wieder in den Besitz ihres geraubten Eigentums gesetzt wurde.

Den schönen Leserinnen aber kann ich nur dringend anempfehlen, sich an passenden Frühlingsabenden unter alte Birnbäume zu setzen. Es kommen da oft wunderliche Dinge vor, wie unsere Geschichte, die, nebenbei erwähnt, tatsächlich passiert ist, beweist.

Lebenswege.

Eine Erzählung von Eugen Eichardt.

In dreißig Jahre liegt die Zeit zurück, in der das Vorspiel zu unserer Geschichte beginnt. Ueber den altersgrauen Giebeln der kleinen Stadt am Fuße des mittleren Wasgau, die, abgesehen von einigen Neubauten am Eingang von der Rheinebene her, noch ganz ihr mittelalterliches Aussehen bewahrt hat, lag der Abendfrieden, jene träumerische Dämmerzeit, welche mehr wie alle andern Stunden so ganz die Seele umfängt und ungeahnte Ruhe, Stille und Sehnsucht ins Herz hineinzubert. Vom ehrwürdigen Wartturm herab verloren sich leise die letzten Klänge des Glückleins, das seit undenklicher Zeit allabendlich die Ruhezeit einläutete. Am großen Eckhaus an der Kirchgasse rasselte der alte Weibel die Laterne herunter. Die Kinder zogen von den Spielplätzen singend und scherzend nach Hause, und die letzten fleißigen Arbeiter und Arbeiterinnen kehrten, von allen Richtungen kommend, aus den Nebgeländen müde heimwärts.

An einem kleineren Hause, dem Eckhause gegenüber, wurde eben ein Fenster geöffnet. Ein Knabe von etwa zwölf Jahren schaute heraus und rief laut hinüber: „Berta, Berta, kommst Du?“

Und über Hyacinthen und Aurikeln herüber, die sich in der lauen Märzabendluft gütlich taten, lehnte sich ein freundliches Mädchenantlitz und antwortete: „Gleich, Paul, gleich!“

Dann wanderten die Nachbarskinder dem oberen Städtchen zu, um gemeinsam die Milch zu holen. Sie machten den Gang jeden Abend.

„Du kommst ja gar nicht mehr herüber zu mir! Hast Du mich denn nicht mehr lieb?“ fragte die um einige Jahre jüngere Berta ihren Spielgenossen.

„Ja, Dein Vater scheint mir gram zu sein; ich habe das Herz nicht, zu Dir zu gehen,“ erwiderte Paul.

„Schau, ich weiß gar nicht“, sagte das Mädchen, „was der Vater gegen Euch hat. Aber bitterböse ist er Deiner Mutter, und ich habe ihn sagen hören: Nun, wenn sie den Fröhnacker, dem Fris — Du weißt, dem Onkel Fris — verkauft hat, so ist's aus. Ich schau sie nicht mehr an, und ihren Buben leid ich nicht mehr im Haus!“

„Ich hab' Dich doch immer gern, Berta“, meinte Paul, „Du hast mir ja nichts zuleide

getan. Und was Dein Vater gegen meine liebe Mutter hat, das verstehe ich nicht recht. Ich glaube, Dein Onkel hat ihr mehr Geld für das Nebstück gegeben, als Dein Vater bezahlen wollte. Sie hat heute geweint, aber nicht feinetwegen, sondern weil sie auch den schönen Ruckbaumgarten hat verkaufen müssen. Und die Großmutter hat sie dann getröstet und zu ihr gesagt: Es wird schon wieder besser kommen. Weißt Du, Berta, es hat viel Geld gekostet, als unsere Anna krank war, und das Begräbnis auch, und wir sind arm. Aber den Fröhnacker und den Ruckbaumgarten muß sie wieder haben, wenn ich groß bin und arbeiten und verdienen kann. Das sag' ich Dir! Aber lieb werde ich Dich immer haben, Berta, auch wenn ich nicht mehr zu Euch kommen darf.“

In schwesterlicher Zuneigung schlang das Mägdelein seinen Arm um den Nacken Pauls, und so bogen sie in die enge Seitengasse ein, wo sie ihre Kannen füllen ließen.

Beim Nachhausegehen sagte Paul noch: „Jetzt können wir auch keine Nüsse mehr holen, und Du kannst auch nie mehr kommen, um bei uns auszukernen. Und jetzt darf ich Dir nicht mehr erzählen und nicht mehr vorlesen! Drei schöne Geschichten habe ich am Sonntag noch geholt: Jakob Ehrlich, Chaptal und Loango. Dann setzen wir uns einmal beim Spiel zusammen, und alles werde ich Dir dann erzählen. Nun gute Nacht, Berta!“

„Gute Nacht, Paul!“ — — —

* * *

Selige Kinderzeit, der holde Frühling bist du im Menschenleben! Wenn die Tage des Weichensuchens kamen, so wurden Wald und Flur gemeinschaftlich durchstreift. Heitere Spiele vereinigten Paul und Berta und die Jugend der angrenzenden Gassen, und über all der Lust vergaßen sie, daß es daheim nicht mehr so war wie ehemals. Aber gut wollten sie sich immer bleiben. Noch inniger wurde die Zuneigung des Mädchens zu Paul, als dieser es einmal aus einer großen Gefahr befreite. Nach einem schweren Unwetter und Wolkenbruch schwoll der Bach, der harmlos an der alten Stadtmauer vorbeischießt, zu einem reißenden Wasser an, das Brücken und Stege mit sich riß. Das seltene Ereignis lockte die Jugend hinaus, den Matten zu, wo sie den gelbschäumenden Wellen zuschaute. Plötzlich gab an einer Stelle das Ufer nach. Berta wäre beinahe in das wilde Geflute

gefallen. Angstvoll klammerte sie sich an die nachgebenden Grasbüschel. Ihre Füße berührten schon das Wasser. Die umstehenden Gefährten und Gefährtinnen lachten oder schrieten und halfen nicht gleich. Da sprang Paul, der die Gefahr fast zu spät sah und die Angstrufe Bertas hörte, herbei und zog die Gespielin wieder herauf. „Ich danke Dir, guter Paul“, sagte sie schnell und lief beschämt davon. —

Bei der Mutter führte Paul ein glückliches, zufriedenes Leben. Sie war die Witwe eines jungverstorbenen französischen Beamten. Mit ihrem Manne hatte sie all ihr Lebensglück begraben und sich dann in ihren Heimatsort zu ihrer Mutter zurückgezogen, wo sie mit Hilfe des Ertrags der wenigen Reben und ihrer kleinen Pension sich wie so manche andere in mehr als bescheidener Weise durchs Leben half. Züge tiefen Grams waren ihrem Gesicht aufgeprägt. Von zwei Kindern war Paul ihr allein geblieben; doch jene heimtückische Krankheit, der sein Schwesterchen erlag, hätte beinahe auch ihn zum Opfer gefordert. In der Sorge um ihn sah sie wieder einen Lebenszweck. Die Entwicklung des munteren, aufgeweckten Knaben voll wachsenden Selbstbewußtseins und Kraft lehrte sie, wieder Freude am Leben zu empfinden. Wie gern hätte sie ihm noch weiteren und besseren Unterricht gegönnt, als ihm die Schule des Städtchens zu bieten vermochte. Sie konnte nicht.

Fort wollte er, hinaus in die Welt. „Mutter, was soll ich hier?“ sagte er zu ihr. „Soll ich da immer ein armer Bursche bleiben und im Tagelohn wohl arbeiten? Nein. Für Dich und die Großmutter reicht's, ich aber will fort, und wenn ich erst verdiene, dann sollen die guten Tage für Dich kommen!“

Und sie widersprach ihm nicht. Jubelnd fiel er ihr um den Hals, als sie von Straßburg zurückkam und ihm mitteilte, daß er in das Kaufmannsgeschäft bei einem Verwandten des Vaters eintreten könne. —

„Wirst Du mich nicht vergessen?“ fragte die

Gespielin von drüben, als er ihr heimlich Lebewohl sagte. „Dich? Berta, nein, niemals!“ — Mit den letzten Schwalben zog Paul dann fort aus der trauten Stille des Städtchens, um den ernstern Kampf mit dem Leben aufzunehmen.

Schon im ersten Jahrzehnt nach dem großen Krieg konnte man im Elsaß vorahnen, daß man einer neuen Zeit entgegenging. Es kam ein größerer Zug auch in vom Weltverkehr abseits gelegene Ortschaften. Die Bevölkerung in

Stadt und Land trat nun, im Gegensatz zur zentralisierenden französischen Verwaltung, die entfernte Grenzprovinzen nicht recht zur Entfaltung brachte, unter dem Einfluß eines großen, von anderen Gesichtspunkten aus geleiteten Staatswesens mit weiten Kreisen über dem Rhein in Berührung und Wettbewerb. Die gewaltige Erweiterung der Absatzgebiete für den Wein und die erhöhten Preise brachten mehr Geld in die weinbautreibenden Gegenden, aber alles das trug dazu bei, daß sich die Anschauungen vielfach änderten, die Ansprüche an das Leben andere Gestaltung annahmen und ein Hasten und Drängen im Streben der Einzelnen sich bemerkbar machte. Der schlichte, herzlich einfache Charakter früherer Tage, das ungezwungene, vertrauliche und freundschaftliche Zusammenleben von Menschen, die meist auf sich selbst angewiesen waren,

ging nach und nach immer mehr verloren, und manche alte, liebe Gewohnheit vergangener Zeiten fiel allmählich dem Vergessen anheim.

In unserm Städtchen entstanden rasch nacheinander einige Weingroßhandlungen. Auch am bekannten Eckhause an der Kirchgasse war eine große Tafel angebracht worden, die den Gutbesitzer Weber, den Vater Bertas, den überraschten Mitbürgern als „Weinsüßer“ zu erkennen gab. Voll Stolz betrachtete er sie immer, wenn er sich seinem Hause näherte. Ein gewisser Dünkel bemächtigte sich seiner, und mancher Vertraute früherer Zeit mußte sich einen weniger freundschaftlichen Verkehr gefallen lassen.

Manche Jahre hindurch hatte Weber Glück



Wirst Du mich nicht vergessen?

im Herbst gehabt und ansehnliche Traubenernten eingeheimst. Im Keller war die Zahl der Fässer gewachsen, und in mehreren Reihen lagen sie unten, wohlgefüllt mit der köstlichen Spende seiner Gelände. Er lächelte zufrieden, wenn das Auge der Freunde, mit denen er nach altem Gebrauch manches Glas im Keller leerte, voll Bewunderung und, wie er wohl merkte, auch oft voll Neides auf ihnen ruhte.

Es war aber nicht immer so gewesen, und er dachte öfters an die Zeit, wo er mit seiner jungen Familie einen sehr bescheidenen Haushalt führen mußte.

Nicht Bertas Mutter war es, die er einst heimzuführen gedachte. Jenes stolze Mädchen, dem seine junge, heiße Liebe gehörte und das ihn aber abgewiesen hatte, war Pauls Mutter. Nie konnte er es ihr verzeihen, daß sie dem nun schon verstorbenen Jugendfreund und Regimentskameraden die Hand gereicht hatte. Vergangene Zeiten waren es wohl, aber den letzten Funken von jener Glut konnten die Jahre nicht auflösen. Wie Mitleid kam es anfangs über ihn, als die junge Witwe wieder den Weg zum Heim der Mutter nehmen mußte. Dann aber sagte er sich, daß es ihr anders und besser hätte gehen können, wenn sie gewollt hätte. — —

Seine brave Frau kümmerten die alten Geschichten, die man ihr erzählte, wenig. Frau Weber lebte mit Pauls Mutter in nachbarlicher Eintracht. Paul selbst war ein lieber, gefälliger Knabe, den sie immer recht gut leiden konnte, ja, sie hatte sich so an seine Besuche bei ihren Kindern gewöhnt, daß sie ihn fast als einen der Ihrigen betrachtete. — — —

Weber zählte sich zu den vornehmsten und reichsten Bürgern des Städtchens. Sollte er das nach außen hin nicht auch noch mehr zeigen? Hatten bis jetzt nur die ersten Familien ihre Töchter in die Pension geschickt, so konnte er es aber nun auch tun, und Berta bezog nun für zwei Jahre eine solche in der französischen Schweiz. Dann würden sich, dachte der Vater, die vornehmen Freier schon einfinden und seine Tochter aus den engen, kleinlichen Verhältnissen herausholen. Es war sein Herzenswunsch.

Wenn Paul vorübergehend bei der Mutter weilte, kam es ihm wie ein schöner Traum vor, wenn er an die stillen Tage seiner Jugendzeit dachte, an die Abende daheim bei der Mutter, wo ihr und der Großmutter Spinnrad mit

leisem Geräusche sich drehte und er im Scheine der Lampe den beiden vorlas, und an die glücklichen Stunden im großen Nachbarhause. Wie singt doch der Dichter Rückert?

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein, was mein einst war!

Manche Jahre waren vergangen, seit er als Lehrling in die große Weinhandlung in Straßburg eintrat. Leicht war der Anfang nicht gewesen. Aber seine Treue und Gewissenhaftigkeit im Kleinen wie im Großen, das unentwegte Arbeiten und Steuern auf das Ziel hin, sein frischer Mut und sein gesunder Sinn waren ihm eine sichere Stütze in Stunden, die ihm nicht gefielen, und ein mächtiger Anker, der ihn fest an das Geschäft des Vaters seiner Mutter fesselte, wo ihm auch eine gesicherte Zukunft in Aussicht stand. — —

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer!

Empfand Paul es nur, oder war es Wirklichkeit? Es kam ihm alles so ganz anders vor. Es schien ihm, als ginge alles, auch die Jugend, andere Wege, als wäre es nicht mehr das vertraute, frohe Zusammenleben von einst. Die Knaben, welche die neugegründete höhere Schule der Nachbarstadt besuchten, bildeten einen Kreis für sich und verkehrten und spielten kaum mehr mit den gewöhnlichen Bürgerjungen. Alles mutete ihn so fremd, so kalt an. — —

Drüben stand das Elternhaus Bertas. Und immer noch senkte sich wie einst die traute Abenddämmerung herab auf Giebel und Gassen, und die große Laterne rasselte herunter. Aber kein freundliches, liebes Mädchenantlitz neigte sich mehr über die Blumen, um herüberzurufen: „Ich komme gleich, Paul!“ — — —

Den einfachen, geraden Sinn Bertas hatte man in der Pension nicht zu ändern vermocht. Sie kam mit ihren achtzehn Jahren zurück voll lebenswürdiger Offenheit und gewinnender Anmut, schlicht und treuherzig, wie sie fortgegangen war.

Wenn auch seit längerer Zeit die Beziehungen zwischen ihren Eltern und der Mutter Pauls noch kühler geworden waren, so galt doch dieser einer ihrer ersten Besuche. Was sie von Paul hörte, machte ihr hohe Freude. Der Eifer aber,

mit dem sie sich nach allem erkundigte, die tiefe Röte, die das Gesicht des schönen Mädchens dabei überflog, verrieten der Mutter, daß Berta ihren einstigen Gespielen nicht vergessen hatte. Wie schwere Ahnung legte es sich auf ihre Seele. — —

Ja, die alte, warme Freundschaft der Jugend war ganz dieselbe geblieben. Das fühlten Berta und Paul beim ersten heimlichen Händedruck. Ein Schimmer jener traumschönen Zeit war zurückgekehrt. Zwei liebe Augen suchten die feinen über die Blumen hin. — —

Dann war der Sommer gekommen mit all seinem Dufte und Grün, die Zeit, die den Menschen hinauslockt in den kühlen Waldbeschatten, in die reine, würzige Tannenluft, wo die Seele so gern aufjubelt und sich reich und überglücklich wähnt, zumal wenn sie sich in junger Liebe zu einer andern hingezogen fühlt.

Bei einem Ausfluge war es. Auf dem Heimwege führten sie Wunsch und Zufall zusammen. Im Abenddunkel fanden sich unbemerkt ihre Hände, und die Herzen jubelten auf in seliger Lust. In den stillen Büschen verhallten die letzten Töne der Waldsänger. Das Lied der Nachtigall erklang. — — Schon glänzten im Tale unten die Lichter des Städtchens. Singend zog die frohe Schar zum Tore ein, in die Gassen sich verteilend, und bald träumten zwei glückliche Menschenkinder den ersten, schönen Liebestraum. — —

Im großen Eckhause ahnten es weder Vater, noch Mutter. Berta wollte ihr stilles Glück halten, so lange sie vermochte. Gar oft bangte ihr vor der Zukunft. Sie wußte wohl, daß schwere Stürme über ihre Liebe brausen würden. Tief schmerzte es sie, wenn der Vater in fast höhnischer Weise von der armen Nachbarin sprach,

und oft meinte, es wäre geschiedter gewesen, sie hätte ihr Straßburger Herrlein zur Arbeit in den Reben angehalten, statt hoch mit ihm hinaus zu wollen. Der arme Schlucker könne ja doch nie was Rechtes anfangen.

„Aber Vater“, wagte Berta einmal zu sagen, „Paul ist doch ein braver und tüchtiger junger Mann geworden, und er wird es gewiß zu etwas bringen. Daß er nun nicht das Glück hat, reich zu sein, dafür kann er doch nichts!“

„Schweig!“ herrschte der Vater sie an, „Du ergreifst ja für ihn Partei, als wenn er Dich was anginge!“

Berta fühlte, wie die Röte der Verlegenheit und der Erregung zugleich über ihre Wangen zog. Sie beugte sich über ihre Arbeit und war froh, daß der Vater nicht weiter über die Sache sprach.

Dem Mutterherzen vertraute sie aber dann ihr bis dahin still bewahrtes Geheimnis an. Viel Verständnis fand sie nicht. Doch versprach ihr die Mutter, zu ver-



Sagen Sie Ihrem Sohn, er möge sich das nicht in den Kopf setzen!

juchen, den Vater günstig zu stimmen. — —

Es war für Pauls Mutter ein saurer Gang, als sie bei Webers die steinerne Wendeltreppe hinaufstieg, um nach altem Herkommen für ihren Sohn um die Hand Bertas zu bitten. —

Paul war an demselben Abend heimgekommen und hatte die Mutter mit einer freudigen Nachricht überrascht. Sein Prinzipal hatte mit einer Reihe von Kapitalisten in herrlicher Lage, in der Nähe eines hochgelegenen Vogesendorfes ein Gasthaus in großem Stil erbauen lassen und Paul zum geschäftlichen Leiter vorgeschlagen. Im Frühjahr sollte er die Stelle übernehmen. —

Wie gern wollte sie ihm, dem angstvoll Wartenden, gute Nachricht bringen, war es doch auch ihr sehnlichster Wunsch, Paul mit Berta vereinigt zu sehen. Sie hatte selbst nur geringe Hoffnung, und in diesem Sinne hatte sie ihn

auf den möglichen Ausgang vorbereitet. Ihre Gedanken eilten im Fluge zurück in vergangene Tage. Sie zögerte einen Augenblick. — Hatte nicht einst Weber ihre Liebe gewollt? Was konnte sie aber damals dafür, daß sie ihn, Bertas Vater, nicht zu lieben vermochte? Sie könnte es ihm jetzt entgelten müssen. Und dann sein Zorn wegen des Verkaufs der Grundstücke. Sie schritt der Türe zu. Was tut man nicht aus Liebe zu seinem Kind! — In gedrückter Stimmung pochte sie an. Berta saß bei Vater und Mutter. Sie wußte, daß der entscheidende Moment nun kam. Der Empfang durch Frau Weber war freundlich, und Berta drückte ihr warm die Hand. —

Der Vater erhob sich und fragte in gleichgültigem Tone: „Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Frau Lang?“

Und als sie dann mit bewegter Stimme von der Zukunft Pauls und seinem Herzenswunsch sprach, da wurde er ungeduldig und sprang erregt auf und schrie: „Nein, und noch einmal nein! Das wird nie geschehen! Da habt ihr mein erstes und letztes Wort in dieser Sache!“ —

Berta schluchzte. Da rief ihr der erbohte Vater zu: „Was ist da hinter meinem Rücken vorgegangen? — Sagen Sie Ihrem Sohn“, wandte er sich zu Frau Lang, „er möge sich das ja nicht in den Kopf setzen. Er wird schon eine andere finden!“ — —

Pauls Mutter bat herzlich, ihr nicht zu zürnen und verließ das Haus. Frau Weber begleitete sie und suchte sie zu beruhigen. Sie wolle mit ihrem Mann noch ernstlich über die Sache reden, und Paul solle die Hoffnung noch nicht ganz aufgeben, wenn auch der Vater für jetzt „nein“ gesagt habe.

Das war ein schwerer Schlag für Paul. Alle tröstenden Worte der Mutter übertönte der bittere Nachklang: „Nein!“ Ein tiefes Weh zehrte an ihm, und die Mutter sah mit sorgenvollem Herzen, wie schwer es ihm fiel, dieser Liebe entsagen zu müssen. — — —

In Bertas Hause hatte es aber noch einen bösen Austritt gegeben. „Komm mir nur nie mehr mit dieser Liebelei!“ brauste der Vater noch auf. „Daraus wird nichts. Was könnte der Dir denn anbieten? Sollte er sich an dem göttlich tun wollen, was ich für Euch errungen habe? Nein, kein Wort mehr davon!“ —

Nichts vermochte ihn umzustimmen, kein Bitten der Tochter, kein Zureden seiner Frau. — Paul bekam dann von ihm noch eine briefliche

Antwort. „Suchen Sie Ihr Glück an einem andern Ort“, war der Schluß. — —

Die Zeilen zerschlugen seine liebsten Hoffnungen jäh, wie ein Gewittersturm es wohl tut, der über junge Blüten fñhrt. Die beiden Liebenden sahen sich nicht wieder. Bertas Abschiedswort ergriff ihn tief. „Ich hab lang und schwer gekämpft“, schrieb sie ihm, „doch als ich sah, was für eine böse Wendung alles noch zu nehmen drohte, ließ ich ab. Er ist mein Vater. Ich muß und werde ihm gehorchen, auch wenn ich dabei zu Grunde gehe. Zürne mir nicht, Paul. Ich überlasse Gott mein und Dein Geschick.“ — —

Lange konnte Paul einen stillen Groll gegen Berta nicht aus seinem Herzen bannen. In ihm glühte und stürmte es. Er hätte alles getan um des lieben Mädchens willen. Und sie? Konnte sie ihrem Vater gegenüber nicht anders auftreten, nicht lieber alles lassen, als ihre Liebe aufgeben? Den stolzen Nachbar verachtete er innerlich, den Mann, der ein ehrliches und mutiges Streben so gering bewertete und, um einem alten Haß Genüge zu tun, zwei Herzen zu trennen suchte, die für einander bestimmt waren. Doch richteten und Berta vergessen, wollte und konnte er nicht. Sein eigenes Herz hatte zu viel geblutet. — —

Die Uebersiedelung in sein neues Heim in den Bergen war vollzogen. Seit dem Tode der Großmutter war die Mutter bei ihm. An der günstigsten, vor den Nordwinden geschützten Stelle steht der ansehnliche Bau, ausgestattet mit allem, was der vermöhteste Mensch unserer Tage nur beanspruchen könnte. Das Unternehmen war allseits freudig begrüßt worden, und der gewaltige Zuzug von Fremden, insbesondere von Erholungsbedürftigen, ließ klar erkennen, daß mit dem Unternehmen einem wirklichen Bedürfnis entgegengekommen war.

Die Arbeit und vor allem die Abgeschiedenheit vom großem Getriebe der Welt beeinflushten Paul in der besten Weise. Für das schwere Leid, das er erfahren hatte, konnte es keinen besseren Tröster geben, als den Wald, den Sturm und Wetter so oft durchstobt und der sich immer wieder kräftig und frisch aufrichtet. Der heimliche Groll wich stiller Ergebung, und sehnsuchtsvoll eilten oft seine Gedanken in die Ferne, über die Bergspitzen hin nach dem großen Schause, und Erinnerung und Liebe umklammerten ein liebes Bild. — —

Berta war für ihn verloren. Der Sturm von innen und von außen, den sie oft überwunden glaubte, erhob sich immer wieder aufs neue. Es galt noch zu kämpfen. Mit jeder Faser ihres Herzens hing sie an Paul. Ihm nur konnte ihre heilige, reine Liebe gelten, eine Liebe, die sie nicht dem Spiel des Zufalls zu verdanken hatte. Nun war er fort. Auch seine Mutter hätte sie meiden müssen, wenn sie in ihrem Hause geblieben wäre. Wohl wußte sie, wo beide waren, daß sie zu ihnen eilen und eine Heimstätte finden könnten. Durfte sie aber das den Eltern antun? Ihre Mutter stand innerlich auf der Seite des Vaters. Sie hatte auch für den Schmerz ihres Kindes wenig Verständnis. Obschon Monate seit jener bösen Stunde verflossen waren, blieb der Vater immer noch finster und verschlossen.

„Ist die Geschichte noch nicht vergessen?“ fragte er eines Tages. „Höre, Berta, sei verständig. Du weißt, daß es nicht sein kann, und daß ich ihm nie erlauben werde, die Schwelle meines Hauses zu übertreten.“

„Was haßt Du denn für einen Haß gegen Paul, Vater?“ wagte sie zu entgegnen. „Er ist ja brav, wenn auch nicht reich, und er hat sich doch selber eine schöne Stellung erworben. Warum willst Du mich denn nicht durch ein freundliches Wort glücklich machen, da Du doch weißt, wie lieb ich ihn habe!“

„Ach, Larifari!“ gab er ihr zur Antwort. „Ich habe die auch nicht bekommen, die ich einst gewollt und bin doch glücklich geworden. Laß mich nur für Dich sorgen. Der Rechte wird schon kommen. Später lachst Du über diese Dummheiten.“

Wider Willen war er dann weicher geworden. Sanft legte er seine Hand auf ihre Schulter. „Sei verständig, Berta, Du gehst nun eine zeitlang von hier fort, um die Sache zu vergessen. Du wirst schon wieder ruhiger werden

und mir dann dankbar sein.“ — „Nein, Vater, was Du auch tun wirst, ich kann Paul nie vergessen!“ — —

* * *

Etwas über zwei Jahre waren vergangen. Da gab's einmal für lange Zeit ein Geflüster und Gerede am Laufbrunnen am Marktplatz. Die eine der Frauen wußte dies, die andere jenes. Darin aber waren sie einig, daß sie noch nie eine so vornehme Hochzeit wie die bei Webers gesehen hätten. „Das ist doch eine

andere Partie, als wenn sie den Lang Paulgenommen hätte,“ sagte eine. „Der hat's aber auch gut,“ meinte eine zweite, „mein Mann war vor kurzem dort. Das soll ein schönes und vornehmes Haus sein, und man spricht in allen Zeitungen davon.“ Und eine dritte flüsterte geheimnisvoll: „Wißt ihr aber auch, daß Berta sich aufs äußerste gewehrt hat und bis zur Hochzeit hoffte, es würde noch anders kommen? Und wie das arme Mädchen ausgesehen hat! Der Paul steckt ihr halt doch noch im Kopf,



Er wollte grüßend vorbeigehen.

glaubt mir's nur! Und wenn der Alte nicht gedroht hätte, es gäbe noch ein Unglück, sie hätte den Firtlesanz sicher nicht genommen!“ „Der Weber hat's aber auch hoch im Kopf,“ wußte eine andere noch zu sagen, „und wie wird's erst gehen, wenn die vornehme Verwandtschaft ihm den Sinn ganz verdreht; er grüßt jetzt schon unsereins kaum mehr. Aber es ist noch nicht aller Tage Abend!“ — —

Es war so. Berta hatte schließlich nachgeben müssen. Dann bat sie Paul brieflich um Vergebung. Als sie dem Freier, dem Sohn eines Geschäftsfreundes des Vaters das Jawort gab, da war es ihr wie einer jungen Sterbenden, der die Erinnerung an den goldenen Lebensfrühling das Abschiednehmen doppelt schwer macht.

Das verlangte Opfer hatte sie gebracht und auf den verzichtet, dessen Seele allein sie hätte beglücken können, dessen Kraft sie sich so gerne hingegeben, so willig anvertraut hätte. —

In verschwenderischer Weise war sie mit Gaben überhäuft worden. Ihr Gatte war peinlich aufmerksam in allen Dingen. Ob's von Herzen kam? In dessen Schattenreich konnte sie nicht blicken. Ein Herz nur hatte so ganz offen vor ihr gelegen. Ihr einstiges stilles Glück erkannte sie jetzt erst in seiner vollen Größe, nachdem sie sich sagen mußte, daß es unwider- ruflich verloren war. —

Doch des Vaters Wunsch war in Erfüllung gegangen. Der vornehme Schwiegersohn war sein Stolz. Wohl wußte er, daß Berta ihrem Mann innerlich fremd war. Das würde sich aber mit der Zeit schon machen, wie so manches andere, dachte er, und ließ sich die Hochzeitsfreude durch Gewissensbisse nicht schmälern. —

Die Jahre vertauschten. Sie brachten Berta keine Spur des Glückes, das der Vater für sie erwartete. Außerer Glanz wohl. Aber die Gatten verstanden sich nicht. Ein Sonnenstrahl fiel in ihr freudenloses Leben, das war die Geburt eines Töchterchens. Bald nach der Heirat hatte ihr Mann das Leben so wieder aufgenommen, wie er es einst in der Fremde gewohnt war. Er war wenig zu Hause. Wie gern hätte Berta edle Charakterzüge in ihm gefunden, um, da sie nun einmal sein Weib war, ihn auch schätzen zu lernen! Es wäre dann wohl besser geworden. Er mußte schon ein Leben gelebt haben, ehe er beim Vater um sie warb. Denn er wußte ihr, die sich im Bewußtsein ihrer Pflicht als Weib ihm dienend hingab, nichts zu bieten, was sie als Beweis für wahre innere Zuneigung hätte ansehen können. War es wohl Neigung, die ihn um ihre Hand bitten hieß, Liebe zu ihr, die sie nur nicht erwidern konnte? Sein Verhalten war ein Nein auf ihre Fragen.

Der Vater sprach von Geschäftsforgen. Er würde doch endlich anders kommen. Ihm selber brachte der Schwiegersohn eine Enttäuschung nach der andern. Manche Summen hatte er schon hergeben müssen. Er gab immer noch aus Liebe zu seinem Kind. Wie Blei lastete sich's aber nach und nach auf ihn. Und sein Herz krampfte sich zusammen, als Berta mit ihrem Töchterchen sich einmal zu ihm heim flüchtete. Er wagte sich kaum mehr über die

Gasse. Nur mit Mühe war sie zu bewegen, zu ihrem Manne zurückzukehren. —

Da verbreitete sich einmal plötzlich wie ein Lauffeuer die Nachricht durch das Städtchen, Bertas Mann habe sich erschossen. —

Sie war wieder daheim. Die traurigen Ereignisse, die über sie hereingebrochen waren, lagen hinter ihr wie ein böser, schwerer Traum. Sie suchte nur Frieden, die Ruhe für sich und ihr kränkliches Kind. —

Noch derselbe Abendglockenklang wie einst. Vom Leben fühlte sie sich sterbensmatt. Wieder beugte sie sich über die Blumen. Drüben lag das kleine Haus. Fremde Leute bewohnten es. Und jene selige Zeit war verklungen. —

* * *

Es war ein sonniger Junitag gekommen. Durch den duntigen Tannenwald wanderte Paul bergaufwärts seinem Heim zu. Er durfte es so nennen, seit er durch rastlose Arbeit es dahin gebracht hatte, an dem Unternehmen selber in ansehnlichem Maße beteiligt zu sein.

Ein Singen und Jubilieren rings um ihn. Taubengegirr in der Ferne, Spechtgehämmer in der Nähe. Die Waldblumen dufteten heute so süß. Neugierig und schelmisch blickte da und dort ein mutwilliges Eichhörnchen nach ihm, halb hinter den mächtigen Riesenstämmen versteckt. Gaukelnde Schmetterlinge flogen neben ihm her, zur Höhe hinaufstänbelnd. Wie Brautschmuck, so hold und frisch und glänzend lachte ihn die Waltespracht an. Durch die dichten Wipfel der Bäume zog die würzige Luft. Strichweise strahlte ein herrlicher, blauer Himmel durch das Gezweig, und heimlich stahl sich mancher Sonnenblick durch das dicke Geäst. Sommeranfang überall. — Paul war nachdenklich.

So heimlich rauschte sein lieber Wald, als er sein Glück fand. Mehr wie je kam ihm heute die Erinnerung an Berta. Er hatte sie nie wieder gesehen. Doch war es ihm und seiner Mutter nicht unbekannt geblieben, was für ein Geschick ihr zugebacht war. Raum und Zeit trennten ihn von seiner Jugendliebe, aber die Wunde schmerzte noch immer. Er hatte noch nicht vermocht, ein ander Herz zu suchen.

Eben hatte er das Gebirgsdorf durchschritten und war auf dem breiten Fahrwege, der zum Hotel führt. Vor ihm spazierte eine schwarzgekleidete Dame, die ein Mädchen an der Hand leitete. Er wollte grüßend vorbeigehen. Da durchschauerte ihn ein freudiger Schreck.

„Bertha!“ entfuhr es seinen Lippen.

„Du Paul? — Bin ich noch des Druckes Deiner Hand wert?“ hauchte sie.

„Du warst nicht schuld,“ sagte Paul bewegt, „und Du hast schwerer gelitten als ich.“

Es rührte sie ein alter, süßer Traum. Neugierig blickte das bleiche Kind bald die Mutter, bald den fremden Mann an, der so freundlich zu ihr und ihm sprach. Und als Paul das Mädchen zu sich emporhob und es küßte, da schlangen sich zwei weiche Arme um ihn.

Die Hoffnung wandelte mit ihnen durch den grünen Wald.

Für die Mutter Pauls war es eine große, aber liebe Ueberraschung. Sie erfuhr bald, daß Bertha auf Anordnung des Arztes schon einige Tage im Dorf sich aufhielt, um für sich und ihr Kind Stärkung in der Waldluft zu suchen.

* * *

Sie fand auch ihr verlorenes Glück wieder. Und als sie zum erstenmal alle vereint in den Bergen oben beisammen saßen, da war der Vater Weber mit seinem vorzeitig gebleichten Haar der einzige, welcher weinte — vor Freude, so rebete er sich aus.

Im Schein der untergehenden Sonne standen dann zwei selige Menschen allein auf der Veranda. Und jedes Angesicht strahlte wieder wie einst die alte Liebe.

Sie lebten der Erinnerung, die Schuld und Fehler in milderem Lichte erscheinen ließ.

Das Ochsengepann.

Erzählung aus dem Schwarzwald von Hans Brandes.

Das ist gewiß im ganzen Wasserbereich der Murg kein Gehöft, in dem der Lemmermeyer, des Adlerwirts von Gernsbach Ochsentreiber, nicht eine bekannte und beliebte Persönlichkeit ist. Sein Herr hat ihn mit Kaufvollmachten ausgestattet, und die Bauern des schwäbischen Murgtales verkaufen ihre Ochsen dem Lemmermeyer mit ebensoviel Feierlichkeit und Râhe, wie dem Adlerwirt selber. Indessen darf zu solchen Geschäften die Nachmittagsstunde noch nicht weit vorgeschritten sein, denn: „Beim Lemmermeyer ist's Mode, daß er um vier Uhr seinen Rausch hat,“ pflegt sein Brotgeber zu sagen; in solchem fast allabendlichen Zustande hat eben der Treiber nicht mehr die Energie eines geriebenen Viehhändlers.

Sausfreund. H.

Demnächst sollte in Altensteig Viehmarkt sein; auf solchen war der Adlerwirt immer mit einem größeren Transport Ochsen vertreten. Zum Einkaufe der Tiere befand sich der Lemmermeyer schon einige Tage auf dem „Ochsengai.“ Aber noch hatte er erst ein einziges Paar Ochsen gekauft; der Handel wollte ihm diesmal nicht so recht glücken. Eines Abends brachte die Post in die Baiersbronner Herberge des Lemmermeyer eine Karte, auf welcher ihm sein Dienstherr den Auftrag gab, auf dem Zwieselberg ein Paar Zugochsen zu besehen und möglichst zu kaufen, der Eigentümer habe sie ihm, dem Adlerwirt, brieflich angetragen.

„Langsam, Adlerwirt!“ murmelte der Treiber, als er die Karte gelesen. „Morgen gleich geh ich nit auf den Zwieselberg, erst hab ich was anders vor. Auf dem Zwieselberg ist mir noch kein Ochse davon gesprungen!“ Und er saß beim Wein bis in die Nacht.

Am andern Morgen mit der ersten Rôte des Tages flog der Lemmermeyer auf die Berge, um auf den Koblwaldhöfen sein Glück zu versuchen. Nichts wars! Die Bauern waren zâhe und glaubten ohne Zwischenhandel vorteilhafter zu verkaufen. Aber der Gernsbacher Ochsentreiber war doch guter Laune, als er abends heimkehrte, sein Rausch war heute sehr billig gewesen, da kein Bauer dem Lemmermeyer von hinnen ließ, ohne ihm ein mächtiges Glas „Trester“ kredenzt zu haben.

So führte der nächste Tag den Treiber auf den Zwieselberg. Aber wider Erwarten auch hier Pech!

„Ja, d'Ochsen sind schon verkauft, Ihr kommt z'spät,“ sagte der Verkäufer.

Voller Schrecken starrte der Treiber in das faltige Gesicht des Bauern. „Ich bin ja der Lemmermeyer von Gernsbach. Ihr kennt mich doch! Habt Ihr nicht Eure Ochsen dem Adlerwirt angetragen?“

„Wohl, angetragen, aber verkauft hab ich sie vor zwei Stunden ins Renchtal hinüber. Warum kommt Ihr so lang nit!“

Der Viehtreiber kratzte sich hinter den Ohren. Was wird sein Herr sagen, wenn er das Zuspâtkommen erfährt?

Indes der Polizeirat von Zwieselberg, nur durch eine alte, abgetragene Dienstmütze an seiner Würde erkennlich, wußte willkommenen Rat. In der Freude seines Herzens darüber zechte der Lemmermeyer zur Erlangung seines „Obligatorischen“ bis in den sinkenden Abend mit dem

Diener der heiligen Hermandat. Er hatte Hoffnung, am andern Tage ein schönes Ochsengepänn „sein“ zu nennen.

Zu Rippolts-Au Klösterle im Schapbachtale galt bei den Bauern der Hansseppebur drüben am Bergabhänge als einer der reichsten Männer des Kirchspiels. Das wußte er auch und tat sich auf diesen Ruf nicht wenig zu gut. Doch wollte er nicht nur für reicher als seine Mitbürger gelten, sondern hielt sich auch für den gefestesten Menschen weit und breit. Und weil er manchen dies fühlen ließ, mochten ihn die meisten Bauern nicht leiden; ja ein Wigbold hatte ihm den Namen „Professersbur“ aufgehängt und seither wurde ihm allgemein dieser Ehrentitel beigelegt. Mit einigen Bauern lebte der Hansseppe geradezu in Feindschaft, aber besonders schlecht zu sprechen war er auf den Besitzer des Mooshofes im Holzwalde. Und das war so gekommen: Die Waldungen der beiden Bauern stießen zusammen, waren indes vor einiger Zeit durch eine schmale Landzunge getrennt gewesen, die dem fürstlich-fürstenbergischen Forstbesitz zugehörte und ein anstoßender Teil eines großen Waldkomplexes war, wie sie diese Herrschaft in der Wolfacher Gegend vielfach besitzt. Da diese zwischen zwei Anstößern eingeteilte Waldzunge den Fürstenbergischen unbequem zu bewirtschaften war, kam sie zur Versteigerung. Natürlich war sowohl der Hansseppe, als der Mooshofbur Liebhaber der Parzelle. Zwar ließ letzterer den einzigen Weg gütlichen Uebereinkommens nicht unbeschritten, indem er seinem Gegner einige Tage vor der Versteigerung anbot, das Stück gemeinschaftlich zu erstehen und brüderlich zu teilen; allein der Hansseppe ging darauf nicht ein. „Mein Vater hat das Waldstück immer schon g'wollt. Ich steig's. Laß d'Finger davon, Mooshofer, Du kriegst es nit!“

Aber der Mooshofer gab sich damit nicht zufrieden, er wollte dem Hansseppe die Waldzunge nicht überlassen. So trieben sich am Steigerungstage die beiden Gegner gegenseitig in die Höhe, der Mooshofer heiß vor Erregung über die immer höher steigende Summe, der Hansseppebur knirschend vor Wut. Als endlich das Angebot des letzteren mehr als den doppelten Wert des Objectes erreicht hatte, ließ der Mooshofbur ab zu steigern, das Waldstück gehörte dem „Professersbur.“ Aus purer Freude, den Mooshofer besiegt zu haben, vergaß der Sieger den Kostenpunkt der Kampfkrone; aber als am Sonntagnachmittag der Pfarrer in größerer

Gesellschaft meinte: „Hansseppe, Eure Pfeife habt Ihr teuer bezahlt! Wär's nicht besser, Ihr müßtet bloß ein Viertel der Summe bezahlen, der Mooshofer aber hätte die Hälfte des Waldstückes?“ da biß sich der Angeredete in seine breite Unterlippe und schwur dem Steigerungsgegner unverföhnlichen Haß.

Wenn nur alle Schwüre so gut gehalten würden, wie die stillen Eigensinnsvorsätze eines Schwarzwälder Bauern!

Vergangene Woche hatte der Hansseppe Unglück gehabt. Just im selben Waldstück, das die Feindschaft zwischen den beiden Waldnachbarn hervorgerufen hatte, förderten auf einer Schleiße die Knechte prächtige Holzstämme zur Fahrstraße hinab. Unten aber graste des Professersburs schönstes Ochsenpaar. Da zerschmetterte ein zu Tal fahrender Stamm dem nächststehenden Ochsen ein Hinterbein. Der Hansseppe mußte das Tier auf einem Wagen nach Wolfach führen, wo es geschlachtet wurde und verkaufte, da der Bauer gerne ein zusammenpassendes Gepänn hat, den Jochkameraden des verunglückten Ochsen ebenfalls.

Wie er mit seinem Gelde von Wolfach zurückkam und in der „Linde“ noch einen Schoppen trank, sprach im Laufe der Unterhaltung der behäbige Lindewirt: „Wirst eben nit warten wollen bis zum Viehmarkt in Haslach, Hansseppe! Wirst d'Ochsen brauchen!“

„Schon! Weißt mir vielleicht ein Paar?“

„Ja, wenn der B'sitzer Dir sie gibt,“ sagte der Wirt und blinzelte zu seinem Gast hinüber.

„Wenn er mir sie gibt? Schod'schwerenot, wer gibt dem Hansseppebur keine Ochsen?“

„Vielleicht der Mooshofer! Aber am End braucht der gar nicht zu wissen, wer seine Ochsen kauft!“

„Meinst eben,“ fuhr der Professersbur auf und schlug auf den Tisch, „der Hansseppebur braucht einen Makler zum Ochsen kaufen? Glaubst Du denn, der Hansseppebur könnt mit einem Paar Ochsen fahren, die ins Mooshofers Stall aufgewachsen sind?“

Der Lindewirt wiegt lächelnd den wohlgenährten Kopf; der Gast aber trinkt rasch seinen Wein aus, klopft grob einen „Fufziger“ auf den Tisch und schreitet mit kurzem Grusse aus der Stube. Der Wirt räumte Karaffe und Trinkglas hinweg und wischte mit seiner blauen Schürze die Weinkreise von der Tischplatte. „Wie hat doch der alte Schulzemichel g'sagt? Eher schlupft ein Taler durch einen eichenen

Tisch, als eine gute Idee in einen harten Bauernschädel! Ja, ja, 's hat halt immer so eigensinnige Köpfe gegeben wie der Hanssepp!"

Früh am nächsten Morgen tritt ein Mann in blauer Ueberblouse in die Gaststube zur Linde und bestellte einen Schnaps.

„Woher schon?“ fragte der Wirt und setzte seinem Gast ein hochgefülltes Glas Tresterbranntwein vor.

Der Mann im blauen Treiberhemde leerte sein Glas zur Hälfte, hielt dann den Rest befriedigt gegen die Fensterhelle und antwortete darauf: „Vom Zwieselberg.“

„G'schäfte im Tal?“ forschte der Wirt weiter.

„So was! Ich hab' mir sagen lassen, zu Rippolts-Au stünden ein Paar preiswerte Ochsen, Moos- oder Moosbauer soll der Mann heißen.“

„So jemand gibt's schon in unserer Gemeinde! Geht einmal auf den Mooshof; wenn Ihr gut zahlen könnt, sind zwei

Prachtöchsen Guer. Woher seid Ihr, wenn man fragen darf?“

„Von Gernsbach! Ich treib für den Adlerwirt von Gernsbach. Noch ein Schnaps, Herr Wirt!“

Nach zehn Minuten trollte der Lemmermeyer dem Zinken Holzwald zu und kaum eine Stunde darauf sind die Ochsen des Mooshofbauers gegen Entrichtung des nötigen Angeldes Eigentum des Adlerwirts von Gernsbach. In drei Tagen will der Lemmermeyer 220 Taler bringen und die Ochsen abholen. Wie jedoch der Treiber am Abend in seine Beiersbronner Herberge kommt, kündet ihm eine Karte seines Brotherrn an, daß der Altensteiger Viehmarkt der im Oberamt Calw ausgebrochenen Maul- und Klauen- seuche wegen nicht abgehalten werden dürfe und der Lemmermeyer daher den Ochsenkauf einstellen

solle. Mit ein paar kräftigen Flüchen, sowohl auf die Seuche, als auch auf die Herren des verboterlassenden Oberamtes machte der Unterhändler seinem Unmute Luft. Dann schloß er sich einer Tischrunde Bauern an, die den Ausfall des Ochsenmarktes in Altensteig lebhaft besprachen.

Der Viehhandel und das Viehtreiben sind des Lemmermeyers Brot; nimmt man ihm mehr oder weniger die Gelegenheit hierzu, so herrscht bei ihm Meister Schmalhans, wie in Indien zur Zeit der Hungersnot. Kein Wunder also,

wenn der Ochsentreiber schlechter Laune wurde und über die Marktsperre loszog, als ob er's bezahlt erhielt.

Am anderen Tage kam eine weitere Weisung des Adlerwirts, sein Bevollmächtigter möge die gekauften Tiere nach Gernsbach schaffen; darum nahm der Lemmermeyer „in der Freudensstadt“ Geld auf und stieg wieder über den Zwieselberg nach Ripp-

olts-Au. Als er des Mooshofers stattliches Ochsenpaar durch das Dorf trieb, war gerade die Vormittagschule aus und die Wälder- kinder eilten gruppenweise den einzelnen Zinken zu. Auch der Sohn des Hansseppburen war darunter und erfuhr von einem Kameraden, daß die vorbeigeführten Ochsen dem Mooshofburen gehört hatten. Daheim schritt der Vater gerade über den Hof, als der Junge ankam.

„Vater,“ sagte dieser, „grad eben hat ein Treiber dem Mooshofer seine Ochsen g'holt! Wenn die unser wären!“

„Sei still, Bub! Ich hab' die Ochsen nit g'sehen, aber soviel ist g'wis: wie's Vieh im Mooshof wächst, kriegt man's z'Hasle auch und billiger dazu!“ In die Scheune tretend, murmelte er dann noch: „Eher würd' ich mir das Haus



Stiebenhundertstiebig! Mit zu taier unter Brüdern!

anzünden, als ein Stück Vieh vom Mooshoser in meinem Stall leiden!"

Der Lemmermeyer nahm in Huzenbach das früher gekaufte Ochsenpaar mit und trolte dann mit seinen vier Tieren gemütlich durch das schöne Murgtal der Heimat zu. Spät in der Nacht keucht er hinter seinen Ochsen die Steigung beim Gernsbacher Rathaus hinauf. Wenige Minuten nachher kauern die ermüdeten Tiere im Adlerstall saftiges Futter der Murginsel.

Der Adlerwirt war durch das oberamtliche Marktverbot nicht sehr in Verlegenheit. Er hatte auch anderwärts Beziehungen genug, um bei Versagen des Hauptabsatzgebietes, des Nagoldtales, nicht im Handel brach liegen zu müssen.

An einem der nächsten Tage kommt der Herzl von Ruppenheim in die Gaststube zum Adler und klagt dem christlichen Geschäftsfreunde seine Not. „No, was saagsch, Adlerwert, jez' hawe se aach den Viehmarkt in Brette abg'saagt. Un d'rbei soll unserains lewe, e ehrliche Haut bleiwe un Steuer zahle. No, ich glaabs jez' ball, was der Mehlegibi von Ruppene g'saagt hat, no, Du kennsch doch den Mehlegibi, den mit der rode Nas? No, er hat g'saagt, d'Maul- und Klauenfeuch wär e Gottesstros vor d'Jüdde. Adlerwert, was saagsch? Gibts e ärmere Seel, als e ehrlicher Rühjüd?"

„Ja ja, es geht grad so fort mit der Verbietererei! Aber wart e Weil, mir fällt was bei!" Damit ging der Ochsenhändler in die Einschanke und kehrte mit einem Kalender zurück. „Siehst, Herzl, am Montag ist Markt zu Haslach droben im Schwarzwald. Draußen im Stall hab' ich zwei Paar prima Ochsen, kauf mir eins davon ab und geh damit da hinauf auf den Markt, der ist nit verboten, soviel ich weiß!"

Der Ruppenheimer Händler wiegt seinen Kopf hin und her, seine Finger drehen hastig an dem Weinglase auf dem Tische und der Ausdruck der Augenlein in dem feisten Gesichte wird immer pöflicher. „Laß mich aach was verdiene, Adlerwert, bei bene schlechte Zeite! Was solle die Döse gelte?"

„Siebenhundertzwanzig!"

„Scht! Das wär nit wenig. Woher flamme se?"

„Freudenstedter Gegend!"

„Zeig se!"

Der Herzl bellklopfte und beschaute die vier Ochsen und ward schließlich nach langem Feilschen um siebenhundertzehn Mark für das Huzenbacher Gespann mit dem Adlerwirt einig. Zwei Tage

nachher schickte der Herzl seinen Treiber nach Gernsbach und — zufällig waren weder der Verkäufer noch der Lemmermeyer anwesend — trieb das ihm übergebene Ochsenpaar Ruppenheim zu.

Am Zugange beim Fürstenberger Hofe drängten sich zwischen den aufgestellten Fuhrwerken Bauern und Ochsen. Der Herzl stellte sich neben seine Tiere und riß, als er an der Reihe war, dem ersten Ochsen die Zähne von einander.

„Händler? Schein!"

„Verzaie se, Herr Volkbor! Hier is der Schain! Mai' Döse sind aus Huzenbach, Oberamt Fraidenstadt."

Der Herzl erhält seinen Schein zurück, die Tiere bekommen einen blauen Strich auf die Stirn und „Hü!" geht's auf den schon sehr stark befahrenen Markt, wo Ochsen, Rüge und Kalbinnen in dicht gedrängten Reihen aufgestellt sind.

In das Gemurmel der Marktbesucher, das Begrüßen, Fragen, Feilschen, Lachen und Schimpfen mischt sich das Schreien der Tiere. Drüben überm Bache quilsen junge und alte Vorsfentiere und ergänzen damit vorteilhaft das Rolorit des Markttrubels. Hier und dort taucht in dem Gewimmel das farbige Busentuch einer runden Mühlenbacherin auf, oder die Morgensonne bescheint den weithin leuchtenden Wollkugelhut einer stämmigen Gutachermaid. Zwischen Ochsenhinterteilen, Verkäufern und Kauflustigen drängen sich einige redelustige Haslacher, die an keinem Tage weniger zum Arbeiten aufgelegt sind, als am Aschermittwoch und an Markttagen; mit treuherziger Verbheit begrüßen sie den und jenen Bekannten aus dem „Bred" oder aus „Schapbe." Freilich ist eine Promenade auf solch wimmelndem Markte nicht immer ungefährlich und wer an seinen Kleidern „Garnierungen aus Grün" prinzipiell nicht leiden kann, der muß drei Schritte vom Leibe bleiben.

„Auch z'Markt, Hansseppetur?"

„Wie Ihr seht! Sonst g'sund, Jörg?"

„Immer, unserm Herrgott sei's gedankt! Ihr wollt eben Ochsen kaufen?"

„Erraten! 'S hat mir aber bis jetzt noch nichts besonders g'fallen!"

„Kommt! Aus dem „Huserbach" hab' ich vorhin ein Paar g'sehen. Ich glaub, was Schöners wachst im ganzen Land nit. Und da vorn steht ein G'spann aus dem Schwabenland, die sind auch nit schlecht. Nur sind's ein

wenig z'teuer. S'wäscht eben ein Jud seine Händ drin!"

"S' Vieh ist überhaupt z'teuer heut. Bräucht ich die Ochsen nit so notwendig, tät ich Wochen zwei oder vier zuwarten mit dem Kaufe."

Als sich indes der Hanssepp und sein Bekannter zum Standorte der Hauserbacher Ochsen zwischen Menschen und Tieren hinzugezwängt hatten, stritten ein Bauer aus dem Welschenbollenbach und ein Händler aus Lahr sich um die Tiere. Die beiden neu Hinzugetretenen merken bald, daß für sie hier kein Hafer mehr

blühe und der Jörg zieht seinen Begleiter weiter: „Kommt, Hanssepp, hier sind wir zu spät dran. Schauen wir nach den Judenochsen.“

Da steht in einer Ecke bei der Haslacher Aktienbrauerei der Herzl und hält den Beschauern seiner Tiere Vorträge über Ochsen, Preise, Maul- und Klauenseuche und Marktverbote. Der Hanssepp beschaut das Ochsengepänn mit aller Gründlichkeit des Wälderburs. Die Ochsen gefallen ihm, das merkt man an dem zutraulichen Klopsen, mit dem der Professorsbur die Tiere liebkost. Sie sind so recht nach seinem Gusto, und er flüstert dem Begleiter ins Ohr: „Die sind sicher Taler zehn mehr wert, als die Hauserbacher!“ zum Verkäufer aber sagte er: „Was sollen die Ochsen kosten?“

„Siebenhundertsiebzig! Nit zu taier unter Brüdern!“

Der Hanssepp runzelt die Stirne; nach einer Weile fragt er aber doch: „Gut im Zug?“

„No, wie haist, werd' ich sagen, die Ochsen ziehen, wenn se's lassen bleiben? Wird ich besorgen einen Wagen, sitzen m'r alle drauf und sperren, zu sehen, wie die Prachtöchsen sind im Zug.“

„Das brauch't's nit, sie sind mir z'teuer,“ sagte der Professorsbur und wandte sich ab.

Anderer Kauflustige kamen, besahen, betasteten und tarierten des Herzl's schönes Ochsenpaar;

aber alle suchten sich andere Kaufobjekte, als sie den Preis erfuhren. Da sagte des Hansseppburen Dreizehnjähriger, der mitgeburt hatte, um heimzutreiben: „Vater, wollt Ihr denn die Ochsen nit kaufen? Die sind grad so schön, als dem Mooshofer seine, die er vor vierzehn Tagen verkauft hat.“ Ueber dieser Bemerkung des Knaben geht dem Hanssepp das und jenes durch den Kopf. Er denkt an den Gastwirt zur Linde in Rippolts-Au und dessen Anspielung auf des Mooshofers Ochsen. Schließlich setzt sich in ihm der Gedanke fest, daß der Lindenwirt am Ende

im Auftrage des Mooshofers gehandelt habe. Da drängt es ihn, den verhassten Waldnachbar durch Erwerb dieser Ochsen zu ärgern; denn, daß das Gepänn des Mooshofers nicht halb so schön gewesen sein müsse, als die „Schwabenochsen,“ das stand bei dem Professorsburbombenfest. Er wendet sich nun wieder dem Herzl und seinen Ochsen zu, prüft diese nochmals und tuschelt dann und wann mit seinem Beistand den Jörg. In weniger als einer Viertelstunde suchen der Rippoltsauer Bur und der Ruppenheimer



Der Mooshofer? Was hat der mit meinen Ochsen z'tun?

Händler Platz in der überfüllten Birtstube zum „Naben.“ Nach kurzem Trunke zieht der Hanssepp einen mächtigen Lederbeutel aus der Tasche und legt den Kaufwert der Ochsen, siebenhundertsechzig Mark, in glänzenden Doppeltkronen und harten Silbertalern auf das rotgestreifte Linnen des Tisches.

Der Herzl überfliegt mit gierigen Blicken das schöne Geld, nimmt dann jedes einzelne Stück prüfend in die Hand und läßt es nachher in die Tasche gleiten. „S' gibt aach falsches Geld,“ sagt er auf die vorwurfsvollen Blicke des Zahlers. Das wurmt zwar den Hanssepp ein wenig. Wie sollte der reichste Bur aus dem Rippolts-Au zu falschem Gelde kommen? Indes er denkt: „s' ist eben ein Jud,“ und tröstet sich damit, von vierhundert zugefahrenen Ochsenpaaren das schönste gekauft zu haben.

Der Herzl aber, als er das letzte Stück Geld in seine Tasche gesteckt hat, trinkt sein Glas aus und erhebt sich.

„Pressiert?“

„No, ich hab ja draußen auf'm Markt noch zwei alte Röh, ich möcht se aach noch hawe los.“

Am Nachmittag treibt der Bub die gekauften Ochsen talaufwärts. Hinterher stolziert der Hanssepp. In jedem Orte wird Halt gemacht und überall kann der Professorsbur das Lob seiner Ochsen singen hören. Zwar hat der Spedekarl in Hausach gemeint, schöne Dinge seien immer Geld wert, aber nie zuviel, doch hat der Hanssepp dafür den ausgezeichneten Ortenberger für einen „Seuereimer“ erklärt und ist so halb im Unfrieden aus der Schloßwirtschaft geschieden.

Die Junisonne war schon hinter den Bergen verschwunden, als der Hanssepp mit seinem Buben und den Ochsen im heimatischen Gehöfte ankam.

Am anderen Morgen trat der Professorsbur in die Lindenwirtsstube und bestellte einen Schoppen „Alten.“

Der Lindenwirt schmunzelte heimlich, als er seinem Gaste den Wein kredenzte. „Gut eingekauft gestern, Hansseppbur?“

„'S tuts.“ Das hat sich der Hanssepp fest vorgenommen, den Kaufpreis seiner Ochsen vor andern als nicht zu hoch anzusehen.

„Das waren doch Deine Ochsen, mit denen der Basfl heute Morgen ins Schapbe g'fahren?“

„Freilich, was sagst dazu, Lindenwirt?“ Die Augen des Fragers lauerten in verhaltenem Triumphe.

„Prachtöchsen, was ich sagen muß. Gestern Nachmittag ist der Steinmichel aus dem Vorseebach vom Markt z'Hasle heim und hat bei mir einen Schoppen getrunken. Er hat g'sagt, 's Vieh wär greulich teuer.“

„Schön Vieh kostet immer Geld. Meine Ochsen kosten siebenhundertsechzig.“

„It! Vor kaum einer halben Stunde ist am nämlichen Platz, an dem Du jetzt sitzt, einer g'essen, der hätt Dir dieselben Ochsen etwas billiger überlassen. Vielleicht um hundert Mark.“

„Billiger? Wer?“

„Der Mooshofer!“

„Der Mooshofer? Was hat der mit meinen Ochsen z'tun?“

„Jetzt nichts mehr, denk ich! Doch interessiert's ihn halt, daß seine Ochsen trotz Deinem Haß in den Stall vom Hansseppbur gekommen sind!“

„Dummheit!“ schrie der Professorsbur, war aber merklich blaß geworden. „Meine Ochsen stammen aus Lußenbach im Schwabenland!“

„So? Frag Deinen Knecht, den Basfl, wenn er z'rückkommt vom Schapbe. Deine Ochsen sind auf der Straß dem Mooshofer zug'laufen, weil sie ihren alten Herrn wieder gekannt haben.“

Der Hanssepp ist noch immer ungläubig, hat aber trotzdem den Humor so gründlich verloren, daß er Wirt und Wein stehen läßt und nach Hause eilt.

Der Basfl konnte seinem aufgeregten Herrn nur bestätigen, was der Lindenwirt berichtet hatte. Er sei dem Mooshofer begegnet und dieser habe ihm zugerufen: „Basfl, wo bringst denn die Ochsen her? Die hab ich ja vor vierzehn Tagen nach Gernsbach verkauft!“ Und tatsächlich habe er, der Basfl, Mühe gehabt, die Tiere davon abzubringen, daß sie dem Mooshofer nachgelaufen wären.

Der Hansseppbur war wütend, wie noch nie. Er fluchte und tobte.

Die Sache war aber so gekommen, daß die vom Lemmermeyer gekauften Ochsenespänne von den Angehörigen des Adlerwirts in Gernsbach verwechselt worden waren, als des Herzl's Treiber die Lußenbacher Tiere holen sollte. Da sich die beiden Paare ziemlich ähnelten, erkannte der Jude den Irrtum entweder nicht, oder er gab sich damit stillschweigend zufrieden. In Gernsbach beruhigte man sich in der Vorausicht, daß der Herzl einige Taler aufzahlen mußte.

Auf eine sadgrobe Anfrage in Ruppenheim erfuhr der Hanssepp den Sachverhalt. Hätte er die Tiere nicht gar so notwendig gebraucht und wären es nicht wirklich Prachtstücke gewesen, er hätte den Kauf rückgängig gemacht und den Juden verklagt.

Noch lange nachher wendete sich der Professorsbur wütend ab, wenn sein Bub oder sein Knecht die Ochsen aus dem Stalle brachte. Hundert Mark! Und dazu des verhassten Mooshofers Ochsen im Hause, ohne sich das Haus anzünden zu dürfen.

Die beiden Walbnachbarn aber sind Feinde geblieben bis auf den heutigen Tag.

Eine Löwenjagd in Deutsch-Ostafrika.

Von R. Graß,

Kaisert. Bezirksamtmann in Mohorro.

Owohl in seinem „Kolonialhandbuch“ für 1901 Dr. H. Figner die Meinung ausspricht, daß der Löwe sich nur zuweilen in die Nähe der Küstenplätze verirre, so weiß doch ein Jeder, der sich längere Zeit an solchen aufgehalten hat, daß der Löwe im Küstenstrich ebenso zu Hause ist wie im Innern.

Mit Beginn der kleinen Regenzeit gegen Ende November haben sie sich denn auch allenthalben durch die Stimme bemerkbar gemacht, und noch in keinem Jahre war ihr nächtliches Brüllen so anhaltend und allerorts wie in diesem. War es der Ausdruck der Freude über das Erwachen der Natur nach einer gerade in den vorausgegangenen Monaten äußerst trostlosen Dürre? Bekundeten sie ihre freudige Hoffnung darüber, daß auch für sie die Zeit des Hungers vorüber und die Jagdaussichten sich günstiger gestalten durch das Sprossen des frischen Grüns? Wer mag es ergründen? Wie aufmerksam habe ich in nächtlicher Stille der gebieterischen Stimme dieses Königs gelauscht! Wie ruhig konnte ich mich im sicheren Bette jagdlichen Phantasien hingeben, wenn ich durch die Nähe eines solchen Doppelkonzertes im Schlafe aufgeschreckt wurde! Sie hat etwas Erhabenes und Furcht gebietendes, diese nächtliche Sprache.

Mit dem Regen ist aber auch der Bevölkerung die Möglichkeit geboten, dem Löwen erfolgreich nachzustellen, denn was für den heimischen Jäger der Schnee, ist für uns hier in Afrika der Regen. Hat eine Löwenfamilie — der Löwe jagt meistens in Gesellschaft — sich in der Nacht auf diese oder jene Weise bemerkbar gemacht, so werden am kommenden Morgen die Nachbarortschaften durch die Ngoma (Trommel) davon verständigt, und alles, was einen Speer oder Vorderlader besitzt, stellt sich zur Treibjagd ein. Die Fährte wird oft stundenweit verfolgt bis es gelungen ist, den dichten Busch, in den sich das Raubwild zurückgezogen, festzustellen. Es beginnt alsdann ein regelrechtes Treiben. Die Schützen verteilen sich überall auf die Bäume, um von oben herab zu schießen. Der mit Speeren und Äxten bewaffnete Teil treibt unter großem Geschrei das Buschwerk durch. Der Löwe greift in solchen Fällen nicht an. Er wendet sich zur

Flucht und wird alsdann von den Bäumen herab beschossen. Diese Jagden sind meistens von Erfolg begleitet. Gefährlich werden sie, wenn der Löwe angeschossen ist.

Schon oft habe ich mich dabei beteiligt, ohne zum Schuß gekommen zu sein. Die Leute kennen meine Neigung zur Jagd und setzen mich davon in Kenntnis, wenn in der Nähe ein Treiben abgehalten werden soll. So erschien denn auch am Morgen des 3. Dezember 1902 ein Mann mit der Nachricht, daß etwa eine Stunde Weges zwei Löwen festgestellt seien. Rasch kleidete ich mich um, ergänzte den Bestand von Patronen in der Jagdtasche, rief meinen Burschen Msoja, der mich immer auf meinen Jagdgängen begleitet, übergab ihm Büchse, Munition und Feldflasche, nahm meinen Jagdstock zur Hand und marschierte los. Unterwegs schlossen sich mir mehrere Eingeborene mit Vorderladern an. Von überall her kamen einzelne Bewaffnete, welche dem Rufe der Ngoma folgten. Nach etwa einstündigem Marsche kamen wir an die Stelle, wo sich die beiden Löwen versteckt halten sollten. Es waren schon viele Leute versammelt, die sich bereits auf drei Seiten angestellt oder richtiger aufgebaunt hatten. Mein Anhang kam daher gerade recht, um die vierte Seite zu schließen. Bevor mit dem Treiben begonnen wurde, versicherten sich nochmals einige erfahrene Männer, daß die Eingeschlossenen nicht etwa durch das Stimmengewirr heunruhigt unbemerkt das Weite gesucht, indem sie den ganzen Trieb nochmals sorgfältig abspürten. Sie brachten die Antwort zurück, daß keine Fährten zu finden seien. Ich erkundigte mich nach der Stelle, wo sie wohl das Lager der Tiere vermuteten und stellte mich alsdann so auf einen Termitenhügel von etwa $1\frac{1}{2}$ m Höhe auf, daß ich sowohl vor mir wie nach allen Seiten ein freies Schussfeld von ca. 30 m hatte, und gab den Befehl zum Beginn des Treibens. Noch waren die Treiber keine 20 m unter großem Geschrei und Lärm vorgebrungen, als ich das Durchbrechen des Buschwerkes vor mir hörte. Es wurde wieder ruhig, aber kurze Zeit darnach sah ich etwas rechts vor, wie das Gras am Rande des Dickichts sich bewegte, und der mir zunächst auf einem Baum sitzende Mann rief seinem Nachbar zu, er solle Acht haben, dort sei der Löwe. Doch noch wagte dieser nicht, das schützende Gebüsch zu verlassen. Näher kamen die Treiber und in rascher Folge fielen drei Schüsse auf der andern Seite und der eine von den beiden Räubern war erlegt. Nun aber der

zweite. Die zur Konzentration herbeigerufenen Treiber wurden stutzig durch die Gewißheit, daß das Tier sich hier verborgen habe und versuchten, lieber an dieser Stelle vorbeizukommen. Ich mußte meinen Stand verlassen und mit energischen Worten die Leute antreiben. Als ich meinen Platz wieder einnehmen wollte, machte mich Moza darauf aufmerksam, daß der Löwe nicht nach rückwärts durchbreche. Ich folgte seinem Rate und ging langsam am Rande des Buschwerks den Treibern voraus. Alles ist voll banger Erwartung, denn jetzt muß er irgendwo zum Vorschein kommen. Da! Auf 30 m rechts vor mir knackt der Busch und in mächtigen Säzen sehe ich etwas Gelbes vorüberfliegen und nach rechts ausbrechen. Es war der Löwe. In raschem Sprunge eile ich durch Dick und Dünn nach der Seite, um ihm den Weg abzuschneiden, und um an einer mir bekannten lichten Stelle eventuell einen Schuß auf ihn anbringen zu können, aber schon wird er von einem vorn aufgebaumten Schützen beschossen, wendet sich wieder etwas dem Dickicht zu und bricht, von fünf bis sechs Schüssen der Eingeborenen begleitet, durch die Schützenkette. Ein Mann behauptet, er habe ihn getroffen. Wir nehmen die Fährte, die sich in der weichen Erde außerordentlich deutlich abgeprägt hat, auf und finden nach wenigen Schritten tatsächlich einige Tropfen hellen Schweiß. Wie eine Meute folgen wir der Spur in die lichtere Grassteppe, das Augenmerk auf die Fährte und in der Richtung derselben. Raum sind wir 100 m gegangen, da schrecken wir durch ein entsetzliches knurrendes Brüllen auf der rechten Seite zusammen: dort ist er! dort ist er! schallt es von den Lippen der Eingeborenen, die einen Höllenlärm anschlagen. Noch sehe ich ihn nicht, denn ich blicke vor mich auf kurze Entfernung ins Gras, so nahe erscheint mir der Stimme Schall. Doch nein! in einer Entfernung von ca. 50 m versucht er, hoch erhobenen Kopfes, den Rachen weit geöffnet, den Schwanz aufrecht, in einer halb uns zugetehrten Haltung in langsamem Trabe dem schützenden Buschwerk, das er soeben verlassen, zuzustreben. Das muß vermieden werden, denn wenn er sich jetzt angeschossen wieder nach dort zurückzieht, ist es für uns unmöglich, ihn zur Strecke zu bringen. Wer wird einen angeschossenen Löwen ins Dickicht verfolgen? In wenigen Säzen folge ich ihm. Er bleibt stehen und macht Front. Ein großartiger Anblick! Die lange Mähne, der weit aufgerissene Rachen, die breit gestellten

Tazen, der nach oben gerichtete Schwanz, das unruhige Zucken der Glieder. Leider habe ich keine Zeit zur Bewunderung. Die Situation ist kritisch. Der Löwe ist unschlüssig, was er machen soll. Soll er anreisen? soll er das Heil in der Flucht suchen? Die Zahl meiner Begleiter vermehrt sich. Das Geschrei der Leute, das zwecklose Schießen derselben ohne zu zielen, ihr Hin- und Hergerenn läßt ihn zögern. Zweimal lege ich auf ihn an und jedesmal springt mir ein Eingeborener vor den Lauf. Ein Augenblick später und sie hätten statt des Löwen die Kugel bekommen. Die Sache wird mir unheimlich. Ich will aus der Reihe dieser wie verrückt sich geberdenden Leute herauskommen, eile nach vorn, den Löwen scharf im Auge behaltend, übersehe einen starken am Boden liegenden Ast und schlage lang gestreckt hin. Durch den Fall ziehe ich ab und hinaus fährt der Schuß, ohne glücklicherweise Unheil anzurichten. So schnell wie ich gefallen, springe ich wieder auf die Beine und lade. Da kommt in vier, fünf gewaltigen Säzen der Löwe auf mich zu. Das Geschrei der Leute und ihr Schießen verdoppelt sich, einige beginnen bereits zu wanken und ergreifen die Flucht. Der gewaltige Lärm bringt ihn nochmals zum Stehen und macht ihn einen Moment unschlüssig, aber im nächsten —? Bereits im Anschlag ziele ich mitten auf den geöffneten Rachen und ziehe ab. Er wendet auf den Schuß den Kopf seitwärts nach unten. Die Kugel muß gut sitzen! Ich habe doch so ruhig gezielt und die Entfernung hat sich auf kaum 35 m vermindert. Ja! Sieh! seine Kraft ist gebrochen. Er dreht mit abgewandtem Kopf die Breitseite her als wollte er sich heroisch nunmehr der Ueberzahl der Verfolger ergeben. Sprung- und schrittweise rücken wir näher. Die Eingeborenen schießen ohne zu treffen, denn sie zielen nicht. Noch einen Schuß setze ich ihm aufs Blatt. Zum letztenmal wendet er sich gegen uns und läßt sich wie ein Hund auf die Hinterfüße nieder. Wie er soeben unzusinken droht, springt ein waghalsiges Individuum hervor und durchbohrt den Sterbenden mit seinem Speere mit solcher Wucht, daß die Waffe jenseits weit in die Erde dringt. Das war das Zeichen zum Beginn einer unsinnigen Mißhandlung des Toten durch Speersstiche, indem jeder seinem Haß auf die vorgenannte Weise Ausdruck verleihen wollte. Meine Stimme verhallte machtlos in dem wüsten Lärm. Mit hoch erhobnem Gemehre eile ich herbei, um zum Ablassen zu mahnen, doch Worte sind wirkungslos.

Da springe ich in den Kreis, stelle mich auf den toten Feind, um wenigstens das prachtvolle Fell vor der blöden und renomagenhaften Sitte der Eingeborenen durch die eigene Person zu schützen. Das macht Eindruck. Die Klügeren kommen zu Worte und die Ruhe wird hergestellt.

Von all den vielen abgegebenen Schüssen der Eingeborenen konnte ich nur drei feststellen, die auf weitere Entfernung ihr Ziel, allerdings an den unglaublichsten Stellen, trafen. Der erste Mann hatte ihn von vorn in den Oberarm des rechten Vorderfußes getroffen. Der Kampf war heiß und aufregend, aber der Erfolg ein schöner: zwei vollständig ausgewachsene, alte, männliche Löwen mit sehr schönen Mähnen. Der erste war von oben herab zwischen die beiden Schulterblätter getroffen und im Feuer geblieben.

Armer Moja! Dein Wille war gut! Aber was hätte es Dir und mir genügt, als Du beim Ansehen des Löwen zu meinem Schutze mutig das kleine Jagdmesser zogst, wenn meine Kugel ihr Ziel verfehlt?

Er sagt nüt.

Von Schneider.

Er het mi gern, i glaub's so gwiß
Als d'Sunn am Himmel stoh, und 's Sternli in der Finsternis
Doch nit verlore goht!
Zwor het er no nüt zue mer gsait,
I glaub, er schücht sie noh;
Doch het er kürzli für is gmaht
Und Alles just loh stoh.

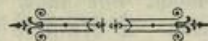
Und wo 'ni em druff z'Müüni bring
Und wie 'ner mi erblickt,
So nimmt er gar e Fingerring,
Und trillt mer en ganz gschickt
Und schnell an Mittelfinger a;
Er het mi herzli g'freut;
Druff luegt er mi biwegli a,
Doch het er no nüt gsait!

Druff het er mer am Mülle Märt
E prächtig G'sangbuch kauft,

Mi Lebzig hätt' i kei's bigehrt
So schön, mit Goldschnitt taust.
E Helgli het er mir dri glait,
Es het vier Baze kost' —
Doch het er no nüt zue mer gsait
Zuem Abschied bi der Post.

Dernoh, am Sunntig in der Früeh
Stellt er e Bluemetopf —
— Rei öbbis Schönres sieht me nie —
In's Gärtli, hinterm Schopf;
Der Zufall füehrt mi grad derzue,
Doch het er no nüt gsait.
Sie macht mer doch au grüßli z'tue,
Si Erzverschwiegsenheit.

Und acht Tag druff, wo's Betzit lüt',
Begegnet er mer au,
Do denk i: sait er ächterst nüt?
— I wär so gern si Frau! —
Jez im Vorbigang küßt er mi,
's het's aber Nieme gseh,
Doch sait er nüt! Si Züngeli
Ißch no nit glöst, o weh!



Wie im Schorsch d' Luft zuem Strickle- lege vergange-n-isch.

(In Mülhauser Mundart von C. G.)

E nätter Büe isch 'r gse, dr Schorsch, groß
un stark, mit frische, rote Bache un kohleschwarze
Hoor, un e mänt Zümpferle hat'm verliebte-
n-Aigle nogschickt, wenn 'r bure gstolziert
isch. Hat awer eis ebbes vo sine Streich er-
fahre, so isch's mit'm heimliche Wunsch gli fertig
gse, un 's hat'n ender gferchte, wenn scho in
däm Hans Dampf in alle Gasse eigetlig nieme
hat köane ärnsthaft böse se.

Er isch jez noch ledig. D' schwarze Hoor
awer sin 'm in einre Nacht grau worde. Lofe-
n-emol, wie das zuegange-n-isch.

Nitt isch im Schorsch ewr e Hasepfässer gange. Awer uf'm Markt ober gar im Lade in dr Stadt sin se im Figer z' tier gsi, — un so ne kauft Häsle — „nei, lieber leis“, hat 'r als gsait.

Un heimlich isch 'r am Wald geh Strickle lege.

In dr Muetter isch's doch nit so ganz rächt gsi, un mänkmol hat se gsait: „Schorschi, gib Acht, am End wirdsch doch noch emol verwitscht!“ —

Un richtig, der Bammert hat ne bol druf drbi abgefakt, wo-n-'r ne Häsle us'm Strickle üse quo hat. Ne ganze Woche hat dr Schorsch drwäge ins Loch miesse geh hoche. „Wil's 's erste Mol isch“, hat der Amtsrichter gsait, „'s nächste Mol gab's scho mehr.“ —

Noch isch dr Schorsch keine acht Tag us'm Käfig dusse gse, so hat d' Familie am Sonntag scho ne Häsle verwischt. Dr Vater hat wohl mit 'm g'handelt, awer gässe isch's doch worde. —

Mit lang hinteno hat er zwei Monet miesse brumme. Un doch hat's nitt g'nugt. Er isch allewil wieder gange un hat Strickle g'legt. —

Do isch emol ne finstere Nacht ko. Dr Schorsch schritet im Wald zue. Kei Mond, kei einzig Stärnle schint am Himmel. Der Herbststurm schittelt wild d' Baim umenander. Si Bländlaternle hat 'r im Saak. Het müeß sicher ebbes in de fünf Strickle hante, wo n 'r gestert in dr Dämmerung schnäll g'richte hat.

's fangt a z' ragne. 's isch e Wätter, as me kei Hund möcht üsse jage. Dr Schorsch schritet tapfer vora. D' Finstere macht 'm nitt. Er kennt ne jeder Tritt. Bi dem Wätter, dankt 'r, wird 'm wohl keiner uspasse. —

Dunte liegt 's Dorf in sinre Rüeih. In de-n-erste Hiser kalle d' Hunde. In dr Ewene hört 'r ne Hsebahn duresüse. Awer dà Wind! —

Doch was isch das? Uf eimol wicht 'm dr Bode-n-unter de Fieß. E Moment isch's 'm, wie wenn 'r in d' Unterwält fahre tät. D' Sinne vergehn 'm. — Er liegt unte-n-im e tiefe Loch, un ewr ihm dräht sich e schwärer Holzdeckel e paarmol umme. Schnäll duckt sich dr Schorsch in e-n-Ecke, as er ihm nit an dr Kopf fahrt. D' Äuge hat 'r voll Dräck. Wo isch 'r denn o? —

Er weiß es jo noch gar nit. Züedam verliert 'r vor Schräcke d' Sinnung. —

Wie lang as 'r eso gläge-n-isch, do drvo hat'r kei Ahnung. — Er süecht 's Laternle. Züem Glück findet er's un ka jek umme zünde.

's Loch isch unte viel breiter as owe. D' Wand sin schief un wenigstens drei Meter hoch. Er prawiert's, 's isch awer eifach unmöglich, ne Halt z' biko, fir use z' klatre. Owe-n-an 'm isch dr Deckel, wo 's Loch züeschließt. —

Jek wirds 'm klar. Er liegt im e Wildsau-Loch, wie 's manke in dr Nähe vom Wald git. Sälbst am Tag sin se schwär z' sä, wil Erde druf liegt. D' Eigetümer vo de-n-Acker (Acker) hän se-n-als grawe, fir Wildsau z' fange. —

E Todesangst packt dr Schorsch. — Was tät's do gä, wenn jek eso ne Tier tät züe-n-'m ine falle. D' Hoor stehn 'm z' Bärge, wo-n-er dra dankt. Er sieht sich scho im Kampf mit eim. E kalter Schweiß sieht 'm uf dr Stirne. Jede Sekund ka-n-e Wildsau awe schmettre züe-n-'m. Er isch kei Furchtibusz, awer do fangt 'r a z' zittre. —

E-n-unheimliche Finstre isch in sim Grab do owe-n-am Wald. Er hört, wie dr Sturm witerst brüßt. Wild schlat dr Räge-n-uf sie Holzdach, wo-n-er nit emol länge ka. Ne jeder Windstoß, ne jeder Lärme vergrößert sine Angst. — Jek isch's 'm, wie wenn e Wildsau owe-n-am Rand vom Loch tät ummeschnuffle. —

Scho lang hat 'r nim bätte. Awer dert kneit 'r jek im e-n-Ecke un faltet d' Händ.

's müeß scho lang Tag si. D'heim mien se doch unruehig se un 'n süeche. — Er schreit us Lieweskräfte. — Kei Seel hört 'n. — Am e Spalt im Deckel sieht 'r e heitre Streife. — Er rieft allewil noch, bis 'n d' Kraft verlost. — Un wieder vergehn Stunde, lange, entseßliche Stunde. —

Do hört 'r ändlig riese: „Schorsch, Schorsch!“

„Vater, do bi-n-i, do unte in dem Loch!“ —

„Wo denn, Schorsch?“ —

Jek wird der Deckel dräht, un dr Vater lüegt owe-n-awe. „Vater, schnäll!“ — Mit eme Stäcke bringt 'r ne miehsam üse. Er müeß 'n hewe-n-un stüze und siehrt 'n an e Furche, wo-n-'r ohmächtig zämmebricht. — Langsam erholt 'r sich und ka drno mit'm Vater in 's Dorf z'rued. —

Awer Strickle hat 'r in sim Lawe keine meh g'legt.



Der Schwarzwälder Bauernhauptmann.

I.

Ziel früher als die Straße durch das Höllental, führte ein uralter Handels- und Heerweg von Freiburg aus — über den Turner und den hohen Schwarzwald — hinaus nach Schwaben. Hatte der wandernde Geselle, Krämer oder fahrende Schüler, die Wagensteige und ihren Nachbar, den Turner, mühselig erstiegen, so verstand es sich fast von selbst, daß er seine Einkehr „auf'm Stüble“ nahm, wie die alte Schenke dort auf der Höhe, links gegen die Straße zu, hieß. Das Haus mit seinen niedern, aus mächtigem Balkenwerk und Bretterwänden gebildeten Gemächern und einem Strohdach, das auf der Rückseite beinahe den Boden der stark ansteigenden Halbe berührte, gewährte zwar nur wenig Bequemlichkeiten, aber der Keller der Frau Wirtin war um so besser bestellt, was dem „Stüble“ einen wohlverdienten Ruf sicherte, sowohl bei Reisenden, als bei den Bauern in der Nachbarschaft.

Wenn zur Herbstzeit die Weinfuhrleute und Händler aus dem Markgräflerlande und aus dem Breisgau die Wagensteige herauffuhren, so hielten sie gewöhnlich einige Tage auf'm Stüble, wo sich alle Wirte der Umgegend versammelten, um den Neuen zu verkosten. Auf diese Weise hatte denn auch die Stüblewirtin, welche schon seit Jahren als rüstige, umsichtige Witwe die Wirtschaft führte, die beste Gelegenheit, ihren Keller stets mit dem besten Gewächs zu füllen.

Das „Stüble“ war aber auch ein beliebter Sammelplatz für die lebigen Burschen und Mädchen der Nachbarschaft, denen es zur Sommerszeit am Sonntag Nachmittag nirgends besser gefiel, als auf dem grünen „Trinkwasen“ neben dem Hause, wo unter einzelne wilde Kirsch- und Vogelbeerbäume Tische und Bänke gestellt waren und links am Bretterhag eine hübsche Regelpbahn sich hinstreckte. Ganz besonders lustig ging es auf dem „Stüble“ jedesmal an der Kirchweih zu, welche in den Spätherbst fiel und — war der Jahrgang nur einigermaßen gut — fast regelmäßig den ersten „Neuen“ auf den Wald brachte. Bekanntlich ist der Spätherbst auch nirgends prächtiger als hier oben im hohen, von der Sonne mild verklärten, und noch von keinen Nebeln verdüsterten Tannenrevier.

Ein so schöner, himmelblauer Kirchweihtag war auch der des Jahres 1612. Auf dem Stüble tönten wie gewöhnlich schon um 1 Uhr nachmittags

die Fidel und die Klarinette zum Tanz, der sich um die eichene Säule drehte, welche den schwarzeräuchernden „Solbaum“ stützte, an dessen beiden Seiten die umsichtige Wirtin mittels hieroglyphenartiger Zeichen gewissenhaft die Feste ankündete. War der Tanz zu Ende, so strömte das junge Volk hinaus auf den Trinkwasen, wo auf hoher Stange die Preise flatterten, welche bei dem, einer rechten Kirchweih nie fehlenden Freisegeln zu gewinnen waren.

Als erster Preis prangte ein zum Staate gehörendes Prachtsstück, ganz geeignet, Hoffnungen und Wünsche in den Herzen der wälderischen Schönen rege zu machen und ihre Ritter zum Wettkampfe anzuspornen — nämlich ein rot-sammetener Brustflaz mit einem reich in Gold und Silber gestickten „Goller“.

Der Josbauer, hieß es allgemein, werde der Glückliche sein; in drei Würfen hatte er zwanzig geworfen, und jedermann gratulierte schon der schönen Justina, der Tochter des Wolf Schwär auf dem Spirzen, weil sie als die Zukünftige des vermöglichen, kinderlosen Witwers galt. Doch der Letzte hatte, wie das Sprichwort sagt, noch nicht geschossen. Kurz vor Schluß des Spiels erschien noch ein Rivale, ein fremder Knecht, Martin Heizmann, aus dem Tribergischen gebürtig und als guter Tänzer und Kegelschieber in der Gegend bekannt.

Raum angekommen, machte er seinen Einfluß. Der Tanz nebenan war soeben zu Ende gegangen, und die hölzerne „Laube“ außen am Wirtshaus hatte sich mit neugierigen Mädchen gefüllt, die plaudernd und lichernd dem Wettspiel unten auf dem Plage zuschauten.

Dem Martin wollte das Glück nicht sogleich lächeln, obwohl er eine Kugel wie die andere, meisterlich gezielt, unter die Regel fausen ließ. Er nahm sich zusammen, schon deshalb, weil er bemerkte, oder zu bemerken glaubte, daß ihm das Jungfernkranzchen oben auf der Laube — und es waren recht feine Köselein darunter — ganz besondere Aufmerksamkeit schenke.

Der Martin war wirklich auch ein Bursche, dessen Neuheres allein schon geeignet war, die Augen, namentlich der Mädchen anzuziehen. Wenn er, wie heute in seinem Sonntagsgleid einerschritt, mit den weiten Schweizerhosen, dem roten Brusttuch und dem breiten, fein gefalteten Halsfragen darüber, auf dem schwarzen Krauskopf der breitrandige, hochgipfliche Filzhut, so fehlte ihm nichts als ein langer Degen an der Seite, um ihn für einen Innungsmeister, einen adeligen

Bogt oder gar für einen Junker selbst erscheinen zu lassen.

Trotz seiner Kraft und Gewandtheit wollte ihm, wie gesagt, kein Wurf recht gelingen. Der Josbauer, der es den rosenfarbigen, lachenden Genoiern auf der Laube einmal um's andere mit dem vollen Glase zubachte, äußerte seine Zuversicht in immer prahlerischen Worten, je näher der bedingete Schluß des Spiels heranrückte. Ja, es wollte ihm zuletzt fast wie eine unverzeihliche Annahme vorkommen, daß ein armer Schlucker und leibeigener Knecht es dem angesehensten Josbauern im Kirchspiel gleich-tun wolle.

Es dunkelte bereits, und der Josbauer war eben im Begriff, des Schwärwolfs Töchterlein mit bedeutungsvollem Lächeln zuzutrinken, als plötzlich auf dem Regelplatz ein Allerweltsjubel ausbrach: Der Martin hatte auf vorhergehende Zwölf — den Kranz geworfen!

„Zwanzig mit!“ schrien und johlten die Umstehenden. Der Josbauer knirschte mit den Zähnen und ballte die Faust, als habe er gute Lust, dem Burschen für seine Frechheit einen Denzettel zu geben, den Schädel einzuschlagen. Dieser ließ nunmehr ab vom Spiel, wahrscheinlich in Rücksicht auf seinen Geldbeutel; er setzte sich an ein Seitentischlein, um seinen Durst mit einem wohlverdienten Glas Neuen zu löschen. Der Josbauer aber, nachdem die erste Horneshitze in ihm verraucht war, zog nochmals rasch seinen blautuchenen Rock an, streifte die Hemdärmel zurück, spuckte einigemal in die Hand und griff nach der Kugel, um sie mit leisen Flüchen den wiedererstandenen Neun entgegen zu schleudern. Umsonst! Fortuna, das launische Weib, war ihm nicht mehr hold, und es blieb ihm nichts übrig, als am Schluß des Spiels mit dem Knecht um den ersten Preis zu stehen. Da er aber mit dem vielbewunderten Puzer seiner Auserwählten gar zu gerne Freude gemacht hätte, versuchte er noch ein, wie er meinte, unfehlbares Hausmittel, nämlich dem Gegner eine Hand voll Silbergeld — weit über den wahren Wert der beiden Stücke — anzubieten, wenn er zurückstehen wolle.

Der Martin aber, trotzdem er den letzten Rappen soeben der Stüblerin für das Getränk eingehändigt, verzog spöttisch den Mund und versetzte: Nicht um zehn Dublonen. Wer's Glück hat führt die Braut heim, ist ein altes Sprichwort!

Und so mußte denn der Bauer, wohl oder übel, sich zum Stechen bequemen. Aber er warf

im Verdruß und — fehlte das Brett, so daß er mit einer lauten Verwünschung auf den bedingenen zweiten Wurf verzichtete und das Feld räumte.

Als eine Stunde darauf die Gaben von der Stange abgenommen und die Namen der Gewinner ausgerufen und von dem auf einem Faß stehenden Regelbuben die Gewinnste den Glücklichen eingehändigt wurden, schien es der Martin recht eigentlich darauf abgesehen zu haben, den Josbauer samt den anwesenden Schönen gründlich zu ärgern. Geringschätzend, als habe er über Tausende zu gebieten, schenkte er die Gegenstände so vieler Wünsche einem armen Mägdelein, das barfüßig und bescheiden unter den Zuschauern stand.

Man lachte und glaubte, der Martin mache Jux; und auch die Kleine glaubte es, weshalb sie zögerte, das Dargebotene sogleich anzunehmen. Zur Verwunderung aller jedoch machte der Bursche ernst und mit klopfendem Herzen und mehrmaligem „Vergelt's Gott“ zog sich die Beschenke eilig zurück, als fürchte sie, es könnte den braven Knecht gereuen und möchten ihr die Kostbarkeiten wieder abgenommen werden oder der Josbauer möchte Einsprache erheben, da sie bei ihm im Dienste stand.

Dieser, der sich mit dem zweiten Preis, einem farbigen Hofenträger begnügen mußte, ertränkte seinen Verdruß in etwelchen Flaschen Markgräser; denn auch die Justina hatte ihn geärgert, damit, daß sie ihren Vater früher zum Ausbruch trieb, als notwendig war, um noch beim Vollmondschein den Spitzenhof zu erreichen.

So endete der Kirchweih-Montag auf dem Stühle, von welchem drei Personen ganz absonderliche Gedanken und Träumereien mit auf den Heimweg nahmen — drei junge Herzen, welche von da an unbewußt ein geheimnisvolles Band umschlang, das ein feindseliges Geschick zum tragischen Knoten schürzte, dessen blutige Lösung uns die Akten des ehemaligen Klosters St. Peters der Hauptsache nach aufbewahrt haben.

II.

Die erste dieser drei Personen war unser Martin. Er hatte zwei gute Wegstunden zurückzulegen bis zum Hause seines Meisters, des Immenbauern auf dem „hohlen Graben“; aber es pressierte ihm nicht, wenigstens blieb er öfters stehen und schaute hinüber nach dem „Spitzenkopf“, dessen zerstreute Baumgruppen und Selbnerhütten in dunkeln Umrissen vom glänzenden

Nachthimmel sich abhoben. Vom Stuble her tönte ihm noch eine gute Weile die Klarinette nach und das Summen der Baßgeige. Der Martin galt, wie gesagt, als ein flotter Tänzer; aber heute hatte er lediglich nur den Zuschauer dort gespielt. Er befand sich in einer Laune, in der er keines der Mädchen um ein Tänzlein ansprechen mochte. — Eine tüchtige Kauferei wäre ihm fast lieber gewesen; denn auch in diesem Stück suchte er seines Gleichen. Die Breitnauer Buben und die Waldbauer wußten davon zu erzählen.

Doch an wem hätte er seinen Unmut auch auslassen sollen? Es ging ja diesmal ganz friedlich her auf dem Stuble, und niemand hatte ihm ein Leid getan. Auch war er im Grunde nicht so feindselig gestimmt. Es schwebte ihm ein Gesicht vor, strahlender als der Vollmond, der über'm dunkeln Föhrenwald dort stand. Als er nämlich auf dem Trinkwasen am Tisch unter dem Holzerbusch saß, hatte er die schönste Gelegenheit gehabt, den Rosenstork gegenüber auf der Laube zu mustern. Und da mochte er betrachten und vergleichen wie er wollte, den Preis mußte er der tannenschlanken, allerdings etwas stolz ausschauenden Tochter vom Spitzhof zuerkennen, des Schwärwolfs Justina.

Von dieser, der zweiten Person unserer Schicksalstragödie, wußte ich nur so viel zu sagen, daß sie allgemein als schön, aber auch als kaltfinnig und stolz galt. Von ihrem Vater ging das Gerüde, er habe einen Todschlag auf dem Gewissen; was jedoch die jungen Burschen so wenig wie den Fösbauer abhielt, sich eifrig um ihre Hand zu bewerben.

Die dritte Person im Bunde war jenes barfüßige Mägdelein, dem der Martin beim Kegelspiel den Hauptgewinn eingehändigt hatte.

Es war eine Waise. Von seinen Eltern hat es nie anders gehört, als daß eben Kinder den Eltern eine schwere Last seien, und daß diejenigen von ihnen am besten versorgt seien, welche unser Herrgott gleich nach der Geburt schon zu sich nehme. Nachdem der Vater, Weib und Kind im Stiche lassend, „in den Krieg gezogen“, die Mutter aber im Elend verstorben war, wußte das Rätherle wohl, daß der Bauer, der es zum Hüter der Gänse und Gaisen zu sich in's Haus nahm, eigentlich nur ein gutes Werk tue, da es ja, noch jung und von Natur schwächlich, das Essen nicht einmal verdiene.

Es war in der That das erste Mal in seinem Leben, daß es ein Geschenk erhielt, welches nicht

den demütigenden Charakter eines Almosen gehabt hätte. Es war der erste helle, sonnige Liebesblick, der seit dem Tode der Mutter an jenem Kirchweihstag auf seinen reinigten Lebenspfad fiel; und das Rätherle fühlte zum ersten Mal in seinem Leben, was es heiße, reich zu sein — reich im Besitze eines Schatzes, um welchen es die stattlichste Bäuerin auf dem ganzen Wald beneiden durfte. War es zu verwundern, wenn ihm der freundliche, freigebige Knecht in ganz verklärtem Licht erschien, fast wie der heilige Martin selbst? Und wirklich schloß auch das Rätherle von da an seinen Wohltäter, neben der Mutter selig, regelmäßig in sein Nachtgebet ein. Gerne ertrug es auch den Spott seiner neidischen Umgebung, von welcher es seit jener Begebenheit nur die „Hochzeiterin“ genannt wurde, weil ihm der junge Mann bei Einhändigung des Geschenkes diesen Namen gegeben und dabei scherzweise bemerkt hatte: Ueber's Jahr soll unsere Hochzeit sein, drüben in meinem Hof zu Nebelstätt und Nirgendheim? Man hatte gelacht und gesagt, „wenn's der Martin im Beutel hätt“, wie im Kopf und Herz, so würde es bald keine arme Person mehr im ganzen Kirchspiel geben.“

III.

Wie dem Rätherle, hatte das Schicksal auch dem Martin keine sonnige Jugend beschieden. Sein Vater, Vogt im Trybergischen, ein „gerader, aufrechter Mann“, starb frühe. So lange indes die Mutter lebte, ging es dem Kleinen leidlich. Da kam aber infolge einer Mißernte und daher rührender schlechter Nahrungsmittel die rote Ruhr in's Land und raffte bald auch die Mutter dahin. Der Großvater mit seinen zwei Buben trieb Kohlenbrennerei im Dienste des Klosters St. Peter, der Onkel mußte mithelfen so gut es ging. Da lebte er den Sommer über draußen in Wald und Wildnis, bis die Winterstürme um Martini der Köhlerei gewöhnlich ein Ende machten. Nebenbei trieben die Söhne des Großvaters stets ein wenig Wilddieberei, wobei der kleine Martin, der alle Gänge und Schliche im Wald bald so gut kannte, wie der Fuchs seinen Bau, ebenfalls verwendet wurde zum Schildwachstehen und Auspionieren der herrschaftlichen Jäger und Forstknechte.

Von Rindsbeinen an hatte er diese Leute als die Feinde und Plaggeister des gemeinen Mannes betrachten gelernt. Seine Großmutter, eine geborene Schweizerin, hatte ihn belehrt,

daß Jagd und Fischerei dem Reichen und Armen gleich gehören, und Leibeigenschaft, Frohnden und Besthaupt gegen alles göttliche und menschliche Recht seien. Und wenn sie ihm dabei die Geschichte vom Wilhelm Tell erzählte, so nahm sich der lebhafteste Knabe jedesmal vor, wenn er einmal groß sei, wolle er dem bösen „Schützenklaus“, einem weit und breit gefürchteten und gehaßten herrschaftlichen Forstknecht, das gleiche antun, was der wadere Schweizermann dem bösen Landvogt.

Am Morgen nach dem bewußten Kirchweih- tag war der Knecht schon früh auf, um mit Schnittwaren im Auftrag seines Meisters nach Freiburg zu fahren. Ueber der Landschaft lag

ein leichter Nebel, den das Licht des jungen Tages magisch erhellte. Vor dem Erlenhäuser Hof stand das Rätlerle schon am plätschernden Brunnen und strahlte sein flachsgelbes Haar. Es verneigte sich grüßend vor dem fuhrwerkenden Burschen und schaute ihm nach, so viel es der Nebelflor erlauben mochte. Aber drüben, im entfernt von der Heeresstraße liegenden Spirzenhof schien alles noch zu ruhen, mit Ausnahme des Kettenhundes, der unaufhörlich in den grauen Morgen hinein bellte. Der Martin schwang sich auf das Sattelroß und knallte einigemal so gewaltig mit der Geißel, daß es weithin an den Bergen widerhallte.

In Freiburg stellte er, wie gewöhnlich, im „Wilden Mann“ ein. Nachdem er seine Fracht abgeliefert und die Rosse gefüttert hatte, nahm er droben in der Wirtsstube noch ein Schöpplein zu Leib. Da kam auch der Schwärwolf herein, begleitet von einem rothaarigen Männlein, das die Bauern Herr Doktor titulierten und das seines Zeichens ein Winkeladvokat und Vertrauensmann des Spirzenbauers war. Sie sprachen, wie der Knecht hörte, von Gährungen und Unzufriedenheit im Frichtal und im Unterwald, und wie dort der gemeine, ohnehin schon genugsam gedrückte Mann sich weigere, das neuaufgekommene Ungeld oder den bösen Pfennig zu entrichten.

„Wo die Gewalt ist, ist halt das Recht,“ meinte der Schwärwolf, indem er dem Doktor einschenkte.

„Es gibt drei Recht,“ versetzte dieser lachend und so vernehmlich, daß alle, des heutigen Wochenmarkts wegen anwesenden Bauern aufmerksam wurden: „Recht und Unrecht, und wie man's macht, ist's auch recht.“

„Nix da!“ ereiferte sich der Schwärwolf, es gibt nur zwei: Recht und Unrecht, und deshalb nennt ihr Advokaten und Gesetzverwickler euch auch beider Rechte Doktor.“

Die Bauern lachten.

„Man kennt's, die Herren in Kragen und Talar,“ lächelte der Rothhaarige verschmizt, und

stieß mit dem Schwärwolf an. „Mißgönn's keinem, das rote Röcklein, das er sich mit seiner Praxis verdienen will. Nu, die Zeit wird kommen, wo der gemeine Mann seine wahren Freunde von den falschen unterscheiden lernen wird.“ In diesem Tone redeten die Beiden noch eine Weile fort.

Als der Spirzenbauer einmal aufstand, grüßte er den Martin im Vorbeigehen; und als er dann wieder

hereinkam, setzte er sich zu ihm an den Tisch und fragte, ob er ihm nicht ein Fäßlein Neuen ausladen dürfe, den er zufällig gekauft aber nicht selbst mitnehmen könne, da er heim reiten werde. „Drum ist mein Knecht schon seit Johanni krank und ich denk,“ sagte der Bauer, „er hört im nächsten Frühjahr die Lerchen nimmer singen.“ Dann stellte er dem durch diese Vertraulichkeit geschmeichelten Burschen die Frage, ob er nicht bei ihm als Oberknecht eintreten wolle, auf Martini oder erst zu Weihnachten. Und als der Bursche es nicht weit von sich warf, meinte der Bauer, es werde ihn nicht reuen. Denn, wenn ein Dienftbot seine Pflicht tue, so sei er im Spirzenhof jederzeit gehalten wie das Kind im Haus, und er denke, er und der Martin werden sich verstehen. „Ich hab noch Geschäfte hier,“ setzte er bei, „vielleicht treffen wir uns auf dem Heimweg.“



Das Mänchen ist fein!

Sie trafen sich nicht auf dem Heimweg; dagegen aber am nächsten Sonntag auf dem Stübtle, wo Martin, der bereits seinem Meister aufgekündet hatte, fest zusagte.

Mit dem Einzug auf dem Spirzenhof begann für den Knecht ein neuer Lebensabschnitt, ein Tag, der mit Sonnenschein begann und in blutfarbiger Abendröte endigte. Zwar die Glückssonne blieb ihm mehrere Tage lang dort unsichtbar, so eifrig er auch nach allen Winkeln in und außer dem Hause nach ihr umherspähte. Endlich hörte er vom jüngsten Haustöchterlein, das sich mit dem neuen Knecht in Plaudereien eingelassen, die Justina sei nach Friedenweiler in's Kloster zum Bäsle; sie wolle immer auch eine Klosterfrau werden, aber der Vater geb's nicht zu.

Sonderbar, dachte der Knecht, die Liebe zu ihrem Bräutigam muß demnach nicht gewaltig sein! Und diese Bemerkung wollte sich ihm auch aufdrängen, wenn er das Verhalten der schönen Justina in Gegenwart ihres Bräutigams beobachtete. Es war offenbar auf eine Vernunft- und Gelbheirat abgesehen, womit die Braut jedoch vorläufig noch nicht einverstanden zu sein schien. Ja, sogar der Bräutigam fand zu seinem Verdruß, daß seine Auserwählte in letzterer Zeit noch viel kaltfinniger geworden sei. Es stieg ein qualvoller Verdacht in ihm auf, den er aber vorerst niemand mitteilen mochte. Nur wollte man finden, daß der Josbauer einen „Wag“ auf den Martin haben müsse, einen heimlichen Zorn, den er bei jeder Gelegenheit in fast beleidigender Weise an den Tag zu legen liebte. Der Knecht stellte sich, als merke er's nicht. Ueberhaupt gefiel es ihm jeden Tag besser im Haus. Sein Meister, sonst ein zäher, gemüthloser Patron, behandelte ihn beinahe freundschaftlich; ebenso die „Weibervölker“, bei denen er gut angeschrieben war. Die Bäuerin nämlich hielt große Stücke auf ihn; ja, sie sagte mehrmals, selbst in Gegenwart der Tochter, seit der Martin in's Haus gezogen, sei ihr Mann wie umgewandelt, viel weniger jähornig und weniger zum Wüßtun aufgelegt.

Die Justina benahm sich mit entschiedener Zurückhaltung gegen ihn. Aber gerade diese Gleichgültigkeit fachte in der Brust des Jünglings den bereits glimmenden Funken der Leidenschaft noch mehr zur verzehrenden Flamme an. Ein einziges Wort, eine Miene von ihr konnte ihn auf Tage hinaus beglücken, oder grenzenlos mißstimmen. Heute erschien sie ihm mild, himm-

lisch gut; morgen stolz und geringschätzig, dann auch wieder über Dinge brütend, die dem Knecht halbgelöste Rätsel waren. Sie war Braut, aber — keine glückliche. Das bestätigten auch die gelegentlichen Aeußerungen des plauderhaften Annele, der jüngeren Schwester Justinas: Die Hochzeit, behauptete das Annele, wäre schon längst gehalten worden, wenn die Justina nicht so eigensinnig und so wetterwendisch wär'!

Der Winter kam und mit ihm die Schneestürme, welche die Bewohner der Einzelhöfe oft Tage und Wochen lang von der Außenwelt abdämmen. Es mußte übrigens schon grimmig wehen und wettern, wenn abends nicht die Nachbarn im Spirzenhof in der Heimgartenstube sich einfanden, um beim Schein des flackernden Kienspans über ihre kleinen Tagesereignisse und die Zeitläufe und Gändel draußen in der Welt mit Ruhe zu verhandeln. Zur Zeit waren es hauptsächlich die Unruhen und Wirren im Unterwald und den angrenzenden Grafschaften, welche willkommenen Stoff zu diesen Unterhaltungen lieferten. Dazumal gab es noch zahllose Horden schweifender Bettler, Scheerenschleifer, Pfannenslicker und Zainenmacher, die meist auf Kosten der Bauern lebten, indem sie behaupteten, sobald man Bettler verjage, komme Krieg, Hunger und Pestilenz in's Land. Als wohlunterrichtete Neuigkeitskrämer wußten sie sich überall beliebt zu machen; sie erzählten Wahres und Erlogenés, wie's gerade in ihren Kram taugte. Vor Bettschwestern und Frommen berichteten sie von ihren Pilgerfahrten, in Gesellschaft lustiger Brüder gaben sie Schwänke und Possen zum Besten, oder spielten Hanswurstaaden, beschworen den Teufel und trieben Schwarzkünste. Dabei waren sie aus guten Gründen immer höchst schlecht auf die Obrigkeit zu sprechen und stets bereit, Unzufriedenheit beim gemeinen Mann zu erregen und den Unruhestoff geschäftig von Tal zu Tal, von Zinken zu Zinken zu tragen. Auch der Spirzenhof diente dieser Kunst zur Herberge. Einer der regelmäÙigsten dieser ungebeten Gäste war der „Schwabenmichel“, ein alter Rißler und Hasenbinder, welcher den Leuten Ratten und Mäuse vertrieb, ebenso auch Krankheiten und andere Dinge, vorausgesetzt, daß man den Glauben an ihn hatte.

Wenn die Mannen abends im Spirzenhof beisammen saßen, so wußte er ihnen viel von den Unruhen und bösen Läufen in den Nachbarlanden zu erzählen, wie das von Zehnten, Frohnden, Lehen- und Leibeigenschaftsabgaben

überbürdete Landvolf den unchristlichen Obrigkeiten den Gehorsam aufgelündet und den Kommissären auf den Volksversammlungen zu Niedermumpf und im Säckinger Feld so wacker aufgetrumpft, und alle mit aufgehobener Hand geschworen hätten, gegen ihre alten Privilegien und Rechtsame keine Beschwerde mehr sich aufzuladen zu lassen; denn, sollte das so fortgehen, hätten sie den Herren in's Gesicht gesagt, so müßten sie zuletzt alle an den Bettelstab gebracht oder verschuldet werden, daß Kinder und Kindeskinde noch daran zu lauen und zu würgen haben würden.

Solche Reden führte der verschmitzte Kesselflicker, weil er wußte, daß sie Musik in den Ohren des Schwärwolfs waren. Denn auch dieser wurde zu den Unruhigen gezählt; zu denen, welche bei jeder Gelegenheit gegen die Herren in Freiburg und den Abt von St. Peter das Wort führten. Und wirklich war der Bauer schon mehrmals für seine frechen Reden mit Geld- und Turmstrafen heimgesucht worden, und es hieß, er stehe neuerdings wieder schwarz angestrichen auf der Liste, als einer der Hauptaufwiegler gegen die neue Waldordnung, bei welcher, wie er behauptete, die Gemeinden gegen alles Recht und Herkommen abermals beschnitten werden sollten.

Es blieb aber nicht allein bei den Verhandlungen in der Heimgartenstube des Spirzenhofs; auch auf dem Stäble wurden politische Gespräche geführt, wenn die Bauern dort am Sonntag beim Schöpplein saßen. Da trank man auf's Wohl der wackern Friedtälner und der freimütigen Sprecher auf dem Säckinger Feld und zu Niedermumpf. „Auch bei uns,“ nahm dann der berebte Schwärwolf das Wort, indem er seinen breiten Filzhut tiefer in die Stirne drückte, „kann es in die Länge nicht mehr so fortgehen. Was wir im Schweiß unseres Angesichts das Jahr durch bauen, gehört am End desselben nit mehr unser. Während unsere Herren sich's wohl sein lassen, schreien in mancher Hütte die Kinder nach Brot, oder müssen mit Rübenschnitz und Saubohnen vorlieb nehmen. Und kommt es zu Steuern und Abgaben, so gehen die Obern frei aus und alle Last wird auf die Schultern des gemeinen Mann's gewälzt. Und will er irgendwo sein gut Recht suchen und beruft er sich auf seine alten beschworenen Rechtsame, so packt man ihn als Meuterer am Kragen und er darf noch von Glück sagen, wenn er mit Weib und Kind nit von Haus und Hof ver-

trieben wird.“ So rebete der schlaue Mann vor solchen, die gleich ihm zu den Unruhigen im Ländlein gezählt wurden. Den Bedächtigen und Anhängern des Alten sprach er von der täglich mehr in Zerfall geratender Zucht und Ordnung, und wie die Herren und geistlichen und weltlichen Obern selbst dem gemeinen Volke mit bösem Beispiel vorangingen und wie durch die ewigen Kriegsläufe und das viele herrenlos herumerschweifende Gesindel der Bauernstand endlich vollends zu Grund gerichtet werden müsse und so weiter.

Bald lief die Sage unter dem Waldvolf um, wenn es drunten im Rheintal losgehe, werde man hier oben die Hände auch nicht müßig in den Schoß legen. Einer der eifrigsten Schüler und Anhänger des Schwärwolfs war der Martin. Der Funke hatte um so mächtiger bei ihm gezündet, als dergleichen Ideen schon von Großmutterzeiten her in ihm geweckt und unterhalten worden waren. Dazu gefellte sich jetzt noch ein anderes Feuer — heimliche Liebe, eine Leidenschaft, die ihn zum Kühnsten und Verwegensten entflammete. Kannte sein Meister vielleicht diese Triebfeder, die Hoffnungen und Träume des Knechts? War es bloße Wortmacherei oder Absichtlichkeit, wenn er in dessen Gegenwart oft hinwarf, kein Mädel auf dem ganzen Wald sollte einen Ofenhoder und Schlegelgefinnten zum Liebsten haben — und nicht Vermögen, nur des Burschen Tüchtigkeit und Mut soll dabei den Ausschlag geben?

IV.

Zuweilen sah man auch landesfremde Gesichter auf dem Spirzenhof; bald als angeblühte Holz-, bald als Vieh- oder Glashändler gingen Leute aus und ein. Als der Martin einmal spät abends vom Walbkircher Jahrmarkt heimkam, fand er, in die untere Stube eintretend, den roten Doktor von Freiburg dort. Es mußte Wichtiges verhandelt werden, denn der Doktor brach das Gespräch sogleich ab. Der Schwärwolf aber sagte mit schlaue lächelnder Miene: „Vor dem Martin, Herr Doktor, braucht Ihr nicht hinter'm Berg zu halten. Er ist auf unserer Seite mit Leib und Seel'; wollte Gott, wir hätten viele so, dann stünd' es grün mit unserer Sach'. Drum spricht nur frei von der Brust weg.“

Der Doktor reichte dem Knecht die Hand, schüttelte sie und sprach: „Willkommen wackerer, junger Mann; es werden Zeiten kommen, wo

wir Burschen brauchen, denen ein rebliches mutiges Herz unter'm Brusttuch schlägt. Drum heiß' ich Euch willkommen im Namen unseres guten Rechts und Fürnehmens!"

Dem jungen Mann schoß das Blut in die Wangen; er fühlte sich hochgeehrt durch dieses Vertrauen, und freudig schwur er den Beiden, den letzten Tropfen Herzblut für die gute Sache verspritzen zu wollen. Und als die Justina sodann auf des Vaters Geheiß die Gläser vollschenkte und auf dem blanken Zinnteller darbot, stieß man an auf den „Neuen Bauernkrieg“, auf die „alte Freiheit und alle wahren Vaterlandsfreunde!"

Der Doktor las hierauf verschiedene Schreiben vor von Eingeweihten im Rheintal und vom Unterwald. Mit Verwunderung überzeugte sich der Knecht, wie weit verzweigt und fein gesponnen die Fäden der Verschwörung seien. Zu guter Letzt wurde verabredet, daß nächstens eine Versammlung aller Gleichgesinnten gehalten werden und dabei für eine planmäßige Organisation und Austeilung der Rollen gesorgt werden solle. Eine Hauptfrage war nur: woher Waffen bekommen? Denn es stand fest, daß man mit bewehrter Hand sowohl das Kloster St. Peter, wie auch die umliegenden Schlösser und Herrnsitze nebst der Stadt Freiburg überrumpeln und besetzen müsse. Der Schwärwolf machte den Vorschlag, ähnlich wie im alten Bauernkrieg, hölzerne, mit Eisenringen beschlagene Kanonen zu fertigen, wozu er gleich die Zeichnung, freilich unbehilflich genug, auf die Tischplatte hinfreidete.

Unser Martin, der keine sehr vorteilhafte Meinung von solchen hölzernen Karrenbüchsen hegte, rückte mit einem kühneren Plane heraus. Er schlug vor, mittels einer Kriegslist sich der Waffen im Zeughaus in Billingen zu bemächtigen. Zu diesem Behuf solle man Büchsen und Hellebarben auf zwei Kohlenbennen laden, mit Kohlen und Reisig zudecken und damit in die Stadt ziehen, als wolle man auf den Wochenmarkt. Bei einbrechendem Dunkel wollten sie sich dann auf einem bestimmten Platz versammeln, plötzlich Lärm machen, jeben, der sich widersehe niederstoßen, das Zeughaus stürmen und die dort verwahrten Doppelhaken und schweren Stücke hinwegnehmen, auf daß es einen rechten Bauernkrieg gebe."

"Ich merke schon," lächelte der Doktor pffiffig, „am Martin ist ein Feldoberster ersten Ranges verloren gegangen. Das Plänchen ist fein und

Hausfreund. 11.

macht seinem Urheber alle Ehr — nur dürfen wir's vorderhand nicht an die große Glocke hängen. Denn bekämen die Spießbürger in der Stadt Wind, so könnte der Karren schief gehen und umgeworfen werden."

So unterhielten sich die Drei noch bis spät in die Nacht. Früh morgens, als kaum der Tag am Himmel dämmerte, ritt der Doktor hinweg.

Der Martin aber trug sich seit dieser Zeit mit großen Gedanken und Entwürfen. Er träumte von nichts als von ruhmvollem Tode, beweint von liebenden Herzen oder, im Triumphe heimkehrend, von solchen empfangen und begrüßt. Er sah dann im Geiste ein fröhliches Hochzeitsfest unter der Teilnahme des jubelnden, befreiten Waldvolkes vor sich gehen. Der glückliche Bräutigam war er selbst — und die geliebte stolze Meisterstochter stand hold errötend an seiner Seite.

Doch wohin führten ihn diese Träume! Welche Schwierigkeiten und Gefahren waren bis dahin noch zu überwinden! Aber er schreckte auch vor dem Ärgsten nicht zurück.

Das Verhältnis Justina's zu ihrem erklärten Bräutigam war nach und nach ein vollständig zweifelhaftes geworden. Zwischen dem Schwärwolf und seinem zukünftigen Tochtermann hatte eine frostige Stimmung sich eingeschlichen. Seit der Martin im Spirzenhof diente, schien der vermögliche Freier ein recht eingefleischter Herrndiener geworden zu sein; man konnte von ihm mißbilligende Reden selbst gegen den Schwärwolf hören, den er Unruhgeist und Prozeßkrämer titulierte, der zu seiner eigenen Würde auch noch für Andere Last tragen wolle usw.; den Martin aber nannte er ein Fabelhans, der vom Unruhteufel besessen sei, der ihn sicherlich noch in Bloß und Eisen oder an den Galgen bringen werde.

Dabei unterließ er nicht, gelegentlich auch den Weibern auf dem Spirzenhof den Kopf recht voll zu machen, auf welch' abschüssigen Wegen der Schwärwolf mit seinem Anhang wandle, und wie sich alsgemach alle wohlbedenkenden Männer von ihm zurückzögen, und selbst der Baldvogt von dem Treiben schon Wind bekommen habe. „Was denkt doch der Wolf," pflegte er gewöhnlich seine wohlberechnete Predigt zu schließen, „hat er nicht Weib und Kind, Haus und Hof? Ja, so ein herg'laufener, windschiefer Kerl, wie der Marten, dem kann's gleichgültig sein. Geht's leß, so macht er sich

aus dem Staub und läßt andre die Suppe austunken."

Die Spirzenbäuerin entsetzte sich ob solcher Reden. Sie war überzeugt, daß ihr Mann weder Unrechtes verlange, noch andern antun wolle. Und was den Martin anbelange, jagte sie dem Josbauer, so könn' ihm weder er noch jemand Anderer etwas Schlechtes nachsagen. Befand sich die Bäuerin aber nach solchen Reden wieder allein, so drängte sich ihr doch der nergelnde Gedanke auf, der Josbauer könne am Ende recht haben. Ihr Mann jedoch ließ sich von seiner weiblichen Hälfte in derlei Dingen nichts einreden. Davon hatte die Spirzenbäuerin Be-

weise, d'rum schwieg sie. Bei der Justina verfangen die Einflüsterungen des Verlobten nur insofern, als sich ihr Gemüt noch mehr von ihm abkehrte. Ihrem Vater mit ganzer Seele ergeben, glaubte auch sie, daß er's unmöglich schlecht mit dem gemeinen Wesen meinen könne. Darum hatte sie dem Unglück weisagenden Bauer schon mehrmals und scharf unverblümt hinausgegeben.

Nur eines schien sie zu beunruhigen, die Wahrnehmung, der gute, ehrliche Bursche mache sich Hoffnungen, hege Wünsche, die sie nicht zu den ihren machen könne. Sie fühlte ein gewisses Mitleid, und beschloß, ihn aus seinen Träumereien zu wecken, ihm gewissermaßen eine Vermahnung oder Warnung zugehen zu lassen. Sie tat's, als er eines Abends von einer Versammlung im Stübtle zurückkehrend, auf seine Kammer sich begeben wollte.

"Ich hab e'n bösen Traum g'habt, Marti," redete sie ihn an. "Du glaubst doch an Träum'?" Er schüttelte gutmütig lachend den Kopf.

"Aber an gute Engel?"

"Ja," entgegnete er, indem er ihre Hand ergriff. "An gute Engel in Menscheng'stalt." Hierauf sagte sie, sie habe eine Bitt' an ihn, die er ihr aber nicht abschlagen dürfe.

"Nein," versetzte er, "und wenn's mein Leben kosten sollt!"

"Das ist sündhaft g'redt!" verwies sie es ihm. "Ich weiß," holte sie dann aus, "der Vater hat e' große Stük' an dir. Und dennoch muß ich dich bitten, Marti, gang, verlaß das Haus, flieh in ein fremdes Land. — Sie hörte, wie er tief Atem holte und dann reden wollte. "Mach dir keine Hoffnung," schnitt sie ihm's Wort ab, "sie führt nit zum Ziel — 's ist e'n Blendwerk!"

"Ha!" leuchte er erstaunt und ballte die Faust. "Ist das die Sprach' der Tochter meines Meisters? Nein, Justina, das hat dir ein anderer eingegeben, ein Mensch, dess' G'sinnung und Absicht mir nur zu gut bekannt ist. — Doch ja, wenn Du 's verlangst — noch heut bei Sturm und Wetter verlaß ich 's Haus. Gott verhüt', daß ich jemand im Weg, e'n Stein des Anstoßes sein soll! Aber keiner soll mir nachsagen können, daß ich meineidig, zu Verräter an der gemeinen Sach' worden sei. Eher will ich im tiefsten Turm mein Leben enden, oder mein Blut unter Henkershänden versprechen! das Leben hat jetzt, da du mich gehen heißest, ohnedies keines Hellers Wert mehr für mich." — Er wendete sich ab, wollte gehen. Die Justina hielt ihn zurück. "Marti,"



Marti, flehte sie, und rang die Hände.

flehte sie und rang die Hände, "tu' mir nit so grausam Unrecht! O wüßtest Du, wie gut ich's mit Dir mein'!"

"Ja, Justin', Du kannst mich nit verstoßen, Du guter Engel, Du!" rief er und wollte sie stürmisch in seine Arme schließen — plötzlich klopfte es am Fensterlein, das auf die hölzerne Laube, die gegen den Garten hinaus ging — eine halbgedämpfte Stimme rief den Namen "Marti!"

Der Justina entfuhr ein halbunterdrückter Schrei. Sie glaubte, sie wären belauscht. Und wirklich, während der Mond auf einen Augenblick aus fliehendem Gewölke trat, lugte ein Gesicht forschend durch die Scheiben, verschwand aber sogleich wieder, als der Martin an's Fenster eilte. Er sah nur noch eine weibliche

Gestalt am Gartenhag hinschlüpfen und im Dunkeln unter den im anhebenden Sturme saufenden Tannen sich verlieren.

„Bist du da oben Justina?“ ließ sich jetzt die Stimme der Mutter unten an der Stiege vernehmen. Sie rief zum Nachkochen; denn mit dem Vater war soeben noch ein Gast gekommen, der Doktor juris aus Freiburg. Bald nachher wurde auch der Martin hinunter gerufen. Weil aber selbigen Abend ein paar Handwerksgefelln in der Stube beherbergt wurden, so zogen sich die Männer in die Stubenkammer zurück, wo sie ein Langes und Breites verhandelten, bis die Bäuerin zum Essen kommandierte.

Am unzufriedensten mit dem Gang der Dinge über Wald und insbesondere im Spirzenhof war der Josbauer. Nachdem er mehrmals hinsichtlich der Heirat vergeblich auf Entscheidung gedrungen, stellte er endlich seine Besuche drüben im Hofe ein. Als ihn der Schwärwolf deshalb zur Rede setzte, ließ er sich kurz dahin vernehmen: So lang der Martin im Haus sei, komm' er ihm nicht mehr über die Schwelle; auch gefalle ihm sonst noch mancherlei nicht, was auf der Spirzen ausgeheckt und gesponnen werde.

Man könn' eben nicht allen Leuten Recht tun, meinte der Schwärwolf, und dem Martin könn' und mög' er jetzt im Augenblick nicht den Laufpaß geben. — Der Josbauer hätte bersten mögen vor Verdruß und — Eifersucht! Denn seit er den Entschluß gefaßt, den Spirzenhof zu meiden, hatte sich diese Plage erst recht bei ihm eingenistet. So schlecht auch für ihn die Würfel lagen, so wollte er das Spiel dennoch nicht verloren geben.

Nicht weit vom Josenhof hauste in der halbzerrfallenen Hütte eines Harzers ein altes Weib, von dem man sagte, daß sie hexen könne. Sie trieb das Geschäft einer Lumpensammlerin und Wahrsagerin. An diese wandte sich der Erbräutigam — und siehe die Karten taten dar, daß ihm die Schellenkönigin unfehlbar bestimmt sei; nur drängte sich einer der Buben dazwischen — wer dieser Bub sei, war nicht schwer zu erraten. Ein paar Schilling — und die Hexenmutter enthüllte dem ergrimmtten Bauer — was dieser übrigens längst schon vermutet — der Martin habe die spröde Meisterstochter mit einem Liebestränklein betört; um nun den Zauber wiederum lösen zu können, brauche sie gewisse Mittel, die allein für teures Geld in der nahen Schweiz zu bekommen seien.

Der erfreute Bauer zog natürlich abermals den Beutel; was lag ihm an etlichen lumpigen Gulden — wenn er damit den höchsten Schatz gewinnen konnte!

War die Wirkung des verwünschten Trankes einmal glücklich gehoben, so durfte ihm nicht bange sein, auch mit dessen Urheber fertig zu werden. Wußte er nicht vom Schützenklaus und vom Waldvogt selbst, daß die Anschläge auf dem Spirzen so gut wie entdeckt und die Obrigkeit auf der Hut sei?

Der Waldvogt hatte kürzlich selbst einmal im Josenhof Einkehr genommen, um zu sondieren, was man denn eigentlich auf dem Wald wolle und wer die Hauptunzufriedenen seien? Der Bauer redete das Beste vom Schwärwolf und den übrigen Waldbauern. Es seien halt ein paar Andere da, meinte er, die schürten und heßten; Leut', die nicht viel zu verlieren hätten: mache man diese unschädlich, so werde alles noch mit Glimpf beizulegen sein. Da seien z. B. der rote Doktor von Freiburg und der Neufirchermartin, jener ein durchtriebener Schalk, dieser ein Fabelhans und Hochmutsnarr: fasse man die fest am Schopf, so würden sich die andern gewiß zurückziehen, und viele sonst redliche Männer blieben dann mit den ihrigen vor Schaden und Verderben bewahrt.

Dem Vogt leuchtete das ein, nur war er der Meinung, man müsse noch zuwarten, bis das Geschwür gar am Aufbrechen sei, um dann mit einem Schnitt die Krankheit zu kurieren, d. h. den verschmitzten Doktor samt dem meuterisch gesinnten Knecht beim Kopf zu nehmen.

Solches sprachen die Weiben, wie sie glaubten, ohne Zeugen; denn das kaum vierzehnjährige Mägdlein, das Bregacher Rättherle, das just mit Buttermachen hinten am Ofen beschäftigt war, konnte so gut wie für Nichts gerechnet werden, was sollte das einfältige Ding auch von derlei Sachen verstehen! — Ja, wenn der Name Martin nicht genannt worden wäre! Dieser Klang aber schärste des Kindes Gehör. Mit bebendem Herzen vernahm es die Gefahr, welche dem lieben Freunde drohe. Es mußte ihn warnen; es war keine Zeit mehr zu verlieren!

Am Sonntag drauf sah das Rättherle den Knecht abends vom Stüble heimgehen. Flüchtig wie ein Reh huschte es durch das hinter dem Hofe wegziehende Gebüsch, hinüber zum Spirzenhof. Vorsichtig bestieg es dort die Laube — es war zur selben Stunde, wo Justina die Unterredung mit dem Knechte gehabt. Ihr

Ausschrei schreckte die Kleine; sie machte sich, wie wir gesehen, eiligst davon. Es war ihr klar geworden, der Freund liebe die Meisters-tochter; und später fand sie keine Gelegenheit mehr, ihm den Warnungsruf zuflüstern zu können.

Unterdessen war die Fastnacht herangekommen, und auf dem Stüble ging es bunt und lebhaft zu. Aber nicht der Lärm einer harmlos genießenden Menge war's, den man dort vernahm, die Versammlung bot vielmehr das Bild leidenschaftlicher Erregtheit; die Stube war überfüllt von Menschen. Der Schwabenmichel hatte Nachrichten gebracht aus den oberen Landesgegenden, und der rothaarige Doktor, der ebenfalls anher gekommen, bestätigte sie, wobei er es jedoch, wie gewöhnlich, mit der Wahrheit nicht allzu genau nahm.

Im Unterwald, längs der Schweizergrenze hin, verkündete der Doktor, sei der Aufstand losgebrochen. Wie ein Waldbrand leckte er mit feuriger Zunge weiter, von Tal zu Tal, von Dorf zu Dorf, von Zinke zu Zinke. „Ja es heißt,“ rief er triumphierend, „sie hätten mit fliegender Fahne schon Rheinfelden eingenommen. Ha, der Jubel! Wenn sie kommen, um auch euch da auf'm Wald die Bruderhand entgegen zu strecken! Doch,“ setzte er, sich den Rücken deckend bei, „will ich nir g'sagt haben. 's möcht' sonst wieder heißen, der Doktor sei ein Aufwiegler, ein Verheßer des gemeinen Volkes. Bleibt ruhig gute Leut'! Ueberlaßt's euren gnädigen Herrn, dem schein gewordenen Saul den Rappzaum wieder anzulegen.“

„Nein!“ schrienen alle wild durcheinander. „Nir von Herrn! Auf, Freiburg zu! Da wollen wir Fastnacht halten, ihnen mit dem Kolben laufen, den lateinischen Rechtsverdrehern und Schriftgelehrten.“

„Und die Studenten wollen wir zum Teufel jagen!“ brüllte der Michel. „Die Schulfüchs, die's dem übermütigen Junkervolk nachmachen und später in Schreibstuben und Kanzleien den gemeinen Mann placken und verderben helfen!“

„Weg mit dem Waldvogt! fort mit dem Schützenklaus! ab mit der verhaßten Frohn und Leibeigenschaft!“ schrienen alle durcheinander. „Und bravo, so muß es kommen!“ nickte der Doktor dem Schwärwolf zu, indem er sich schadenfroh die Hände rieb.

„Ihr Mannen,“ nahm hierauf der Spirzenbauer das Wort, mit erhobener Hand dem tobenden Haufen Schweigen gebietend. 's ist recht! Soll's vorwärts gehen, müssen wir uns

fest an die Räder legen, sonst lauft der Karren wieder zurück, weiter denn je zuvor. Doch nur nir übereilt! Jed' Ding muß ein' Kopf haben. Drum müssen wir vor allem einen Hauptmann wählen, ein Mann, der 's Herz auf'm rechten Fleck hat und sich Respekt zu verschaffen weiß!“

„Ihr selber, Wolf!“ schrie der Hausen, „Ihr sollt unser Hauptmann sein. Vivat der Hauptmann Wolf! Er lebe hoch!“

„Halt Brüder, halt!“ winkte der Bauer ab. „Schaut, ich bin alt. Das G'schäft erfordert jüngeres, feurigeres Blut. Die Alten sollen raten, die Jungen taten. Drum schlag' ich den Marti vor, der ist der rechte Mann!“

Ueberrascht wollte dieser Einwendungen machen, doch die Nächsten hatten ihn bereits erfaßt und auf ihre Schultern gehoben — und „Vivat unser Hauptmann Marti!“ jubelte ihm der Hausen zu. Mit jedem mußte er dann anstoßen auf's Wohl der neuen Freiheit und den Fortgang der guten Sache.

„Ich nehm' den Posten an,“ erklärte schließlich der Knecht, „aber nur mit dem Beding: Einer für Alle, und alle für Einen. So daß die, so mich auf ihre Schultern g'hoben, mich auch stützen und halten werden allweg und unentwegt.“

„Wer zurückweicht, soll dem Tod verfallen als Verräter an Land und Volk!“ riefen sie alle und bekräftigten es mit feierlichem Handschlag.

V.

Ein paar Tage nach der Hauptmannswahl fand eine Zusammenkunft aller Eingeweihten umher statt, im sog. Benediktswäldle. Es kamen die Bauern von Ror, von Waldbau und Buchenbach, wie ihre Nachbarn von Ibental und Wild-Gutach — zusammen über Vierhundert. Andere, so die von Simonswald und Glottertal, ließen sagen, wenn's losgehe, wollten sie herzhast Beistand tun, vorerst müßten sie aber zuwarten, weil sie wegen früher versuchter Rebellion bei ihren Obern noch in Verdacht und Ungnade stünden.

Nach freundlichster Begrüßung durch den Spirzenbauer wurde ihnen der Martin als Hauptmann des Bundes vorgestellt.

Ueber der Brust trug dieser eine schwarze und rote Schärpe, an der Seite ein langes Schwert, das ihm sein Meister eingehändigt, als ein in seiner Familie vererbtes Stück noch aus dem ersten Bauernkrieg.

„Brüder und Landesgenossen!“ begann der

Spirzenbauer, „die Zeit rückt vor. Wir dürfen nit mehr länger zaudern und maudern, wollen wir von unsern Bundsgenossen nicht der Saumseligkeit beschuldigt werden. Drum auf, tretet in den Ring und hebt die Hände empor: was Einen angeht, soll Alle angehen und keiner soll vom andern lassen. Fest wollen wir stehen wie unsere Berg', nit weichen und nit wanken! — Ihr schwört 's!“

„Wir schwören!“ riefen alle mit erhobenen Händen und umringten ihn.

Nur einer, ein achtzigjähriger Kohlenbrenner aus dem Fostal, hatte sich abseits gehalten und suchte sich jetzt Gehör zu verschaffen.

„Liebe Landsleut'!“ bat er, „bedenkt doch was ihr tut! Ueberlegt's dreimal, eh' ihr einmal zum Messer greift. Wie grausam haben's unsere Väter büßen müssen im alten Bauernkrieg! Ostnals hat mir's mein Großvater felig erzählt, wie man ihnen nachherhand das sechs- und zehnfache an ungemessener Frohn, an Zins und Gült aufg'halst hab'. So, liebe Leut', würd' es auch uns ergehen. Kind und Rinds- kinder würden's noch büßen müssen. Drum sag' ich: überlegt's!“

„Spar deine Weisheit, Seppentoni,“ fuhr ihn der Schwärwolf unwillig an. „Bleib sitzen hinter'm Ofen, verzehr' dein Stückle raues Brot in Ruh'. Deine blöden Augen taugen nit mehr für den hellen Tag.“

„Ja“, fiel ein anderer ein, ein fog. Häusler, „ein' neue Zeit ist anbroschen. Der gemeine Mann will und darf die Unfreiheit nit länger mehr dulden; denn sie ist ung'recht, himmelschreiend, weil nit im Evangelium begründet.“

„Hast recht!“ bekräftigte der Schwärwolf. „Und nimmer ist es aufzuhalten. Wir müssen uns selbst helfen, da unsere Klagen und Vorstellungen ja doch nur ung'hört in den Kanzleien und Schreibstuben verhallen. Dhn' Verzug müssen wir zur Wahl eines Fähndrichs, eines Prososen und Proviandmeisters schreiten, und nit lang hin und her verhandeln.“

„Nit ratschlagen, dreinschlagen!“ schrie der Schmied von St. Märgen und streifte den Aermel auf, als wollte er sogleich zum Hammer greifen; und die Meisten stimmten ihm zu.

„Nur g'mach!“ ermahnte der Schwärwolf. „Eins nach'm andern! Stimmt ab, wer soll unser Fahmenträger sein?“

Sie vereinigten sich auf einen jungen, fed dreinschauenden Burschen aus dem Steinbach.

„Recht!“ bestätigte sein Kamerad, der Haupt-

mann Martin. „Greif zu, nimm's Panier, Gallus! Ich weiß, deiner Faust wird's so leicht keiner entreißen!“

Der Schwärwolf entrollte das Fähnlein, das er in einem ledernen Futteral mitgebracht.

„Das Lösungswort,“ verkündete er, indem er's dem Erwählten überreichte, soll heißen: „für Gott und unser Recht!“ Und „für Gott und unser Recht!“ brauste es durch die Versammlung, dann wurde zur Wahl der andern Obmänner geschritten.

„Das Laufgeld,“ erklärte der Spirzenbauer, befriedigt durch den Verlauf der Verhandlung, das wollen wir drüben im Kloster St. Peter holen, wo der große Schatz, ein Faß voll Gold, im Garten vergraben liegt.“

Hierauf wurde ausgemacht, alle Verschworenen sollen am Dienstag nach Ostern mit Wehr und Waffen sich im Wäldlein wieder einfänden. In der Nacht wollten sie hernach aufbrechen nach St. Peter, Birkenreute und Ebnet, die Waldvogtei und die Schlösser der Junker von Schnewelin und andrer überrumpeln und mit der Beute den Brüdern im Alb- und Fricktal zuziehen.

„Aber noch eins!“ mahnte der schlaue Schwärwolf, ehe der Haufen auseinander ging. „Sollt, was ich nit hoffen will, die Sach' vor der Zeit auskundschaft und vermährt werden, so müssen wir die Zusammenkunft da so hinstellen, als hätten wir bloß des Waid- und Holzrechts wegen uns beraten und eine Bittschrift an den Talvogt abfertigen wollen. So hat mich unser Freund, der rechtsgelehrte Doktor in Freiburg belehrt. Lieber Wolf, hat er zu mir g'sagt, mit der Wahrheit ist e'n rares, heikliches Ding, man muß behutsam und subtil mit ihr umgehen. Sie ist 'ne heiße Suppe, hat er sich ausgedrückt; wer sie ung'schickterweis verschüttet, der kann sich die Finger und Händ' übel damit verbrennen. Drum merkt's euch, des Waid- und Holzrechts wegen.“

Sie merkten sich's und begaben sich dann guten Muts zur Stüblewirtin, einen lustigen Trunk da noch draufzusetzen.

VI.

Am Samstag vor Ostern erschien dann auch der rote Doktor wieder. Er übernachtete im Spirzenhof, wollte der Versammlung und dem Ausmarsch am Dienstag beiwohnen.

Dem trüben Tag folgte eine stürmische Nacht. Es wehte und pfiß um die Berge und Hütten, als wollte das Element von aller Augen

den Schlaf abhalten, die Menschen aufmahnen zu verschärfter Hut und Wachsamkeit.

Es war kurz vor Mitternacht, als es am Kammerfenster des Spirzenhofes klopfte.

„Wer ist da?“ fragte der Bauer, im Nachtgewand ans Fenster tretend.

„Seid Ihr's, Wolf?“ ließ sich draußen eine weibliche Stimme vernehmen. „Flieht, wenn Euch's Leben lieb ist, Ihr und der Marti! Alles ist verraten! Noch heut' Nacht werden sie kommen und euch fangen.“ Das Rätzerle war's, welches den Warnungsruf ertönen ließ.

„Wer hat dich g'schickt?“ fragte erschreckt der Bauer.

„Niemand!“ keuchte das Mägdelein. „Drüben im Hof sind sie und gegen Morgen werden sie kommen. Um Gotteswillen weckt den Marti.“ Mit diesem letzten Schrei verschwand das gute Rätzerle, das sich sputen mußte, wollte es nicht entdeckt und zur Rechenschaft gezogen werden. Der Bauer schlug Alarm im Haus, der Martin rannte aus der Bodenkammer herab und auch der Doktor sprang von seinem Lager auf, konnte jedoch im Dunkeln nicht sogleich seine Kleider alle finden. Zitternd am ganzen Leibe machte die Bäuerin Licht. Justina, nachdem sie gehört, um was es sich handle, eilte entschlossen zum großen Schrank und warf dem Vater den Mantel zu. Es war nicht lange Zeit zum Verhandeln. Martin meinte zwar, es müsse sogleich mit der Glocke drüben in der Kapelle das Zeichen gegeben werden, mit den Nachbarn sich zur Behr zu setzen. Der Doktor aber riet zur schleunigen Flucht und auch der Bauer hielt's schließlich für das Beste. Dann während sie noch sprachen, stürzte atemlos ein Nachbar, der Häusler, den wir schon bei der Versammlung im Benediktswäldle kennen gelernt, herein, um zu berichten, soeben sei eine Abteilung Soldaten bei seinem Haus sichtbar geworden. So wie er beim Schein einer Laterne wahrgenommen, hätten sie zwei Bauern gebunden in ihrer Mitte geführt.

Der Abschied war kurz. Die Bäuerin zerfloß in Tränen, und geisterbläß, mit aufgelöstem Haar stand die Justina. Martin reichte ihr die Hand — der Doktor aber schob ihn gewaltsam zur Türe hinaus. Auch der Bauer ließ sich kaum Zeit, ein großes Reiterpistol in seinen Mantelsack zu stecken.

Draußen war's noch stille. Nur der Hofhund, der etwas gewittert haben mochte, winselte und bellte in heisern kurzen Stößen, die wie Zammertöne klangen. Die Flüchtlinge rannten

die Halbe hinab, zum finster überwachsenen Bette des tosenden Baches.

Der Martin hatte an der Halbe Stillstand gemacht. Klopfenden Herzens schaute er nach dem Hofe zurück. Ja, wenn nur drei entschlossene Männer ihm zur Seite gestanden, nicht würde er gewichen, das Neueste würde er gewagt haben. Die Andern riefen ihm zu. Er schlug sich vor die Stirne und folgte dem Ruf. Sie durchwateten den Bach und kletterten die jenseitige steile Anhöhe hinan. Oben hatten sie einen Ausblick auf den Hof.

Ein Licht schwanke auf's Haus zu, in dessen Scheine Waffen blitzten. Der Hof wurde umstellt. Der Martin stand wie angewurzelt. Er biß sich die Lippen wund und griff nach seinem langen Messer, das er im Leibgurt stecken hatte. Der Bauer packte ihn am Rockkragen und stieß ihn vorwärts. „Fort, sonst ist's um uns geschehen!“

Sie schlugen die Richtung nach der Schweiz ein, damals wie heute noch Freistätte verfolgter politischer Flüchtlinge. Nach des Doktors Rat wollten sie einzeln dann die Grenze überschreiten. In einer Schenke oben an der Steig, wo sie eine Stärkung zu sich nahmen, hörten sie von einem Bauer, der Zusammenstoß bei Rheinfelden sei unglücklich für das Landvolk ausgefallen und in wilder Flucht hätten sich die Haufen aufgelöst. Jetzt war an eine Rückkehr, meinten sie, so bald nicht mehr zu denken. — Sie trennten sich.

Der Martin begab sich zunächst an den Titisee, zum „Meierbauer“, bei dem er früher schon in Dienst gestanden. Er wollte bleiben, hören, wie die Dinge auf dem Spirzen sich gestalteten, wenn schlecht, so wollte er bei den Schweizern Dienste nehmen; sie suchten Kriegsvölker anzuwerben, war ihm gesagt worden. Der Meierbauer, dem er seine mißliche Lage nicht verhehlte, gab ihm Quartier über einen Monat lang. Dann, als ein längeres Verweilen des Knechts im Hause nicht mehr rätlich schien, setzte dieser seine Flucht fort über die unwegsamen Höhen und Waldgebiete des südöstlichen Schwarzwaldes, durch's düstre Albthal hinaus gegen den Rhein.

Am Schlusse eines ruhelos durchwanderten Tages näherte sich Martin der Stadt Waldbhut. Es war selbigen Tag Jahrmart dort gewesen, daher viel Leben auf der Straße hin und her. Obgleich er als Landfremder nicht zu befürchten hatte, so leicht erkannt und

angehalten zu werden, fand er's doch für rätlich, die Dämmerung abzuwarten, ehe er in der Stadt seinen Einzug hielt. Müde legte er sich an einen Waldrand und ließ die einzeln und in Gruppen heimkehrenden Landleute an sich vorüber ziehen. Als zuletzt noch ein junger Burſche kam und vor ſich hin das Lied ſang mit dem Schluſſe:

„Die Sonne und der Mond, das ganze Firmament,
Die müſſen mit mir trauern bis an das Lebens End!“

packte es ihn gewaltig; es kam ihm vor, als ſei's auf ihn gebichtet. Und wie das Abendrot mehr und mehr verglühete und verſank, meinte er, mühte auch ſein Hoffen und Lieben mehr und mehr verglühn und verſinken.

In der Abſicht, in der Stadt ein Nachtquartier aufzuſuchen, durchließ er einige Gaſſen und kam auf einen Platz, wo hinten an der Stadtmauer die ehrſame Zunft der Landfahrer und Bettler ihr Lager aufgeſchlagen hatte. — In der Kranzwirtſchaft nebenan lärmte eine bunte Geſellſchaft, meiſt aus Leuten vorgenannter Zunft beſtehend. Denn hatten dieſe, auf Märkten und Kirchweihen nie fehlenden, mit Gebreſten und Wunden aller Art behaſteten Ritter den Tag über tapfer gefochten, ſo verſtand ſich's ganz von ſelbſt, daß ſie nachts, wenn die Gebreſten und Wunden geheilt, der Schenke zu eilten, um mit den eroberten Schätzen ſich güttlich zu tun.

Der Flüchtling trat ein, die letzten paar Rappen in der Taſche. Er ſetzte ſich abſeits an einen freien Tiſch bei der Türe. Das Gemach war nur von einer trüben, vom Gebälk herabhängenden Ampel beleuchtet. Am Tiſche, der von zwei Seiten den großen Racheloſen flankierte, wurde gekartelt, gewürfelt, geſtritten, geſucht und gelacht, je nachdem der eine oder andere der Lumpen ſich im Vorteil oder Nachteil ſah.

Eine gute Weile hatte der Fremdling beim geforderten Lumpen geſeſſen — als die Türe aufging und der Schwabenmichel eintrat. Er gab's heute nobel in ſeiner neuen Sammetjacke, den mit einer großen Denkmünze und einer langen Hahnenfeder gezierten Hut ſchief auf's Ohr geſetzt. In der Hand trug er eine Reitpeitsche, mit welcher er ganz kavaliermäßig ſuchtelte und auf's Tiſchdeck ſchlug, als ihm die Wirtin die befohlene Maß nicht ſogleich brachte. Er ſchien den Halbdunkeln am Seitentiſchlein nicht bemerkt zu haben — und eben wollte dieſer ſich erheben und auf ihn zugehen — als ihn

ein verſtohlener Wink und Kopfschütteln des Freundes eines Besseren belehrte. Und als die Wirtin mit Kanne und Glas endlich kam, deutete der Schlaue auf den Seitentiſch — und indem er neben dem Martin ſich niederließ, ſagte er laut:

„Mit Verlaubnis, Herr! — Habt Ihr ein Marktgeſchäft hier g'habt? Wo ſeid Ihr her, wenn man fragen darf?“ — Jetzt begriff der „Herr“, welche Rolle er hier zu ſpielen habe und gab gleichgültige, unverfängliche Antworten.

„Nimm dich in acht!“ raunte ihm der geriebene Vagabund zu und erhob ſich um dem Spiel der Becher am Ofentiſch zuzuschauen — und mit hingeworfenen Späſſen und Sticheleien bald mit dieſem, bald mit jenem anzubändeln. Dann begab er ſich wieder an ſeinen Platz zurück. Die Gefahr war abgelenkt und unbeachtet konnten ſie weiter ſprechen. „Die Wänd' haben Ohren,“ ließ ſich der Michel mit gedämpfter Stimme vernehmen; „der für den Aufrichtigſten gehaltene kann über Nacht zum Judas werden, der, wie der verräteriſche Joſebauer, ſeinen beſten Freund um 30 Silberlinge an den Henker verſchachert. — Hei, wie schön hat die andern all der rote Doktor inſtruiert, wie prächtig haben ſie, der Spirzenbauer voran, ſich weiß zu brennen, dich allein als Sündenbock hinzustellen g'wußt! Man hat ein ſchändlich Spiel mit dir getrieben, Bruder! Ich hab' ihnen in die Karten g'schaut, hab' mich verkleidet kürzlich 'naufg'schlichen auf den Wald, hab' g'forſcht und ſpioniert und das ganze gegen dich geſchmiedete Komplott aus erſter Hand erfahren.“

Der verblüffte Menſch wußte nicht, was er dazu ſagen ſollte. Stumm und ſtarr blickte er vor ſich hin, als ſäh' er Geſpenſter vor ſich aufſteigen.

„Da!“ ſetzte ihm der Michel wieder zu. Was iſt das für eine Welt! Die Ehrlichkeit und Rechtllichkeit muß vermummt bei Nacht und Nebel gehen, während die Schlechtigkeit und Lüg' blutt und bloß am hellen Tag ſich zeigen darf. — Sie haben dich auſg'schrieben, einen Preis auf deinen Hauptmannskopf g'ſetzt. An deinem Hals hängt jetzt der Strick. Warum? Was haſt du verbrochen? Haſt du Witwen und Waifen um's ihrige betrogen? Haſt du Teſtamente verfäliſcht, Gelder unterſchlagen? Biſt du ein ungetreuer Knecht, ein ſeller Diener, ein Fuchſchwänzer g'weſen? Nein! Haſt du Wucher trieben? Haſt du die Hand beſtändig in fremden

Geldbeuteln g'habt und nebenher den gerechten und Richter g'spielt? Bist du ein Giftmischer, ein Dieb und Mörder? Nein und abermals nein! Und dennoch, sag' ich, an deinem Hals hängt jetzt der Strick; und morgen schon kannst du zum abschreckenden Exempel am Rabenstein Parade machen müssen."

Der Martin schraubte. Ein Fluch entrang sich seiner Brust, nicht über seine Verurteilung, nein, über all' die, welche ihn auf den Schild erhoben und jetzt so feig hinter ihm weg getreten seien. Kaum konnte er's fassen — und dennoch dämmerte der Gedanke in ihm auf, der Michel habe die Wahrheit berichtet.

"Noch ist nit alles verloren," fing dieser wieder an. "Die Würfel liegen noch auf'm Tisch und wer den höchsten Pasch wirft, hat gewonnen. Große Ding' sind im Anschlag, vor denen die sündhafte Welt sich entsetzen wird. Dann vertraute er ihm, im Gebirg hätten die Haupthähn' der Versprengten aus dem Rhein- u. Frid-

tal sich wieder gesammelt. Stets noch hielten sie die Fäden des Aufstandes in den Händen. An Geld fehle es nicht, dieses spende ein vornehmer, ausländischer Herr. "Komm', geh' mit, Bruderherz!" schloß er. "Komm, die Männer spannen schon lang' auf dich. Ich glaub' sie wären im stand', dich auf der Stell' zu ihrem Hauptmann zu erkiesen."

Der so schwer getäuschte und verratene Bursche besann sich eine Weile. Die Vorstellung, daß noch nicht alles verloren und es Leute gebe, die, Hand am Schwert, nur auf Gelegenheit warteten, es abermals zu ziehen, im Dienste der gerechten Sache — dieser Gedanke hob ihm die Brust, zeigte ihm noch Hoffnung, und Hoffnung steckt der Mensch ja selbst am Grabe nicht auf. "Ich wag's, selbst wenn der Boden aber-

mals unter meinen Füßen brechen und es mein gänzlicher Untergang sein sollt'!" entschloß er sich und schlug ein in die dargehaltene Rechte des Freundes. Und nachdem dieser die Zeche für beide berichtigt, verließen sie vorsichtig einer nach dem andern die Schenke und bald darauf die Stadt.

VII.

Die Beiden waren eine Strecke auf der Landstraße durch die Nacht fortgewandelt und hatten dann einen Feldweg eingeschlagen, der sie nach etwa einer Stunde zu einer einsam an einem Walbrand stehenden, halbverfallenen Ziegelhütte

führte. Auf ein vom Michel gegebenes, einem Wachtelrufe ähnliches Zeichen wurde die Türe geöffnet.

"Gast lang' auf dich warten lassen!" empfing sie ein Mann, dessen Aussehen ganz dem der unheimlichen Behausung entsprach.

"Ich bring' noch ein' verspäteten Gast," entschuldigte sich der Michel und durchschritt mit

seinem Begleiter den finstern Hausgang, während der andere, der Hausbesitzer, das Hostor wieder sorgsam verriegelte. Der Michel hatte seinen Freund über den Hof zu einem Anbau geführt, der die längst außer Betrieb gesetzten Brennösen und Trockenräume enthielt. Hier schob er ein paar Flöcklinge, die den Boden deckten, weg und sagte: "Ich will vorangehen! Gib acht, daß du nit stolperst!"

Sie stiegen etliche Stufen hinab in einen Raum, der ehemals zur Lehmgrube gedient, und Martin hörte, oben wie der Eingang wieder verrammelt wurde, wahrscheinlich vom Herbergsvater.

"Holla!" Schlaft oder wacht ihr?" rief unten angekommen halblaut der Michel. Es regte sich in der Finsternis — ein Mann schlug Feuer und zündete mit einem Schwefelholz einen Un-



Wir heißen Dich willkommen.

schlittstumpen an, den er in einen Klumpen weichen Lehms steckte.

„Endlich bring' ich ihn, den Neukircher!“ verkündete der Michel einer Gesellschaft von acht bis zehn Männern, die auf Säcksäcken an den Wänden umher lagerten. Sie sprangen auf und betrachteten den Eingeführten mit Neugier; und der, welcher Licht gemacht, ein großer, baumstarker Kerl, streckte ihm die Hand entgegen, ihn forschend in's Auge fassend.

„Wir heißen dich willkommen,“ rebete er ihn an. „Aber merk' dir's, mit dem Eintritt in unsern Bund ist die Straß' hinter dir abgegraben. Ein Schritt rückwärts — und du würd'st in den Abgrund stürzen.“

Der Martin, im Glauben, er habe es mit Versprengten von Rheinselden her zu tun, entgegenete bestimmt: „Ich komme zu euch mit festem, vorbedachtem Willen. Der Steg hinter mir ist abgeworfen und eure Sach' soll fortan wieder die meinige sein. Ich schwör's.“

„'s ist unnötig!“ unterbrach ihn der Große. „Ein Kerl, der seine Ehrlichkeit erst mit einem Eidschwur bekräftigen muß, ist vorweg schon verdächtig. Laß' die Faxen, wir geben nix d'rauf. Mach's kurz! Schlag ein: gleiche Arbeit, gleicher G'winn.“

Obgleich diese letzte Andeutung den guten Burschen etwas stutzig machte, schlug er dennoch ein: „Ich geb' euch mein Manneswort,“ beteuerte er, „daß ich, komm' es wie es will, nie den Schlechten, nie den Verräter machen werde.“ Einer nach dem andern schüttelte ihm hierauf die Hand.

Nach diesem befriedigenden Eingange lagerte sich die Bande um ein Fäßchen. Der Große machte den Zäppler, schenkte ein und sie stießen mit dem neuen Bruder an.

„Auf die fröhliche Urständ der unterdrückten Freiheit!“ rief der Michel verschmitzt und brachte dann die Rede auf die Unruhen in der benachbarten Grafschaft Hauenstein. Einer der Bande berichtete der Wahrheit gemäß, wie dort die Unzufriedenen noch unentwegt, bewehrt in hellen Haufen stünden. „Bin erst gestern in ihrem Felblager g'wesen,“ versicherte er, „hab's aus dem Mund eines alten Einungsmeisters: der Fehlschlag bei Rheinselden hab' sie nur noch entschlossener gemacht, und Todesstraf' hätten sie über jeden Abtrünnigen verhängt. Und wenn trotzdem mancher wacklig werde und den Gallunk' machen könn' — die Gerechtigkeit werd' dennoch triumphieren. Denn, hat der wackere Mann g'sagt, 's ist eine alte Prophezeiung, so lang

nur drei im rechten Geist noch z'sammenhalten, könn' unsre Sach' nit untergehen.“

„Geht's droben los, so werden auch wir nit faul, die Trummen umschlagen und frisch und frei das Fähnlein flattern lass'n,“ ermutigte der Michel seinen jungen Freund und brachte ihm den vollen Humpen zu.

Schon die nächsten Tage brachten merklige Ernüchterung. Der Rausch war verflogen und die kalte, nackte Wirklichkeit lag ernüchternd vor des jungen, unerfahrenen Mannes Blicken. Nichts von Organisation, Rüstungen, nicht von der Volksfache war die Rede, wenn die nächtlichen Gesellen um ihr Weinsäß lagerten. Von Einbrüchen, Diebstählen auf Jahrmärkten und Kirchweihen sprachen sie, und wie sie nächstens einem Fruchthändler an der Straße von Dogern her auslauern, ihn um seinen Geldgurt leichter machen wollten, und müßt' es mittels eines wohlgezielten Schusses aus der Kugelbüchse des Großen geschehen. Dieser, wenn ihm der Wein die Zunge gelöst, rühmte sich frech verschiedener Mordthaten, und wie er diesem und jenem Feind des gemeinen Mannes schon den roten Hahn auf's Dach gesetzt. Sie machten sich lustig über das dumme Stadt- und Bauernvolk, das sie mit allerlei Gespenster- und Teufelspuk dergestalt geschreckt, daß keiner es mehr wage, bei anbrechendem Dunkel in die Nähe der verrufenen Ziegelhütte zu kommen.

Der Michel hielt bei derlei Gesprächen immer wohlberechnet zurück, suchte abzulenken, alles nur als „Schimpf“ — d. h. Spaß — hinzustellen, er kannte seinen Freund; um ihn nicht kopfscheu zu machen, brachte er die Rede dann wieder auf die bevorstehende Erhebung. Doch als ihm der entrüstete Martin endlich unter vier Augen Vorwürfe machte, mit welch' falschen Vorspiegelungen er ihn getäuscht und hingehalten, lachte der Bagabund und sagte höhnisch: „Bist du stets noch nit kuriert? Meinst du, weil sie einen Preis auf deinen Kopf g'setzt haben, sei er mehr wert, als unsere Schädel? Narr, schau zu, wie weit du's noch bringen wirst mit deiner Rechtschaffenheit!“

„Besser sterben, denn als Schurl' leben!“ versetzte ingrimmig der so schlau in's Garn gelockte Martin.

„Geh', mach' den Angeber,“ entgegnete barsch der Michel, „bring' uns auf's Rad, vielleicht erwirkt du dir damit Begnadigung. Ha, wie haben wir uns in dir verrechnet!“

„Ich bin stets noch der, der ich g'wesen,“ knirschte der Martin und ballte beide Fäuste.

„Ein anderer würd' ich nur sein, wenn ich mich zum Spießgefell von Dieben und Mördern machte.“

„Kann selber nit alles billigen, was g'schieht und g'schehen ist,“ suchte ihn der Michel jetzt wieder zu beschwichtigen. „Hab' Geduld, wart' noch ein paar Wochen. Schon ziehen sie wieder über's Land, die Sturm- und Wettervögel. In nächsten Tagen schon kann's zum Losbruch kommen. Es wetterleuchtet rund umher und bald wird's einschlagen, schrecklicher denn je zuvor.“

Kühn würde sich der geächtete Martin wieder an die Spitze gestellt, Tod und Verderben in die Reihen der Gegner geschleudert, unbedenklich feste Schlösser und Städte demoliert und eingeeßert, über Berge von Leichen hinweg die Fahne des unterdrückten Rechts aufgezogen haben — doch mit Diebstahl und Mord ein arbeitsloses Leben fristen, das kam ihm zu verächtlich vor. Obgleich ein gemeiner Knecht und verlassen, ausgestoßen von der menschlichen Gesellschaft, so war sein Sinnen und Trachten doch noch auf Höheres gestellt. Er nahm sich vor, bei schicklicher Gelegenheit der Bande und ihrem Schlupfwinkel den Rücken zu kehren.

Bevor er jedoch diesen löblichen Voratz in die Tat umsetzen konnte, ging die Vorhersagung des Michels in Erfüllung — es schlug ein, aber der Strahl kam von anderer Seite her und fuhr stracks auf die alte Ziegelhütte herab.

Eines Abends, als die Unterirdischen bei einem Schmaus in bester Unterhaltung begriffen, schrie ihr Quartiergeber plötzlich in das Nest hinab: „Lauft, was ihr laufen könnt! Sie kommen!“

Sie fragten nicht lang wer und woher? Sie rafften sich auf, sprangen zum Loch hinaus und stürzten dem nahen Walde zu. Instinktmäßig folgte ihnen der Martin und auch der wackere Unterschlupfgeber, der Ziegler, hatte es für geraten gefunden, das Hasenpanier zu ergreifen. Von seinem Fenster aus hatte er die Patrouille bemerkt, und erraten, sie komme, um die in und um das Haus spukenden Geister und Gespenster zu erlösen.

Schon glaubten die Schnellläufer sich geborgen, als ihnen aus dem Walde ein Posten von etwa zehn Mann mit gefülltem Gewehr entgegentrat. Aber sie respektierten das „Galt“ nicht; sie stoben rechts und links auseinander und verschwanden im Gebüsch. Die Musketiere hatten Feuer gegeben, aber keinen getroffen.

Der Martin allein war stehen geblieben. Er wurde in die Mitte genommen und abgeführt,

während eine andere Abteilung das Haus besetzte und durchsuchte.

Bergeblich war die Versicherung des Gefangenen, er habe, entblößt von allen Mitteln im Hause nur ein Nachtquartier gesucht und stehe in keiner Verbindung mit dessen Bewohnern.

„Das wird sich finden!“ brummte der Kommandierende, ein graubärtiger Stadtfeldwaidel der Waldbhuter Sicherheitswache „Sie werden euch den Bündel schon verlesen.“ Sie wußten nicht, welsch' einen Fang sie an dem jungen Mann gemacht, sie würden ihn sonst, in der Stadt angekommen, sogleich in Stock und Eisen gelegt haben.

Es war schon zu spät, um ihn einem Verhör zu unterwerfen, und so wurde er vorläufig auf das obere Stadttor gebracht, wo der Turmbläser wohnte, in ein Gemach, das zwar vergitterte Fenster hatte, für schwere Verbrecher aber nicht bestimmt war. Da hatte der Unglückselige nun Muße genug, über seine Lage nachzudenken. Die Nacht war breits herabgesunken und unbeweglich, saß er auf dem Holzbloch, dem einzigen Möbel des Gefängnisses. Daß die Gerichte nicht lange über seine Person im Ungewissen bleiben würden, konnte er sich denken. Von der eskortierenden Wache hatte er gehört, auch der Ziegler sei abgefaßt worden, und dieser wußte ja seinen Namen.

Es wollte ihm das Herz abdrücken. Daß seine Laufbahn so schmählich enden werde — ihm der Prozeß noch als Spießgefelle von Dieben und Mördern gemacht werden müsse — diese Vorstellung und was sich weiter daran knüpfte, jagte ihm siedendheiß das Blut durch die Adern. Was mußte die Justina von ihm denken, sie, die ihn bis dahin von besserer Seite kennen gelernt haben mußte! Es konnte, es durfte nicht sein! Er rüttelte an den Fensterstäben — sie trogten seiner Kraft. Er visitierte die schwere eichenholzene Türe — sie war mit einem doppelten Schlosse versehen. Er untersuchte, befühlte den Boden. Eine der Dielen, fand er, habe einen starken Riß. Er zwängte die Finger hinein — die Verzweiflung gab ihm Riesenstärke. Ein Ruck — und ein Stück löste sich los. Mit diesem brach er dann den übrigen Teil auf und streckte die Hand durch die Oeffnung. — Ein Strahl der Hoffnung bligte in ihm auf. Er warf das Holzstück hinab in den unteren, niederen Raum, der, wie er bei seiner Einbringung bemerkt hatte, zur Aufbewahrung von Marktständen und anderem Gerümpel diente. Die Oeffnung im

Boden erwies sich groß genug, seinen Körper durchzulassen — er zwängte sich hinein und ließ sich hinab. Jetzt an die Türe! Sie hatte kein Schloß, nur ein starker eiserner Riegel war, wie er sich erinnerte von außen hinter ihm wieder vorgeschoben worden. Mit dem abgeworfenen Holzstück machte er sich an die Riegelwand, bohrte und bröckelte so geräuschlos als möglich den Kalk und Sand hinweg, auch mit den Steinen gelang's. Bald war das Loch groß genug, daß er den Arm hindurch stecken und leise den Riegel zurückschieben konnte.

Er war frei — aber noch lange nicht gerettet. Die Stadttore waren, wie er wußte, damals in allen großen und kleinen Städten, über Nacht geschlossen. Gegenüber lag der Kirchhof — es war Mitternacht und nichts Lebendiges regte sich in der Gasse. Leisen Schrittes wie ein Warden huschte er hinüber und verbarg sich im sog. Weinhäuslein hinter einer Schicht von Totenschädeln. — So wartete er den Morgen ab.

Furcht kannte er nicht. Reck würde er mit dem Teufel selbst angebunden haben, wär' er ihm in den Weg gekommen. Und doch — erschreckte ihn jetzt jedes zufällige Geräusch, das plötzliche Flüßtern im Laub der alten Linde nebenan, das Knarren der schlotterigen Kirchhofstüre, die der erwachte Nachtwind hin und her bewegte — hatte ihn jemand bemerkt? Kamen sie, ihn wieder einzufangen?

Er hörte auf dem Turm die Stunden schlagen. So lang kam ihm noch keine Nacht vor. Wollte der Tag denn noch immer nicht kommen? Doch endlich ja, er kam, bleich schaute er schon über die Mauer, über die graßigen, tauigen Gräber herein.

Jetzt hallte die Betglocke vom Kirchturm — der Kuhhirt blies — die Tore mußten offen sein. Es war Zeit, keine Minute war mehr zu verlieren. Der Flüchtling trat aus seinem Versteck hervor. Anscheinend gleichgültig durchschritt er die Gassen, und glücklich, unbefürchtet, entkam er durch das Waldtor.

VIII.

Auf dem Spitzzen war wieder Ruhe eingekehrt; das Gewitter war abgezogen, ohne großen Schaden angerichtet zu haben. Schon nach wenigen Tagen war der Schwärwolf wieder zum heimischen Herd zurückgekehrt; auch der Häusler, der sich ebenfalls etliche Tage unsichtbar gemacht hatte. Beide, sowie die andern Bezichtigten, wurden in Verhaft genommen, suchten sich jedoch der früheren Verabredung gemäß, dadurch aus

der Schlinge zu ziehen, daß sie, nach des Doktors Rat, die Versammlung im Benediktswaldlein lediglich nur als eine Besprechung über Gemeindeangelegenheiten hinstellten, in welchem Betreff ihnen ihr Anwalt aus Freiburg eine Eingab' an den Talvogt habe aufsetzen sollen. Hab' es der Martin anders verstanden und da und dort in einer „Weinseuchte“ unverständige Reden von Eigenhül und Auflehnung geführt, gaben sie im Verhör an, so möge er's nun verantworten. Er sei überhaupt ein Fabelhans, der sich bereits im Geist als Hauptmann an der Spitze eines unzufriedenen Bauernhaufens gesehen, und dann geträumt hab', nach gelungenem Streich der Schwiegerohn des Spitzzenbauers zu werden.

Die Angeberei des Josbauers, sagte der am schwersten gravierte Schwärwolf, möchten ihren Grund wohl darin haben, daß auch er sich solche Hoffnung gemacht und deshalb auf den Knecht eifersüchtig gewesen sei.

Unbedenklich konnten sie auf den Flüchtigen allen Schutt und Unrat abladen, sie wußten ihn ja in Sicherheit; und daß er so allen Verstand verlieren und zurückkehren werde, das war von ihm, dem Besiglosen, nicht wohl anzunehmen. Und als während der Untersuchung von Waldshut her ein Schreiben an die Behörden kam: ein gewisser Neukircher Martin, der als Konfess einer Diebs- und Räuberbande verhaftet und aus dem Gefängnis ausgebrochen sei, befinde sich auf flüchtigem Fuß, und es werde das Ansuchen gestellt, ihn im Betretungsfall zu arretieren und an die zuständigen Gerichte abzuliefern, hatten die Beschuldigten um so leichteres Spiel. Sie kamen mit gelinden Turm- und Geldstrafen davon.

Niemand in der ganzen Vogtei glaubte jetzt mehr den übelberichtigten Menschen in Schutz nehmen zu dürfen, hieß es doch allgemein, er habe, von Gottlosen Schwabenmichel verleitet, ein Bündnis mit dem Bösen gemacht, mit dessen Hülfs' er aus dem Gefängnis in Waldshut ausgebrochen sei.

Nur zwei Wesen gab's, die nicht so schlecht von ihm denken konnten. Die Justina und das Bregacher Kätherle. Die erstere verteidigte ihn unerschrocken ihrer Umgebung gegenüber; wußte sie doch, was ihn zu verzweifeln, wenn auch nicht zu solch schlechten Streichen und Verirrungen geführt haben konnte. Dem guten Kätherle ging's aber gar über alle Fassungskraft.

Bald nach der Flucht des Freundes war es

von seinem Meister aus dem Dienst gejagt worden, weil der Verdacht auf ihm lastete, denen im Spirzenhof die Ankunft der Hatschiere verraten zu haben. Da sich niemand mehr herbei lassen wollte, es einzustellen, mußte es froh sein, bei einer alten, gebrechlichen Base ein notdürftiges Unterkommen zu finden. Und nun suchte es mit Besenmachen und Kräutersammeln hin und wieder ein paar Pfennig zu verdienen.

So ganz verlassen war es jedoch nicht, denn eine mitleidige Seele stand ihm noch zur Seite — die Justina. Nie kam das verwaiste Kind in den Hof, ohne daß sie ihm nicht Essen in der Küche verabreicht oder sonst etwas Gutes getan hätte.

Der Jossbauer, als er die Wildbahn frei, den Raubvogel verschleicht sah, glaubte jetzt wieder als schußberechtigter Jäger im Spirzenhose auftreten zu dürfen. So oft er jedoch kam, verließ die stolze Justina die Stube. Und als sie den zubringlichen Menschen eines Tages im besten Staate wieder daherschiegen sah, warf sie die Haustüre zu und schob

den hölzernen Kiegel vor. Deutlicher konnte es ihm wohl nicht gemacht werden, und er stellte nun seine Bewerbungen ein.

Der Schwärwolf hatte nichts dagegen. Er war dem lästigen Freier schon deshalb nicht grün, weil er die verächtliche Rolle kannte, die er als Angeber gespielt.

Der Geächtete hatte indessen seine Flucht fortgesetzt und bei Laufenburg den Rhein überschritten. Er begab sich nach Zürich; dort wollte er den früher gefaßten Plan, Kriegsdienste zu nehmen, ausführen. Er fand sich aber in seinen Erwartungen getäuscht, denn niemand wollte etwas von einem bevorstehenden Feldzug wissen — und somit blieb ihm nichts übrig, als auf dem Lande sich wieder als Knecht zu verdingen.

Ein halbes Jahr mochte darüber hingegangen

sein, da hörte er bei einem Besuche in der Stadt, in Ungarn werde gegen die Türken gerüstet. In steter Besorgnis, der Zufall könnte es doch noch spielen, daß er als Mitglied der frechen Bande, von deren Entdeckung auch in seiner jetzigen Umgebung gesprochen wurde, erkannt und ausgeliefert werde, beschloß er seinem ersten Vorsatze getreu, im Ungarlande sich anwerben zu lassen. Sein Sinn stand ohnedies mehr auf Kriegstaten, als auf friedlicher Arbeit im Ackerfelde.

Als er mit diesen Gedanken beschäftigt eines Sonntags am Zürichersee hinwandelte, bemerkte er eine Schar Wallfahrer, die, auf dem Wege nach Einsiedeln, auf ein Schiff warteten, um sich übersetzen zu lassen. Der

Tracht nach mußten es Wälderleute sein aus der Gegend vom Spirzenhof. Und richtig, als er näher kam, begrüßte ihn ein altes Mütterlein als Bekannten. Es reichte ihm die Hand und sagte, daß es im Auftrage der Justina auf einer Wallfahrt nach Mariaeinsiedeln begriffen sei.

Dem Martin wollte das Herz über bei diesem lange nicht gehörten Namen, und mit tausend Fragen bestürmte er die alte Frau. Sie erzählte ihm sodann alles umständlich, wie so geschickt sie alle Schuld allein auf seine, des Martins Schultern abgeladen hätten, und welche entsetzliche Sachen man von ihm habe hören müssen. Die Spirzenbäuerin sei krank und die Justina mehr denn je entschlossen, im Kloster Friedenweiler als Novize einzutreten, wo sie gewiß auch für sein verlorenes Seelenheil beten werde.

Der unglückliche Mann hatte etlichmal tief Atem geholt. Er drückte der Alten ein paar Bagen in die Hand und schritt weiter, einer Schenke zu. Er ließ sich ein Glas Wein vorsetzen, ohne es jedoch zu berühren. Es war auf einmal ein solches Heim- und Liebesweh über ihn gekommen, daß er alles um sich her vergaß.



Frisch, packt ihn, den Schust!

Nach längerem Sinnen und Brüten leerte er rasch auf einen Zug das Glas — bezahlt hatte er's — und stürzte fort, hinaus in die frische Luft.

Die Landstraße vermeidend, zog er auf Nebenwegen den Schwarzwaldbergen zu. Am dritten Tage seiner Wanderung näherte er sich der Gemarkung des weitläufigen Kirchspiels von St. Peter. Schon vernahm er den wohlbekannten Klang der Klostersglocken. Er warf sich nieder im dunkeln Forste. Hier im harzigen Tannenduft, im fernhin verwehenden Tannenaushen wurde ihm's zum erstenmal wieder ganz wohl um's Herz. — In der Dämmerung, nachts wollte er am Hof dann klopfen. Daß ihn sein Meister nicht verraten werde, war zu denken. Eine abermalige Gerichtsverhandlung konnte diesem ja nur Nachteil bringen, er mußte ihn still bei sich aufnehmen, ihn bergen, und ihm willig wieder von hinnen verhelfen. Da krachte ein Schuß in der Nähe, ein Hund bellte, eiligst wie ein aus dem Lager aufgeschreckter Hirsch machte sich der Gefährdete auf die Beine und lief in entgegengesetzter Richtung weiter. Zu einer Waldblöße gekommen, gewahrte er ein Mädchen, das Beeren zu suchen schien. Näher tretend, erkannte er das Bregacher Rätherle. Das arme Wesen zeigte eine unbändige Freude, den längst Verlorengeliebten wieder vor sich zu sehen. Es warf sich an seine Brust, als wolle es in seinen Armen Schutz und Hilfe suchen. Dann beschwor es ihn unter einem Strom von Tränen, zu fliehen; es wolle mit ihm ziehen, alle Not und Gefahr mit ihm teilen und wär' es auch im fernsten, wildesten Lande. Es war vor ihm auf die Knie gesunken.

Ehe der Ueberraschte Worte der Beruhigung finden konnte, schlug ein Hund an im nächsten Tobel. Die Zweige knickten und ein borstiger Rüde fuhr aus den Büschen und stürzte, die Spur eines Wildes verlassend, mit wütendem Gebell auf die beiden los. Martin hatte schnell sein dolchartiges Messer gezogen — ein Stoß — und die Bestie wälzte sich heulend in ihrem Blute.

„Flieh!“ rief er, die Gefahr überblickend, dem Mädchen zu und sprang seitwärts in's Gebüsch, eine Halbe hinauf. Keuchend blieb er oben stehen und spähte durch eine Baumücke auf den verlassenen Platz zurück. Ein Schrei der Entrüstung entfuhr ihm. Das Rätherle kniete noch am Boden, vor ihm stand der verhaßte Schützenklaus, die Flinte im Anschlag. „Gesteh', Landstreicherin!“ herrschte ihm der wilde Jäger zu, „wen hast du soeben bei dir

g'habt? Augenblicklich oder ich spanne den Gahn.“ Es wäre nicht das erstemal gewesen, daß der gefühllose Jagdknecht einen Menschen im Walde kalt gemacht hätte.

Das arme Mädchen zitterte, keinen Laut brachte es über die schneeweißen Lippen.

„Eins — zwei —“ kommandierte der rohe Mensch und zielte nach der Brust seines Opfers.

„Halt, Unmensch!“ rief es oben. „Belaste deine verruchte Seel' nicht mit einer neuen Mordtat!“ Und festen Schrittes kam Martin die Halbe herab. „Da, verdien' den Judaspreis, der auf meinen Kopf gesetzt ist!“ rief er dem Jäger zu.

Dieser pfiß durch die Finger, und ehe der Martin bei ihm angekommen, rannten zwei Forstknechte durch die Büsche herbei.

„Frisch, packt ihn, den Schuft!“ befahl ihnen der wutschnaubende Klaus. „Er soll mir's büßen!“

Widerstand wäre Wahnsinn gewesen, drei schußbereiten Flinten gegenüber. Der Unglückliche wurde niedergerissen und mit einer Hundsleine gefnebelt.

Das Rätherle lag neben ihm im Grase. Alles Leben schien aus dem schwächlichen Körper entwichen. Dichter Schaum stand vor seinem Munde und die Hände ballten sich krampfhaft. „Laßt sie verenden!“ schnauzte der Klaus einem der Gehilfen zu, der sich mitleidig der Bemühtlosen annehmen wollte. „Vorwärts!“

IX

Der Tag war heiß. Die Justina stand am Brunnen vor dem Hause, beschäftigt mit den Milchgefäßen, als sie von ferne einen von Jägern transportierten Menschen die Straße herkommen sah. Eine böse Ahnung preßte ihr das Herz zusammen. Doch — sie konnte sich ja täuschen. — Ach nein, er war's. Die Knie wollten ihr brechen und die Hände versagten den gewohnten Dienst.

Der Gefangene schritt aufrecht, stolz in der Mitte der Jäger einher. Sein dunkles Auge hastete unverwandt auf der händeringenden Gestalt am Brunnen; und als er näher gekommen, rief er ihr mit lauter Stimme zu: „Grüß Gott, Meisterstochter! Wenn wir uns nimmer sehen sollten auf dieser Welt, so behaltet mich in gutem Angebenken, als einen ehrlichen Mann und nicht als Schuft, wie verleumderische Zungen —“

Der Klaus ließ ihn nicht ausreden. Mit einem Fluche stieß er ihn vorwärts. „Nur nicht lang' gepredigt, fort von dem anröchigen Nest!“

Martin verlangte nach einem Trunk Wasser. Aus der Hand Justinens wär' es ihm ein Himmelstrank gewesen. Der Jäger gestattete

es nicht. „Beim nächsten Hof!“ lautete sein kurzer Bescheid.

An Justina war der Auftritt vorüber gegangen wie ein schreckhaftes Traumgesicht.

Schweistriesend kam der Häusler daher gelaufen. „Habt ihr ihn g'sehen,“ rief er dem Wolf und seiner Tochter zu. „Donner, Poß Marter, wie wird's nun werden mit dem in's Protokoll eingeschmuggelten Fabelwerk?“

„Ja, daß er auch so verblendet, so unbesonnen sein mußte!“ knirschte der Schwarzwolf und schlug sich vor die Stirne.

„Die Schweizer werden ihn ausgeliefert haben, als Mörder und Schwarzkünstler.“

„Ihr selber habt ihn ausgeliefert, ihr selber seid Mörder, weil ihr ihn dazu gebracht und hernach im Stich gelassen habt!“ rief die Justina schonungslos den beiden zu. Einige Wochen verstrichen, ehe etwas Gewisses von dem Gang der Untersuchung verlautete. Plötzlich verbreitete sich die Kunde, der Gefangene habe, wie in Waldshut, mit Hilfe übernatürlicher Mittel versucht, aus dem Gefängnis in St. Peter auszubringen; der Klostergärtner aber habe die Gefahr noch rechtzeitig entdeckt, worauf der Malefikan an Ketten geschmiedet, in ein dickes Gewölbe gesteckt worden sei.

Der Gefangene gab seine Teilnahme an der Verhandlung im Benediktswäldlein einfach zu, ohne jedoch bedeutenderes zu verraten. Der Spirzenbauer hatte ihn bei der Confrontation gebeten, er möge ihn, als Unschuldigen und Familienwater, doch des bösen, mißverstandenen Handels entschlagen.

„Habt kein' Sorg,“ entgegnete sein ehemaliger Hausgenosse. „Soll einer als Sühnopfer fallen, will ich allein es sein.“

Der fanatische Hegen- und Zauberwahn stand als giftiges, namentlich von den Juristen eifrig gepflegtes Unkraut um jene Zeit bereits in üppigster Blüte. Die Folter presste dem Unglücklichen in der Fieberhize Geständnisse aus von einem Pakt mit dem bösen Feind und seinen Helfershelfern in der Ziegelhütte. Demnach wurde das Urtheil gesprochen. Er wurde „lebendig zum Feuer kondemniert, welches man aber, auf beschehene Bitt' dahin gemildert, daß er erslich mit dem Schwert vom Leben zum Tod gebracht, und hierauf sein Leib zu Asche verbrannt werden solle.“

Es war ein kalter Herbsttag, als in Freiburg das Armenfünderglöcklein den letzten Gang eines Verurteilten verkündete. Eine große Menschenmenge hatte sich auf dem Richtplatz eingefunden.

Jetzt näherte sich der Wagen mit dem von einem Pater begleiteten bußfertigen Opfer. Der Stab wurde über ihm gebrochen. Festen Schrittes bestieg der kaum vierundzwanzigjährige Mann das Schaffot. In einer kurzen Anrede an die schaulustige Menge ermahnte er die Herren und die Obrigkeit, daß sie gegen die armen Leute, ihre Untertanen, nicht mehr so hart und übermütig sein sollten, dann dürften sie auch keiner Gefahr, keines Ausstandes mehr gewärtig sein. „Zum Schluß verzeih' ich Freunden und Feinden und sterb' ergeben in den Ratschluß Gottes, der einst richten wird über alle ohne Ansehen der Person.“

Dann warf der Malefikan noch einen letzten Blick auf die in lichten Morgennebeln rauchenden Höhen des Schwarzwaldes — und kniete nieder, während der Scharfrichter seinen Hals entblöste.

Da entstand eine plötzliche Bewegung unter der Masse der Zuschauer; es schien sich jemand durch die Reihen der Soldaten drängen zu wollen — ein gellender Schrei drang durch die Menge und das Gemurmel „Pardon!“ lief wie ein Lauffeuer durch die Zuschauer.

Leider war's nur Täuschung. Der Ruf kam aus dem Munde eines schwachen Mädchens in wälderischer Tracht. Die Soldaten stießen das halb wahnsinnige Ding barsch zurück und die Blutarbeit oben nahm ihren ungestörten Verlauf. Ehe das vom Beichtvater gesprochene Vaterunser halb zu Ende war, fiel der Kopf. Die Schuld war geführt — und die Leute verziefen sich befriedigt in die Bier- und Weinhäuser.

Das arme Wäldermädchen, welches die augenblickliche Bewegung auf dem Richtplatz verursacht und dann — beim Anblick des hoch vom Rumpfe spritzenden Blutes — ohnmächtig zu Boden gesunken war, wurde in's Spital gebracht, gegen Abend jedoch, als der Anfall vorüber, wieder entlassen. — Das gute arme Rätzerle! Ein paar Tage nachher wurde sein zerschmetterter Leichnam in einer Schlucht der wilden Gutach von Holzmachern aufgefunden.

Auch im Spirzenhof war kein Glück mehr. Die Bäurin starb nach längerem Leiden, und die älteste Tochter, die einst so kräftige Justina kränkelte. Nach Jahresfrist ging ihr früherer Wunsch, im Kloster Friedenweiler eintreten zu können, in Erfüllung — allerdings in anderer Weise als sie sich's gedacht. Statt inner den Mauern des Klosters — in dem stillen Garten, der sie umgab — dem Gottesacker.

Weltbegebenheiten.

Wenn sich der Hausfreund wieder in der Welt umsieht, so könnte er diesmal fast traurig werden. Der große Burenkrieg ist zwar zu Ende, die europäischen Truppen sind aus China wieder zurück und so könnte Frieden auf Erden sein. Aber gleich gehts wieder an allen Ecken und Enden los. Diesmal hilft auch noch die Mutter Erde selbst mit und bebt und speit, daß es nur so eine Art hat. Nicht bloß auf den Inseln und dem Festland von Mittelamerika oder im

Innern von Asien, auch die Feuerberge von Süd-

Italien läßt sie arbeiten, sogar im Badener Ländle und der fröhlichen Pfalz hat sie gehörig gewackelt.

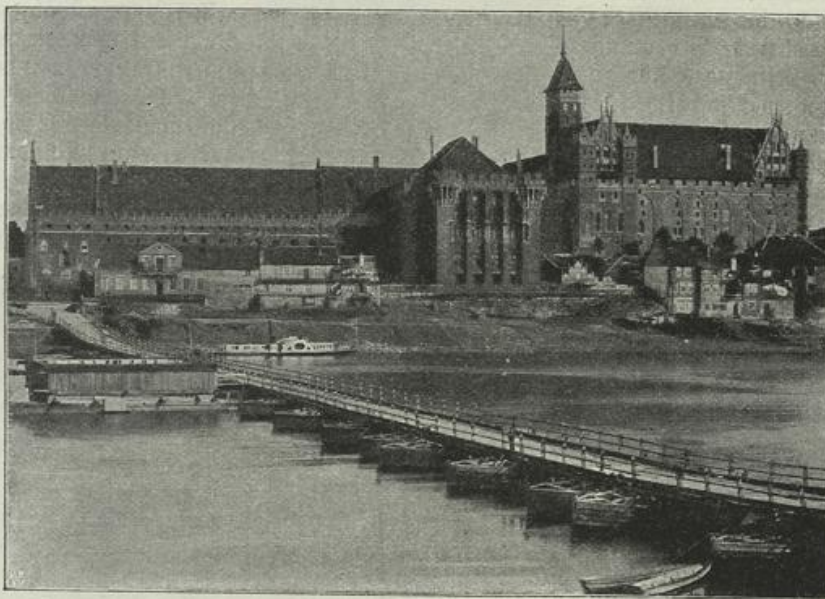
Es ist wie wenn sie den Menschen zurufen wollte: Was händelt ihr

euch so wütig herum! Ist's nicht genug, wenn andere Völker Unruhe in die Welt bringen und Blut vergießen, müßt ihr auch noch den eigenen Mitbürgern das Leben mit wirtschaftlichem, konfessionellem und politischem Hader erschweren? Der Hausfreund meint, sie hat ganz recht damit, die alte Mutter Erde. Zwar muß im Menschenleben Kampf und Mühe und Arbeit sein; aber unsre lieben deutschen Landsleute hätten sich wenigstens manche Streiterei ersparen können.

Es ist ein ungesunder Zustand, wenn Reichstagsabgeordnete den Zolltarif, der zum Abschluß der neuen Handelsverträge nun einmal für Industrie wie Landwirtschaft durchaus notwendig ist, in solcher Weise bekämpfen, daß sie

425 Reichstagsreden mit allem möglichem Inhalt und oft von 8 stündiger Dauer halten, nur damit man schließlich der Beratung überdrüssig werde. Daß infolge dessen die Freunde des Zolltarifs schließlich auch nicht ganz gerade Wege suchten, um solche unlauteren Hindernisse möglichst zu beseitigen, ist begreiflich, aber auch nicht erfreulich. Zuletzt ist er in 19 stündiger Sitzung doch noch angenommen worden. Ungesund ist, daß alle wichtigeren Gesetze zum Wohle der ar-

beitenden Klassen von den Sozialdemokraten seit Jahren bekämpft worden sind, und doch sind durch die Versicherungsge-
setze allein im letzten Jahre 107 Millionen Mark wegen Unfall, 111 Millionen Mark an Invalide an über



Die Marienburg, Westseite mit Nogatbrücke.

1 1/2 Millionen Personen bezahlt worden, abgesehen von den Krankenbeihilfen. — In diesem Streit Aller gegen Alle ist aber auch Gefundes. Der Hausfreund meint, wir sind in einer großen Uebergangszeit, wo das Alte mit dem Neuen ringt, Gleichartiges schließt sich näher zusammen und manch Stücklein Selbstsucht geht dadurch auf in die bessere Allgemeinheit und größere Einheit. Es ist für das Parteiwesen fast wie ein Wink, daß dieses Jahr mehrere der alten bedeutenden Führer Bennigsen, Virchow, Rickert und Lieber gestorben sind. Auch der Fürst von Reuß ä. L., der nie das Deutsche Reich anerkannt hatte, ist nicht mehr da. Mehr als je hat der Kaiser auch

darauf hingewiesen, daß wir zusammen arbeiten müssen.

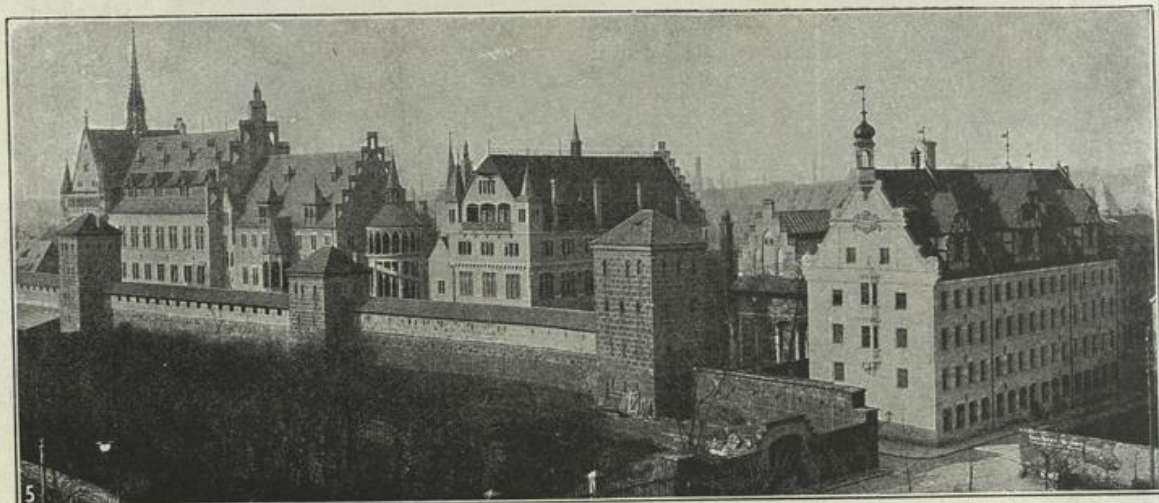
Die Herren Polen stehen in fortwährendem Kampfe gegen das Deutschtum; die kräftigen Maßregeln der Regierung gegen ihre Hekereien und für das Deutschtum, die Rede des Kaisers im Marienburger Schloß der ehemaligen Deutschritter hat sie so erregt, daß ihr Adel sogar die Beteiligung am Empfang des Kaisers in Posen ablehnte.

Diese glänzenden Kaiser-tage sind nicht die einzigen geblieben, die politische Bedeutung hatten. Der Besuch des Königs von Italien war wichtig für die Erneuerung des Dreibundes; das Zusammentreffen des Kaisers mit dem Zaren führte zum Austausch der intimsten Freundschaftsbezeugungen beider Herrscher, welche durch die Beteiligung der Minister besonderen Wert für deren Staaten erhalten. Ein beinahe alldeutsch zu nennendes

den deutschen Einheitsgedanken mit Begeisterung. Weniger erfreulich war es, daß die stammverwandten Buren generale nicht vom Kaiser empfangen worden sind. Es ist heute noch nicht klar, ob daran wirklich nur die Ungeschicklichkeit des ungenannten Vermittlers schuldig war. Desto größer war der Jubel der Bevölkerung, als die tapferen Generale in Berlin einzogen; die wackeren Männer waren selber überrascht über die Herzlichkeit und Begeisterung. Während so das Publikum nach wie vor mehr den Buren zuneigt, sucht die Regierung friedliches Auskommen mit dem flottenmächtigen England. Sogar zu einem Bündnis ist es gekommen, da beide Staaten gemeinsame Forderungen ihrer Angehörigen vom südamerikanischen Raubstaat Venezuela einzutreiben hatten; dabei mußte die neue Freundschaft mit Nord-Amerika vorsichtig behandelt werden.



König Viktor Emanuel von Italien.



Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg.

Fest war die 50jährige Feier der Gründung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg; in Gegenwart deutscher Fürsten und begrüßt von Vertretern aller deutschsprachigen Hochschulen Oesterreichs und der Schweiz feierte der Kaiser

Ob bei dem ganzen Handel das Reich nicht zu ängstlich aufgetreten ist, das ist die bange Frage vieler Vaterlandsfreunde. Eine weitere, immer bedenklichere Frage ist die Reform der Reichsfinanzen. Die jährlichen Beiträge der Bundes-

staaten schwanken je nach dem Bedarf des Reiches. Infolge dessen wissen die Regierungen derselben nie, ob nicht durch plötzliche Erhöhung dieser Beiträge alle ihre Bemühungen, im Finanzwesen ihrer Einzelstaaten Ordnung zu halten, über den Haufen geworfen werden. Der berühmte badische Finanzminister Dr. Buchenberger hat dies geradezu als den „dunkeln Punkt“ bezeichnet. Dunkle Punkte anderer Art finden sich auch noch in andern Bundesstaaten. In Sachsen hat die schmähliche „Eheirung“ der Kronprinzessin mit dem belgischen Sprachlehrer ihrer Kinder zu großer Erregung geführt, dabei aber auch andere dunkle Punkte am dortigen Hofe erkennen lassen. In Württemberg ist Kampf um die Schule, in Baden um die direkte Wahl und die Männerklöster. So regt und streckt es sich überall, im Großen wie im Kleinen, im Inland wie im Ausland. — Unter den kleineren Nachbarstaaten des Reiches stehen diesmal zwei besonders im Vordergrund:



Die drei Söhne des Kronprinzen von Sachsen: Prinz Georg, Prinz Friedr. Christian u. Prinz Ernst Heinrich.

Die Schweiz

ist von ihrem, letztes Jahr schon genannten Streit mit Italien noch rechtzeitig durch deutsche Vermittlung befreit worden; die Lage war schließlich so gespannt gewesen, daß man schon die Mobilmachung in aller Stille vorbereitete. Als Friedenszeichen konnte der König von Italien auf seiner Reise nach Berlin vom Bundespräsidenten am Gotthardtunnel begrüßt werden. So gern die Schweizer die deutsche Hilfe hier angenommen haben, so ungern wollen die Deutschschweizer eingestehen, daß sie deutschen Blutes und Geistes sind. Alle ihre großen Dichter haben es zwar deutlich ausgesprochen; ja gerade, daß sie deutsch sprechen, urdeutsch aussehen, und doch nicht Deutsche sein wollen, ist der beste Beweis, daß sie es sind, denn keiner verleugnet sein Volkstum so gerne wie der Deutsche im Ausland. So sind denn nicht bloß unerfahrene Studenten in ehrlich gemeinter Vaterlandsliebe, sondern auch ältere Leute auf die Entrüstungs-

kundgebung herein gefallen, die welsche Zeitungsschreiber in Bern gegen Prof. Vetter angezettelt hatten. Der hat nämlich bei der Feier des Germanischen National-Museums in Nürnberg als Vertreter der deutsch-schweizerischen Hochschulen davon geredet, daß die Schweiz eine Provinz des deutschen Geistes sei. Schlechte Berichterstattung, böser Wille, französischer Unverstand, Neigung zum Rabau, Eifersucht zwischen dem welschen Waadtland und dem deutschen Bern haben zu den Auftritten geführt, durch welche Berner und viele Schweizer vor der gebildeten Welt bis zur Lächerlichkeit getrieben worden sind. Der Hausfreund meint noch dazu, so harte deutsche Alemannenschädel nützen sich, der Schweiz und dem Reiche mehr, wenn sie außerhalb des Reiches bleiben, aber fest an ihrer deutsch-alemannischen Kultur halten. Es will ihm aber bedünken, als ob sie — wie alle echten Deutschen — sich noch viel zu arg vom Französischen imponieren lassen. Im Uebrigen hat die welsche Schweiz noch

viel mehr von sich reden gemacht: In Genf ist es fast zum Generalstreik gekommen und nur mit starkem Truppenaufgebot konnte Ruhe geschaffen werden. Die Ueberflutung der Schweiz mit guten und schlechten Ausländern wird besonders in den großen Städten der Grenze immer bedenklicher und nötigt zur Abhilfe. Die Vermehrung der Bevölkerung hatte auch eine Vermehrung der Vertreter im Nationalrat zur Folge und zu den steigenden Kosten der Volksschulen in den Kantonen muß fortan der Bund mit einer großen Summe beigezogen werden. Nennen wir noch den Streit um den neuen Zolltarif, der mit Vorteilen für die Landwirtschaft endete, so muß man gestehen, daß die kleine Schweiz Kämpfe durchzumachen hatte, wie sie nur ein Volk von gesunder deutscher Kraft und Ruhe ohne starke Störung bestehen kann. Der andere Nachbarstaat ist

Dänemark.

Seit dem Kampf um Schleswig-Holstein war das dänische Königshaus, dem die Zarinmutter, die Königin von England und der König von Griechenland entstammen, der Herd aller deutsch-feindlichen Politik. Noch bei seinem Antrittsbesuch war Kaiser Wilhelm dort so kühl behandelt worden, daß er ihn aufs äußerste abfürzte. Zum erstenmal erschien nun im Oktober der dänische Kronprinz am Berliner Hofe; im Frühjahr erwiderte der Kaiser diesen Besuch und fand eine ganz außerordentlich herzliche Aufnahme, wie auch er offenbar aller Herzen gewonnen hat. Diese Annäherung an ein wackeres Volk, das uns weit mehr stammverwandt ist als das englische Mischvolk, ist dem Hausfreund sehr erfreulich. In den Beziehungen zu

Schweden

hat sich nichts geändert. Bemerkenswert ist jedoch, daß in dem dortigen Reichstag wenigstens über die Möglichkeit eines deutsch-schwedischen Bündnisses geredet worden ist. Der Kronprinz, der als Gemahl der badi-schen Prinzessin Viktoria oft nach dem Deutschen Reiche kommt, hat für seinen kranken Vater die Regentschaft übernommen. Ueber die Annäherung der

Niederlande

an das stamm- und sprachverwandte Deutsche Reich wird immer noch viel hin und her geredet. Die unverhüllten Absichten Englands auf die Holländischen Kolonien drängen dazu, aber die Furcht vor etwaiger Einverleibung in das Deutsche Reich findet immer noch viele Gläubige,

wenn sie auch gerade so grundlos ist wie die der Schweizer. Daher ist es zu dem geplanten Postverein noch nicht gekommen. Einig sind aber beide Völker in der Teilnahme für die Buren: in Amsterdam wie in Berlin sind die Burengenerale mit Begeisterung empfangen worden. Das stammverwandte



Der Kronprinz von Dänemark mit seiner Schwester, Königin Alexandra von England.

Oesterreich

kommt aus dem ewigen Nationalitätenstreit nicht heraus. Die ernsthaftesten Versuche des Ministers von Körber, in Böhmen die Sprachenfrage möglichst unparteiisch zu regeln und das Entgegenkommen der deutschen Vertreter sind an der Maßlosigkeit der Tschechen gescheitert. Der „Ausgleich“ über die Gemeinsamkeit der Verwaltung mit Ungarn hat fast zur Kündigung des Zoll- und Handelsbündnisses beider Staaten geführt und ist mit Mühe und Not nach starken Zugeständnissen Oesterreichs am 31. Dezember spät abends noch unterzeichnet worden. Die „Los-von-Rom“-Bewegung geht weiter; die Alldeutsche Partei, welche den Eintritt in das Deutsche Reich verlangt, nimmt immer mehr zu; in Agram erheben sich die Kroaten gegen die Serben; in Triest vollführen Anarchisten große Plünde-

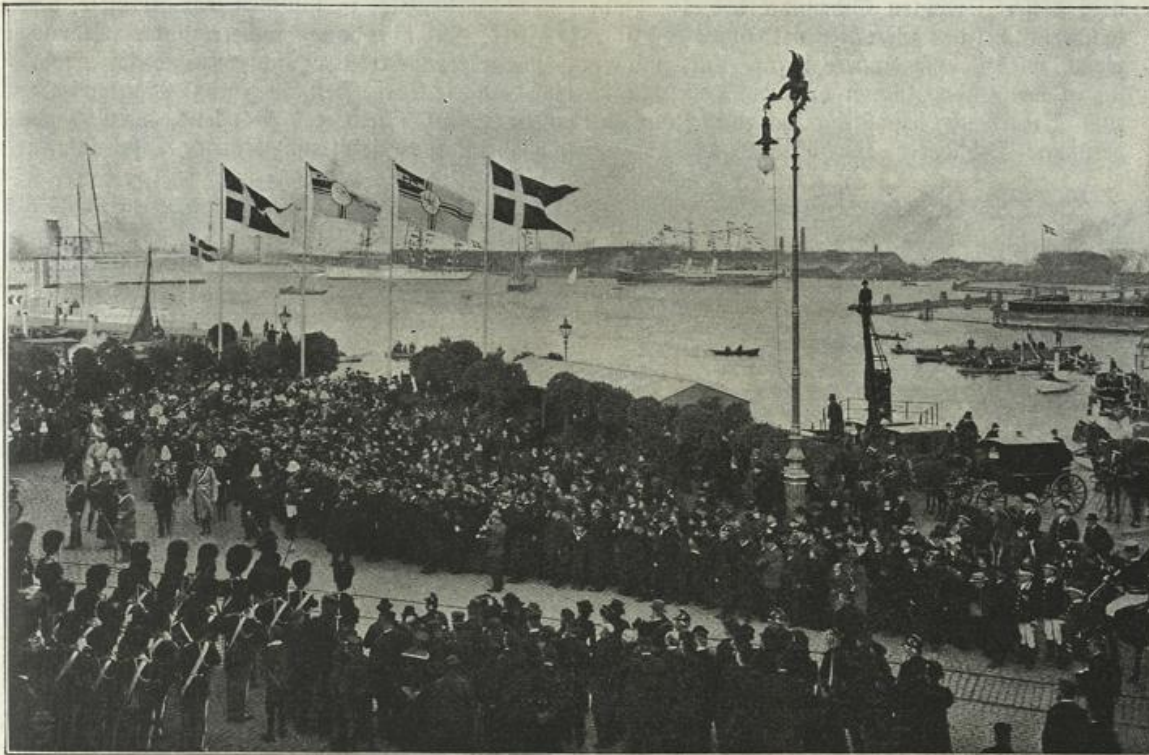
rungen; in Klausenburg gibt es bei der Einweihung des Denkmals von König Matthias Kundgebungen gegen die österreichische Hymne; in Galizien streiten die ruthenischen Bauern, weil sie von dem polnischen Adel ausgefogen werden. Kurz überall wackelt und wankt es, nur die Person des ehrwürdigen Kaisers Franz Josef hält das Reich noch zusammen. Was der Hausfreund von

Ungarn

früher gesagt hat, wird aufs neue bestätigt. In der Unterdrückung der Deutschen ist man jetzt so weit, daß die Gerichte direkten Auftrag erhalten haben, nur in magyarischem Sinne zu entscheiden und daß man offen zugesteht, Ungarn sei kein Rechtsstaat. Nach dem Ausland hin

Frankreich

ist voller Kämpfe. Die schon im letzten Jahre begonnene schärfere Aufsicht über die geistlichen Kongregationen hat zur Auswanderung vieler Mönche und Nonnen und Schließung der zahlreichen Schulen geführt. Die böse Schwindsucht, die Krankheit der armen Leute, welche



Kaiser Wilhelm und König Christian an der Landungsbrücke in Kopenhagen.

aber beruft man sich immer auf den Wortlaut der Gesetze, die allen Nationalitäten volle Freiheit lassen. Dabei werden deutsche Zeitungsredakteure grundlos verurteilt und ihres Lebensunterhaltes beraubt; die 400 000 Schwaben im Banat haben keine einzige deutsche Volksschule mehr; alle Ortsnamen werden in ungarische umgeändert und bei der Volkszählung arbeitet man mit Hochdruck, damit möglichst viele magyarisch als ihre Sprache angeben. Es gibt kein Land in Europa, wo die Kultur und Bildung in so starkem Grade nur Tünche und Ueberzug ist. — Auch

ein Minister geradezu die Krankheit Frankreichs nannte, gewinnt immer weitere Verbreitung. Kein Wunder daher, daß die Bevölkerungszahl abnimmt, und so hat man das Mindestmaß für die Rekrutengröße schon mehrmals herabgesetzt, nur damit man noch genug Leute kriegt. Dieser Mangel an Rekruten bildet ein Hauptbedenken gegen den Plan, die zweijährige Dienstzeit gleichmäßig für alle einzuführen. Auf das Heer legt der Franzose nach wie vor größten Wert, noch mehr als auf die Flotte. Ab und zu fühlt ein General auch das Bedürfnis, sich durch Revanchereden bekannt zu machen. So was wird zwar

bei uns nicht mehr Ernst genommen, bei den heißblütigen Franzosen findet aber noch immer ein Schwächer Anhänger genug. In geradezu unglaublicher Weise hat sich das gezeigt in der Humbert-Affäre, wo eine höchst gewandte Dame Jahrzehnte lang die gewiegtsten Bankiers, Juristen und hochgestellten Männer aller Art um Millionen betrogen, ihnen dabei noch eine Millionenerbschaft vorgespiegelt hat. Noch wird über diesen „größten Schwindel des 19. Jahrhunderts“ bei den Gerichten verhandelt und schon wacht wieder eine andere Affäre auf, mit der sich in den letzten Jahren auch die Deutschen bis zum Ueberdruß beschäftigt haben. Zola, der berühmte Schilderer französischen Lebens und

bei den Zuständen im Innern des Landes zu erreichen. Durch einen Gesetzesentwurf über die Einführung der bürgerlichen Ehescheidung ist die klerikale Gegnerschaft erregt worden. Die sehr schlimme Lage der unteren Klassen ist durch soziale Gesetze, besonders über Mißbrauch der Frauen- und Kinderarbeit, teils durch zahlreiche Streiks besonders der Landarbeiter verbessert worden. Die Regierung hat dabei mit vollem Recht mehrmals zu Gunsten der Arbeiter vermittelt, ist aber auch unberechtigter Störung fest entgegengetreten. Die ewige Stadt „Rom“ sah ein seltenes Fest in ihren Mauern oder vielmehr in denen des Vatikans, nämlich das 25 jährige Papstjubiläum Leo's XIII. In für



Papst Leo XIII. während der Jubiläumszeremonie im Vatikan.

größtstädtischen Schmutzes ist in seiner Wohnung an Kohlengas erstickt, Frankreich hat damit einen seiner größten Söhne verloren, aber die Dreyfußaffäre ist geblieben und wird von dem sozialistischen Abgeordneten Jaures zu neuem Leben erweckt.

Italien

Ist diesmal der einzige Großstaat, dessen Einnahmen bedeutend gestiegen sind. Der König arbeitet eifrig an der Hebung seines Landes. Die Stellung nach außen hat er gefestigt durch vorsichtige Fortsetzung der neu gewonnenen näheren Beziehungen zu Frankreich und England. Beim Zaren und dem deutschen Kaiser hat er seine Antrittsbesuche gemacht, wobei natürlich allerlei Politisches besprochen wurde. Bei der Erneuerung des Dreibundes ist Italien so wesentlich beteiligt gewesen, daß der deutsche Reichskanzler dorthin reiste; früher war dies umgekehrt, wie es scheint, hat es einige Handelsvorteile gewonnen. Schwerer freilich sind Erfolge

sein hohes Alter staunenswerter Rüstigkeit hat Leo XIII. sein Jubiläum begangen und aus allen Teilen der Welt eilten Angehörige aller Stände herbei, um dem Jubilar ihre Wünsche darzubringen. Dem Italien stamm- und glaubensverwandten

Spanien

wäre wohl auch zu wünschen, daß der Staat sich mehr um die Lage der Arbeiter und überhaupt um die soziale Stellung des Einzelnen kümmert. Aber immer mehr sinkt dieser Staat. Der junge König ist offenbar noch nicht viel mehr als ein Dekorationsstück. Die Schulden vom Krieg mit Amerika drücken und doch wird die Frage des Eingreifens in die Revolutionen in Marokko immer brennender. Weit behaglicheres Leben wird jetzt der dicke König von

Portugal

führen können. Alle großen Sorgen um sein Land hat er so ziemlich abgegeben; die Freundschaft

mit England ist durch Besuch und Gegenbesuch der beiden Könige so dick geworden, daß man bald nicht mehr wissen wird, was englisch — nein was noch portugiesisch ist. Die Delagoabay und die Dienste gegen die Buren sind schon des englischen Geldes und Königbesuches wert! Hier war

England

gar schnell bereit, zu sagen: nur keine Sorge, ich zahle Alles. Ganz anders bei den besiegten Buren. Die drei Generale Botha, De la Ren und De Wet hatten ehrlich sich unterworfen, sich im Auftrag der Buren nach England begeben und ihre neue Regierung zur Milde des Glends ersuchte, das deren rohe Kriegführung weit und breit verursacht hatte. Vergebens; erst als sie sich an die ganze zivilisierte Welt um Hilfe wandte, als sie in Europa und besonders in Berlin von der Bevölkerung mit Jubel und Ehren begrüßt wurden, erst da, unter dem gewaltigen Druck einer Beschämung vor der ganzen Welt, löste England seine versprochene moralische und menschliche Verpflichtung ein und zahlte die zur Wiederbelebung seiner eigenen neuen Kolonien nötigen Gelder. Diese und ähnliche Härten sind seine Antwort auf die außerordentlich rauhe, vertragshehrliche Erfüllung der Friedensbedingungen durch die Masse der Buren. Die gute Gelegenheit zur Versöhnung wurde dadurch verpaßt und schon jetzt stellt sich heraus, daß der durch das Land gehende Schnitt zwischen Holländern und Engländern nur noch tiefer geworden ist. Der Kolonialminister Chamberlain ist zu spät auf den Gedanken gekommen, sich einmal selbst die Dinge anzusehen. Obwohl er nur in Extrazügen und auf den Hauptlinien reiste, hat er doch so viel gesehen, daß er zugeben mußte, es seien vor dem Krieg bedeutende „Missverständnisse“ vorgekommen. So ist es ein teureres Krönungsgeſchenk, das

England seinem König Eduard gegeben hat, und er wird noch lange seine liebe Not mit der neuen Kolonie haben. Vorläufig jedoch ist er froh: seine Krönung hat er schließlich doch mit all dem Prunk und den altertümlichen Sonderbarkeiten gefeiert, die in England noch so beliebt

sind. Doch wird er nimmer ganz gesund und trotz aller amtlichen Verschleierungen werden von Zeit zu Zeit Rückfälle bekannt. Statt daß er den üblichen Antrittsbesuch macht, ist der allzeit rüstige kräftige Deutsche Kaiser zu ihm hinüber gefahren. Dieser Besuch in erster Linie hatte wohl die Folge, daß beide Regierungen sich zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die südamerikanische Lumpenrepublik Venezuela geeinigt haben. Daß diesmal England nicht wie es sonst so oft seit Jahrhunderte getan hatte, seinen Verbündeten im Stiche ließ, ist wohl nur der Freundschaft beider Fürsten zu danken. An öffentlichen Aufforderungen dazu hat es an England nicht gefehlt. Die Stimmung des englischen Publikums gegen Deutschland ist aber wieder so giftig geworden, daß auch der beste Englandsfreund im Reich nicht mehr sagen kann, die deutschen Burenfreunde hätten mit Englandhekerien angefangen. Durch den Burenkrieg fühlt sich England stärker als je und an verschiedenen Punkten der Welt tritt es wieder



Kaiser Wilhelm in der Uniform seines englischen Dragoner-Regiments.

festen auf.

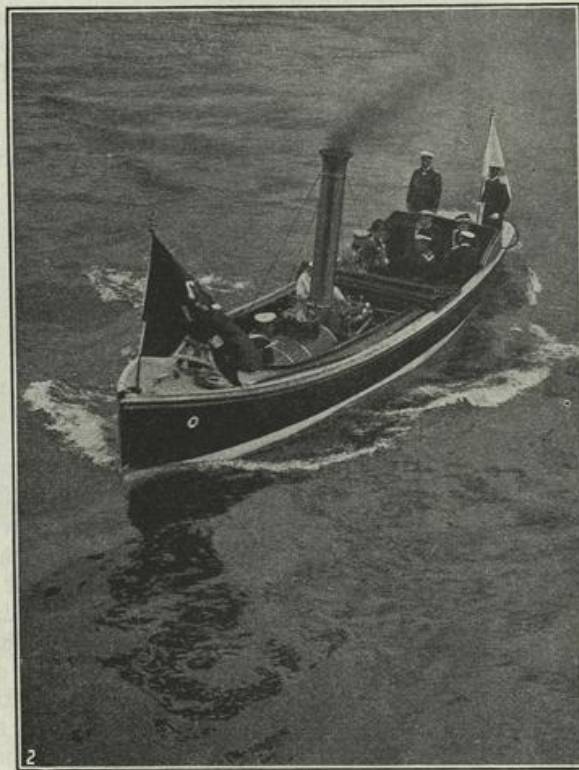
Besondere Aufmerksamkeit wirft es natürlich auf seinen Hauptgegner Rußland. Ueberall auf der Welt stößt es auf dieses oder wenigstens auf Frankreich, das jetzt sein Bündnis mit Rußland auch auf die Politik in Asien ausgedehnt hat. In Persien, in Afghanistan, in China wird Rußland ein immer empfindlicherer Gegner, so daß sich England genötigt sah, den Hauptfeind, den Rußland in Ostasien hat, dem aufstrebenden Japan ein günstiges Bündnis auf gegenseitige Hilfe im Kriegsfall zu gewähren.

England hat wohl gemerkt, daß es während des Burenkriegs bedenkliche Blößen für feindlichen Kriegsangriff gezeigt hat und daß mehr die gegenseitige Eifersucht der Mächte als die Furcht vor Englands Macht die Ursache war, weshalb die Buren allein gelassen wurden. Es hat sich heraus gestellt, daß es ziemlich leicht möglich ist, England lahm zu legen, sobald eine Flotte groß genug ist, um die Getreidezufuhr mehrere Monate lang abzuschneiden. Deshalb sucht sich England mit den gewaltig aufstrebenden Vereinigten Staaten möglichst gut zu stellen und scheut vor Schmeicheleien und vor einer Fortsetzung der Preßheße gegen alles Deutsche bei den Amerikanern nicht zurück. Der Deutsche ist eben diesem Volke bis aufs Blut verhaßt, weil er durch seine Tatkraft und Ausdauer überall im Handel große Erfolge erringt, während der Engländer bis 1870 gewohnt war im Hauptbesitz aller einträglichen Handelsgeschäfte zu sein. Solcher Volksstimmung kann eine parlamentarische Regierung wie die englische sich auf die Dauer nicht entziehen. Deshalb wird die Freundschaft des Kaisers mit dem Alleinherrscher von

Rußland

immer wertvoller für das Reich und für den Frieden überhaupt sein. Durch den diesmaligen Besuch ist die persönliche Freundschaft nur noch enger geworden. Weil es seinem Lande nützt und der Deutsche Kaiser darum weiß, hält sich der Zar die Republik Frankreich warm, und ließ sich vom Präsidenten Loubet wieder besuchen. Im Uebrigen aber ist im Innern des großen Reiches noch fast Alles im Argen; was der

Hausfreund im vorigen Jahre über Finnland, über Hungersnot und Aufruhr sagen mußte, ist auch jetzt nicht besser geworden. Die Anfänge, die der Zar mit vorsichtigen Reformen macht, können erst später wirksam werden, wenn sie überhaupt von den durch und durch verderbten Beamten in dem weiten Reich ausgeführt werden. Bei solchen Zuständen im Innern und der Notwendigkeit, die große Ausdehnungspolitik in Asien gegenüber Englands stärkerem Auftreten fest zu betreiben, kommen für Rußland die Unruhen in der



Kaiser Wilhelm und der Zar in der russischen Kaiserpinasse.

Türkei

recht wenig gelegen. Für den Weltfrieden ist es aber um so besser, daß in diesem ewig brodelnden Kriegsherd Europas das Feuer von allen Seiten möglichst beschränkt wird. Auf einer großen Rundreise in den nördlichen Balkanstaaten und über Wien scheint der russische Minister Lambsdorff alles besprochen zu haben, was die Ausdehnung der von Bulgarien begünstigten Aufstände der Mazedonier zu einem großen europäischen Kriege verhindert. So kümmerts

den Hausfreund vorläufig auch nicht so arg, wenn dahinten in der Türkei nicht nur zur Erinnerung an die Siege vor 25 Jahren Salut, sondern auch zwischen Türken und Mazedoniern scharf geschossen wird. Wichtiger schon ist ihm die Bewegung der Muhamedaner in

Afrika.

Durch den großen Karawanenverkehr und die Pilgerreisen nach Mekka steht die ganze muhamedanische Welt in engerer Verbindung als es scheint. Gerade jetzt regt sich das religiöse und nationale Bewußtsein auch hier gegen die Fremden

und Andersgläubigen wieder lebhafter. Besonders Marokko ist in vollen Aufstand gegen seinen fremdenfreundlichen Sultan; gar leicht könnte sich hier etwas Größeres ausspinnen, denn Spanien hat von Altersher Rechte und Ansprüche, England will natürlich immer etwas haben, Frankreich ist durch Algier wichtiger

Nachbar, der schon mehrmals so kleine „Grenzberichtigungen“ durchgesetzt hat; daß auch das Deutsche Reich wenigstens große Handelsinteressen hat, zeigt der noch zu wenig bekannte Umstand, daß es 16 eigene Postämter dort eingerichtet hat. So hat Afrika auch nach dem Burenkrieg nicht das allgemeine Interesse verloren. Frankreich gründet sich dort ein gewaltiges Reich, rings um die Sahara von Algier bis zum Kongo; England beherrscht den Süden und den Osten, Belgien verwaltet die Mitte durch den Kongostaat, das Deutsche Reich hat dazwischen einige kleinere Brocken eingesprengt, in denen leider die zu starke Militär- und Beamtenregierung die lebhafteste und gesunde Entwicklung hemmt. Hat doch die Regierung aus bloßer Angst vor dem Selbständigkeitsinn der Buren deren Einwanderung möglichst erschwert, während sie englischen Gesellschaften das Land und fast alle Ausbeutungsrechte fast geschenkt hat.

Wenden wir den Blick zu dem benachbarten Erbteil

Asien,

so stoßen wir auch dort wieder auf die Kämpfe der guten und schlechten Freunde in Europa. Auch da arbeitet Frankreich an der Vergrößerung seines Kolonialreiches Tonking und hat dem König von Siam in Frieden und Freundschaft

wieder einmal ein Stück Land abgenommen; das gleiche haben auf dessen Westseite die Engländer schon früher getan. Die fremden Truppen sind jetzt alle wieder aus China weg, auch die deutsche Besatzung aus Shanghai ist leider wieder zurückgezogen worden. Die Engländer haben natürlich auch bei dieser Gelegenheit wieder



Sultan Muley Abdul Aziz von Marokko.

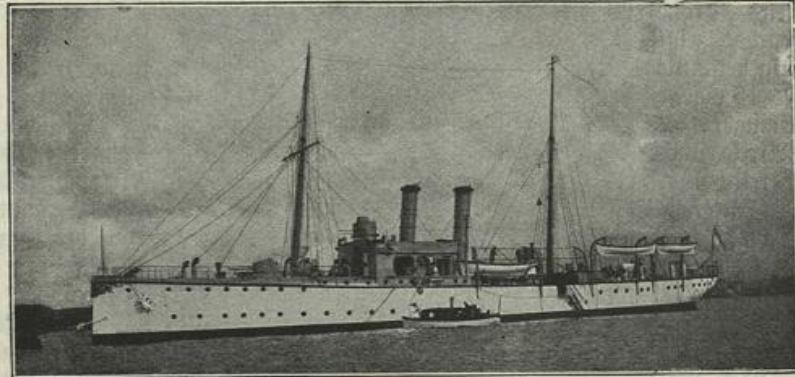
das ehrliche und vertrags-treue Verhalten der Deutschen Regierung verleumdete. Raum sind die europäischen Truppen aus dem Land, so beginnt ein Aufstand nach dem andern, schon geht es wieder gegen die Missionare und die Fremden, die Chinesische Diplomatie benützt schlau und gewandt die Spaltung der Großmächte und erreicht so allerlei Erleichterungen in der Zahlung der Kriegssentschädigung. Unterdessen bringt fast jedes Schiff Chinesische Studenten nach Japan und japanische Lehrer nach China und damit frisches Leben in den vermorsteten Kolos; die Europäer werden dies bald zu fühlen haben. — Ueber all den Buren- und Chinesenkämpfen vergißt man in der Welt fast, daß die Amerikaner immer noch nicht die Philippiner unterworfen haben; es scheint, daß die Kriegsführung jener und die Verteidigung dieser in

manchen unerfreulichen Punkten bedenklich an den Burenkrieg erinnert. Das macht dem Nordamerikaner aber nichts; er fühlt sich mehr denn je als den zukünftigen Herrn der Welt. Vorläufig allerdings hat

Nord-Amerika

doch noch nicht verhindern können, daß das Deutsche Reich, England und Italien die Zahlung der jahrelang verweigerten Schulden der Südamerikanischen Republik Venezuela durch be-

waffnete Blockade erzwang. Nach dem Grundsatz des früheren Präsidenten Monroe soll nämlich keine europäische Macht das Recht haben, sich in amerikanische Verhältnisse einzumischen. Doch jetzt, wo es hätte für die Schulden aufkommen müssen, zog es vor, die Verbündeten ihr Recht selbst holen zu lassen. Immerhin hätte der Abenteurer, der als Präsident die venezuelische „Regierung“ führt, kaum den Mut gehabt, so frech aufzutreten, hätte er nicht die heimlich schützende Hand der Vereinigten Staaten gefühlt. So ist zwar nach Eroberung der Flotte und Beschließung eines Forts die Zahlung durchgesetzt worden, doch hat England, um sich einzuschmeicheln, den Montroegrundsatz anerkannt. Auch das Deutsche Reich hat den Vereinigten Staaten beruhigende Zusicherungen über sein Eingreifen geben müssen, denn die englische Presse verleumdete wie auf Kommando wegen angeblicher deutscher Gewalttaten wieder drauf los. Auch sonst hatte unsere Flotte in diesen Gegenden zu tun. Das Kanonenboot Panther schoß ein solches der Republik Haiti in den Grund, da es deutsche Handelsschiffe beraubt hatte. Ein wichtiger Schritt für die zukünftige Machtstellung der Vereinigten Staaten ist auch der Ankauf des immer noch unvollendeten Panamakanals und die Abtretung des dazu nötigen Gebietes der Republik Kolumbia. Der Kanal, welcher den bisherigen weiten Umweg um Süd-Amerika herum für den internationalen Handel unnötig macht, ist somit ganz und gar in den Händen der Nord-Amerikaner. — Während in Süd-Amerika die unvermeidlichen und üblichen Revolutionen stattfinden, geht es auch



Das deutsche Kanonenboot „Panther.“

in Nord-Amerika nicht so still zu. Präsident Roosevelt reist sehr viel herum und hält Wahl- und andere Reden, in denen er zum Teil bedeutende Reformen besonders gegen die Uebergriffe des Kapitals ankündigt. In einem gewaltigen Kohlenstreik, der ein Landesunglück zu werden drohte, brachte er durch gute Beeinflussung der öffentlichen Meinung die Unternehmer zum Schiedsgericht und so den Streik zum Abschluß. Infolge der Reise des Prinzen Heinrich haben sich dort vielfach die Deutschen mehr zusammengeschlossen und sind in Amerika mehr in den Vordergrund getreten. Im Deutschen Reich ist als Folge der Reise eine starke Zunahme der

amerikanischen Konkurrenz eingetreten. Zu den Leuten aber, die nur von einer Erdrückung durch Amerika reden oder sich mit allen Amerikanern imponieren lassen, gehört der Hausfreund noch lange nicht. Wenn sich auch mit Geld sehr vieles in der Welt erreichen läßt; Alles, wie der Amerikaner glaubt, hängt doch nicht davon ab. Auch dort ist nicht alles so glänzend im Staate, im Handel und Wandel und dem Leben der Menschen, wie es von ferne aussieht. Hat doch jüngst selbst Präsident Roosevelt zu besserer Pflege des Familienlebens ermuntert. Deshalb, solange auch noch ideale Güter, Herz und Gemüt vom deutschen Volke gepflegt werden, solange noch deutsche Kinder mit gesunden roten Backen in den Wäldern frohe deutsche Lieder erschallen lassen, so lange wird weder der Amerikanismus, noch die Chinesengefahr uns erdrücken können; so lange werden die deutsch redenden Völker frisch bleiben und als Deutsche ihr herrlich Teil an dem Fortschritt der Menschheit zum Höheren mitarbeiten.

